

Aus dem Lechrain.

Zur deutschen

Sitten- und Sagenkunde

von

Karl Freiherrn von Leoprechting.

München.
Literarisch-artistische Anstalt.
1855.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Vorwort.

Das Land, so auf beiden Seiten des Lechs sich von Füßen bis Rain erstreckt, wird der Lechrain genannt. Vor dem Eindringen der Römer bewohnten diese Gegend die Vindelicier, welche aus vier Volksstämmen bestanden, und deren Hauptstadt Augsburg (Augusta Vindelicorum) war. Wie sich nach Auflösung des großen Römerreiches in Deutschland nach und nach die Gauen, denen später die Grafschaften folgten, bildeten, ist bekannt, obwohl derselben jeweilige Ausdehnung noch vielfach bestritten. Oberhalb Augsburg gehörte Alles dem uralten Geschlechte der Welfen, deren Besitz daselbst sich urkundlich bis in das sechste Jahrhundert zurückverfolgen läßt. In deren reiches Erbe traten die Hohenstaufen, und nach deren Erlöschen die Wittelsbacher. Die Patrimonialgüter der Letzteren erstreckten sich längs des untern Lechraines zu beiden Seiten der Paar.

Der Name „Lechrain“ bedeutet das Land mit dem Abhang beider Gestade, diesem Flusse zu. Auch die Isar, die Amper rc. hatten in ältern Zeiten ihren Isar-, Amperrain; doch hat sich die letztere Benennung schon längst verloren.

Seit ältester Zeit ist der Lech die Grenzmarke zwischen Bayern und Schwabenland, und obwohl bayrhalb die Sprache schon einen merklich schwäbischen Anklang gewinnt, so ist doch die Gebar in Tracht, Sitten und Gewohnheiten urbayrisch. Auch der wechselseitige Verkehr ist noch heute gleich null, und gegenseitige Mißachtung und Verspottung besteht auch hier, wie bei allen Grenzanwohnern in hohem Grade. Das altbayrische Sprichwort über der Schwaben Ursprung (Die Schwaben sind von hohem Stamm, sie sch . . . . . ein Reiger ab einem Baum nieder zur Erden auf einen Rain; davon die Schwaben kommen seyn) hört man nirgends so oft wie hier; wogegen die Schwaben mit Witzen über der Bayern Grobheit allzeit Vergeltung zu üben nicht säumen.

Aventin, Bayerns größter Geschichtsforscher, schrieb vor dreihundert Jahren: „Das Beyerisch Volck ist geistlich schlecht vnd gerecht, gehet, leufft gern Kirchförten, hat auch viel Kirchfart, legt sich mehr auff den Ackerbauw vnd das Vihe denn auff die Krieg, denen es nit fast nachlaufft, bleibt gern daheim, reyßt nicht fast auß in frembde Land, trinckt sehr, macht viel Kinder, ist etwas vnfreundtlich vnd eynmütig als die nit viel außkommen, gern eynheims erhalten, wenig handthierung treiben, frembde Land vnd gegend nit heimsuchen. Achten nit der kauffmanschaft, kommen auch die Kauffleute nicht fast zu jnen, vnd in gantzen Beyerland sind dreyerlei Stend, die da zu ehren vnd verwalten Land vnd Leut gebraucht werden.

Der gemein mann so auff dem Gä vnd Land sitzt gibt sich auff den Ackerbauw vnd das Vihe, liegt demselben allein ob, darff sich nichts on gescheft der Obrigkeit vnderstehen, wirdt auch in keinen Raht genommen oder Landschafft erfodert, doch ist er sonst frey, mag auch frey ledig eygne Güter haben, dient seinem Herren, der sonst kein gewalt vber jn hat, järlich Gelt, Zinse vnd scharbach, thut sonst was er wil, sitzt tag vnd nacht bey dem Wein, schreyet, singt, tantzt, kartet, spielt, mag Wehren tragen, Schweinspieß vnd lang Messer. Grosse vnd vberflüssig Hochzeit, Todtenmal vnd Kirchtag haben, ist ehrlich vnd vnstrefflich, reicht keinem zu nachtheil, kompt keinem zum Vbel." — Diese Schilderung, so unübertrefflich in ihrer schlichten Einfachheit, kann auch heute noch in ihrem größeren Theile für eine wahrheitgetreue gelten.

Wenn man den Lechrain in drei Theile theilt, so bildet die Gegend zwischen Friedberg und Schongau, sohin dem größern Theile nach das Landgericht Landsberg, den mittleren Lechrain. Dieser scheidet sich der Güte des Bodens nach wiederum in drei wesentlich verschiedene Abtheilungen. Die Poststraße, so von München über Landsberg nach dem Allgäu führt, theilt denselben bayrhalb in das Ober- und Unterland. Die dritte Abtheilung, welche auf der linken Seite des Lechs liegt und das Lechfeld genannt wird, ist schon ganz schwäbisch, obwohl noch ein Theil nach Oberbayern gehört. Dieses

Lechfeld, berühmt wegen der großen Hunnenschlacht, wo St. Ulrich, nach St. Mang ein hochverehrter Patron am Lechrain, den Sieg erfechten half, dessen Erinnerung in Wort und Bild noch allenthalben lebt, ist eigentlich nur eine große Heide; doch sind einige stattliche Schlösser und wohlhäbige Dörfer darin. Ein schöneres Bild gewährt das Unterland. Eine breite Hochfläche von aufgeschwemmtem Boden wogt hier das schönste Getreide in unübersehbarer Fläche. Landsberg selbst hat noch dieselbe gute Feldung, doch gleich oberhalb nimmt dieselbe ab und verliert sich in immer schlechter werdenden Erdarten schon bei Issing in Mösern und Filzen bis gen Schongau zu. Die beste Einsicht verleiht das nach dem Grundsteuerfuß aufgesetzte Verzeichniß der Größtbegüterten des Landgerichtes Landsberg. Es sind da achtzig Gutsbesitzer zusammengestellt, von denen nur fünf in dem Oberland und drei auf dem Lechfeld wohnen. Das Spital in Landsberg, drei größere Gutsbesitzer vom Adel und fünf Bräuer in Landsberg abgerechnet, sind die übrigen vierundsechzig unter diesen achtzig Besitzern sammt und sonders Bauern vom Unterland, welches noch überdieß die bei weitem kleinste dieser drei Abtheilungen ist.

Dem mittleren Lechrain sind die nachfolgenden Sammlungen entnommen. Bei dem Beifall, mit welchem von urtheilfähiger Seite alle Forschungen über unseres deutschen Volkes Leben und Denken in Gebräuchen und Sitten, Glauben und Aberglauben

aufgemuntert werden, bedürfen dieselben keiner besondern Rechtfertigung. Daß ich vorzugsweise die Religion des niedern Hausbedarfes, den Aberglauben, zum Gegenstand der Forschung genommen, hat seinen Grund darin, daß eben über diesen noch so gar wenig Erschöpfendes und folgerichtig Erklärendes zu Tag gebracht worden ist.

An und für sich steht er zur Aufhellung mythologischer Forschungen allerdings hinter den Sagen und Märlein, obwohl der Werth der letzteren überschätzt worden seyn mag. Die vollständige Darlegung eines Zusammenhanges unseres ganzen Sagengebäudes mit jenem der alten Götterlehre fehlt noch immer und sohin auch die Verständigung. Diese vorbereiten zu helfen, ist die Aufgabe des Sammlers.

Wer nun auch nachstehende Blätter durchgehen mag, wird gestehen müssen, daß sie nur aus dem innersten Marke unseres Volkes entnommen seyn können. Ich habe sie deßhalb auch gegeben, wie ich sie vernommen: in gläubigem, volksmäßigem Sinn.

Schmeller und Panzer, die mich unterstützt und aufgemuntert, weilen leider! nicht mehr unter uns. Ein Gefühl reichen Dankes wird ihnen immer gesichert seyn. Ohne des Erstern einzig dastehendes bayrisches Wörterbuch wäre mir die Fassung des Ganzen nicht so leicht geworden. Da dasselbe allgemein bekannt, hielt ich eine erläuternde Beigabe der zahlreich vorkommenden bayrischen Ausdrücke für unnöthig. In der Rechtschreibung dieser Worte habe ich allein

Schmellers Bestimmungen, der besten Quelle, gefolgt. — Wesentlichen Dank für die freundschaftlichste Unterstützung in wissenschaftlichem Rath und Ausweis habe ich auch noch Herrn Pfarrer Gotthard, Professor Sepp und Dr. Steub, sowie Baron Karl Perfall, welcher sich der Lieder mit ihren Weisen angenommen, zu spenden, wobei ich nicht unterlassen kann, alle Freunde deutscher Sagenkunde auf die demnächst erscheinenden Sammlungen von Professor Sepp aus den Gebieten von Tölz und Werdenfels aufmerksam zu machen, welche der Lage wie volklicher Verwandtschaft nach sich dem Lechrain anreihen.

Sollten diese Blätter, wie verehrte Freunde wollen, wirklich für Kunde deutscher Vorzeit und Gegenwart einigen Werth haben, so hat der Zweck derselben das Ziel meiner Wünsche erreicht.

München, nach Ostern 1855.

Inhalt.

Erzählungen aus dem Volke.

Diese nachhinfolgenden Erzählungen können nur zum allerkleinsten Theile in Wahrheit Sagen genannt werden. Die mehrsten davon sind allzu neu, und von den Erzählern theils selbst erlebt, theils doch mit erschaut, so daß an eine Ueberlieferung aus alten Zeiten nur in der Anschauungsweise gedacht werden darf. Es handelt sich in diesen Geschichten weit aus um Erlebnisse der allerneuesten Zeit, und beinahe alle spielen in diesem Jahrhundert. Sie unterscheiden sich daher wesentlich von allen gelieferten Schöpfungen dieser Art. Der den Freund des Alterthumes so anheimelnde Zauber längst verklungener Mären geht ihnen gänzlich ab; daß aber solche, der Aufklärung längst verfallen gedachte und in der Urauffassung dem höchsten Alterthum entstammende Begebenheiten sich noch wirklich so ereignen, dürfte in vielen Beziehungen doch auch denkwürdig zu nennen seyn. Sie folgen, wie sie dem Volksmund entnommen wurden, in treuer Wiedergabe, nichts davon und nichts dazu, und ohne weitere Aburtheilung. Die Zeit des oberflächlichen Verwerfens aller Dinge, die nicht so geradeweg in den menschlichen Verstand eingehen, ist ohnehin vorüber, und so manches, was als gehaltloser Aberglauben vorlang schon verworfen worden, ist vor scharfen Geistern der Neuzeit,

wenn auch in anderer Auffassung, wieder zu Ehren gekommen. In dem Wunsche zu solchen Sammlungen und in der Art der Beurtheilung liegt zwischen der Mystik von Görres und der deutschen Mythologie von Grimm eine weite Kluft. Diese zu überschreiten, möge solchen Größen überlassen bleiben.

Die bereits mit Erfolg erstrebten Sammlungen von Beiträgen deutschen Glaubens und Denkens heidnischer Vorzeit in Sagen, Liedern, abergläubischen Gebräuchen und dergl. mehr, veranlaßten auch die Zusammenstellung dieser Blätter, welche gerade für den Gesammtaberglauben so manches liefern, was, weil aus dem innern, geheimen Leben des Volkes geschöpft, den Altmeistern dieser Wissenschaft eine oder die andere Lücke vielleicht ergänzen mag. Denn wenn gleich der neuern Zeit entnommen, geben sie in ihrem innern Stoff eine solche Fülle alter Betrachtungsart, daß sie den dem Alterthume entnommenen Sagen sicher in vieler Beziehung nicht nachstehen werden.

Die in so vielen Gauen Deutschlands an alten gebrochenen Burgen und Trümmern jederlei Art haftenden geschichtlichen Sagen sind im größern Theile Altbayerns aus dem einfachen Grunde selten, weil es an so wenig Orten Ruinen gibt, der Gegenstand der Sage demnach längst den Augen entrückt worden ist. Dieselbe Armuth an Steinen, welche zum Ziegelbau zwingt, ließ auch frühzeitig alle verfallenden Gebäude anderweitig verwenden, so daß an den mehrsten dieser Orte auch keine Spur mehr aus früherer Zeit zu ersehen. Ein anderes ist

es mit den versunkenen Schlössern. Solcher gibt es unzählige. Es sind dieß aber nur einfache Erdverschanzungen in Wäldern und Oedungen, inner welchen, wenn auch in späterer Zeit hie und da bei Gefechten benützt, niemals größere Gebäude, geschweige denn Burgen gestanden sind. Die Art der Anlage deutet unzweifelhaft auf Römerhand; der Mangel jeglichen Urbaus aber beweist, daß niemals hier feste Gebäude gestanden haben können. Darum hat der Wahn des Volkes das Schloß innerhalb der noch vorhandenen Gräben und Wälle versinken lassen. Dieser Glauben ist allgemein und überall gleich. Daß gewöhnlich viele Schätze da hinab mit versunken seyen, wird zumeist mit erzählt. Anderes haftet nicht daran, was zur Geschichte seiner Bewohner zählen könnte, deren es vermuthlich ja ohnehin nie längere Zeit gehabt haben wird.

Der leidende und thätige Aberglauben in weitester Umfassung spielt demnach in allen Sagen und Erzählungen die größte Rolle. Ersterer, ebenso unschädlich als oft von höchster dichterischer Schönheit, bildet gleichsam eine Religion für den ganzen niedern Hausbedarf, und blieb bei seinen altbewährten Deutungen und verschiedenartigsten Richtungen beinahe unwandelbar durch die Läuft aller Zeiten. Gleichwohl ist er im Verschwinden begriffen; er ist zu unschuldig für das vernüchterte neue Geschlecht. Die alten heitern Tänze, die stillfrohen Spiele und die gemüthlichen Lieder, sie gehen alle sammtander dahin, nichts zurücklassend, als ein wüstes Haschen nach Geld und Gut. Anders ist es ebendaher um den

thätigen Aberglauben, welchem stets ein ausübender Zweck zu Grunde liegt, und welcher der zunehmenden Wuth nach Reichthum und Genuß die Mittel herschaffen soll, dieselbe zu befriedigen. Mit der sogenannten Aufklärung hat man dem Volke wohl seinen Glauben, durchaus aber nicht den Aberglauben, den thätigen, teuflischen entziehen können, dieser geht mit dem Unglauben Hand in Hand. Die hie und da zu Tage kommenden Begebenheiten nach dieser dunkeln Seite des geheimnißvollen Abgrundes der menschlichen Seele sind in ihren räthselvollen Erscheinungen noch wenig ergründet, so daß man wohl fragen darf, wo endet Naturlauf, und wo beginnt Eingriff der außerweltlichen feindlichen Mächte? Vor allem sind es die Schäfer, wie sie aus Württemberg nach Bayern kommen, welche in Teufelsbeschwörungen und Ausübung jeder Art von schwarzer Kunst unglaublich bewandert sind. Eines christlichen Glaubens und Bekenntnisses sind sie meist gänzlich baar, doch was von katholischen Segen und Weihungen ihnen tauglich, das ist ihnen, obwohl sie zumeist protestantischer Abkunft, gut bekannt. Die ganze schwarze Kunst ist voll Vermischung christlicher Sprüche mit teuflischen Beschwörungen.

Es ist daher ein eben so großer als weitverbreiteter Irrthum, daß man die Geistlichkeit beschuldigt, dem Aberglauben geflissentlich Vorschub zu leisten. Das gerade Gegentheil ist der Fall, und, abgesehen von einem großen Theile der heutigen Priesterschaft, welcher sogar vom verneinenden Geiste der Zeit angesteckt ist, so beweisen die kanonischen Gesetze und Verhaltungsmaßregeln

aller Zeiten allen denen, welchen im Ernst um die Wahrheit zu thun und denen das Christenthum nicht selbst zum Aberglauben geworden, das völlig Grundlose dieser von den Brüdern in Belzebub ausgeheckten Beschuldigung. Daß gerade der gemeine Mann in Altbayern nichts mehr beklagt, als daß seine Geistlichen einen so schlechten Glauben an die Hexen und Truden und die Verzauberungen jeder Art haben und alles als einen sündhaften Aberglauben verwerfen, kann sich jedweder überzeugen, der nur auf das Land hinausgehen mag. Daß aber ein solches auch schon in früheren Zeiten der Fall gewesen, beweist mir unter andern eine zu Gesicht gekommene Abschrift des Romanus Büchlein aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, worin der des Schreibens wenig geübte Abschreiber am Ende des Ganzen mit folgender klagender Ermahnung schließt: Lasset uns nicht über dieses höchste Wesen entscheiden, wie unsere Geistlichen thun, sondern soll ein tiefes Stillschweigen beobachtet werden. Lasset uns die höchste Gottheit anbeten um aller Menschen Hülfe. Seine Natur ist unermeßlich und unser Geist verliert sich darinnen. Um zu wissen, was Er ist, müßte man Er Selbsten seyn!

Dieser Eingang wie die ganze Darstellung in den folgenden Blättern mag in seiner gläubigen Auffassung nach gar mancher Seite hin anstoßen. Des Sammlers Pflicht erfordert jedoch Alles so getreu und unverfälscht wiederzugeben, wie es nur immer aus des Volkes Mund zu erholen ist. Eine kritische Beurtheilung des Aberglaubens überhaupt, wie ein tieferes Eingehen in dessen

Werth bezüglich des Gewinnes für die Mythologie wurden geflissentlich unterlassen. Ein beständiges Begleiten und Unterbrechen des Textes mit erklärenden Noten stört ohnehin das Verständniß wie den Genuß des Lesers. Darum werden es die Altmeister der Wissenschaft nur gut heißen, daß weder ein Abklatsch aus Grimm's Meisterwerken gebracht, oder gar auf das ohnedieß so streitvolle Gebiet der Theologie eingegangen wurde. Diese Blätter erstreben ja, wie schon gesagt, nichts weiter, als einen Beitrag zu jenen Sammlungen zu liefern, zu welchen Grimm selbst seiner Zeit aufgefordert hat, und zwar aus einer Gegend, welche meines Wissens noch nicht begangen worden war. Nicht jeder, dem das Talent des Sammelns und Auffindens gegeben, sollte sich auch für befähigt zur Deutung desselben in der klassischen Tiefe eines Grimm oder Görres halten, aber darum das Erstere sicher doch nicht unterlassen! Mit vereinten Kräften erreicht man ein Ganzes. — Uebrigens mögen die Gebildeten aller Klassen angesichts der neuesten Tischklopfereien und so manches Spuckes, der durch unser erleuchtetes Jahrhundert zieht, etwas duldsamer seyn gegen den Aberglauben des Volkes, der hier in einer allerdings noch sehr ursprünglichen Rohheit zu Tage tritt.

Hexen und Truden.

Beide gibt es nur im weiblichen Geschlechte, sind aber wohl von einander zu unterscheiden. Unter Hexerei

versteht man einen Zauber, welcher als teuflisch dem von Gott kommenden Wunder entgegensteht. Zaubern erlernt man aus der schwarzen Kunst, in welche man durch Bündnisse mit dem Bösen eingeweiht wird. Die Hexerei ist demnach angelernt, während das Truden angeboren ist. Kindern, deren Mütter sich zu ihrer leichteren Geburt eines Zaubers bedienen, stellt der böse Feind vorzüglich nach. Durch das Zaubermittel wird solchen, wenn weiblichen Geschlechts, die Lust zum Truden, männlichen Geschlechts aber der Trieb zum Diebstahl (Bilwezschnitt!) angeboren. Aus jungen Truden werden gerne alte Hexen. Denn wenn sie einmal der Arbeit und der Liebe absterben, ergeben sie sich leicht dem bösen Feind. Da lernen sie denn all die Mittel, ihre Nachbarn zu schädigen und zu verderben, doch sie selbst bringen es trotz alldem zu nichts; der gewonnene Nutzen geht immer wieder schnell dahin. Denn der Fürst der Finsterniß ist arm und dürftig, reines Gold und Silber finden sich in seiner Habschaft nicht. Er kann nichts schaffen, nur verderben, darum geht sein Anhang auch immer an Leib wie Seel zu Grunde, all der gleißende Schein trügt nur auf eine kleine Weil. Wie aber dem Bösen aller Reichthum versagt ist, so ist auch er und all sein Gesind der Schönheit beraubt, und alle sind gezeichnet vor dem Herrn. Eine Hexe kennt man schon von weitem am Gang und das Gesicht trügt selten, hat sie aber gar noch rothe Gluderaugen, dann weiß man sicher, wie viel Uhr es mit ihr geschlagen hat. So kennt man auch die Trud beim ersten Blick, denn deren Augenbraunen gehen in

verkehrter Richtung statt den Schläfen der Nasenwurzel zu, und je borstiger sie sich steifen, je ärger sind sie zu scheuen. Ebenso ist es bei Männern, welche den Bilwezschnitt üben, die sind vornen am Kopf oberhalb der Stirne ganz kahl. Sind solche Unholde Mann und Weib, dann ist das Unwesen, das sie treiben, gränzenlos. Im Allgemeinen nimmt die Trud ihrem Manne alle Kraft und Stärke, indem sie sich dieselbe beilegt, und man wird in solchen Häusern allweg die Frau als Herrn der ganzen Wirthschaft finden. Hexen und Truden wollen fett essen, alles muß in viel Schmalz gebachen seyn. Mancher Nachbar kann da nit begreifen, wie solch eine Haushaltung, die oft nur zwei oder drei Kühe im Stall hat, Milch und Schmalz jahraus jahrein nicht nur im Ueberfluß genießt, sondern auch noch ein Erkleckliches verkauft. Aber solches Schmalz gibt nit aus, und die Hausfrau sieht ihr gekauftes Schmalz dahin schwinden, sie weiß nit wie und wo. Wer aber davon eine Wissenschaft hat, der kennt sich schleunig aus. Er braucht nur ein Dreifaltigkeitswachs in den drei höchsten Namen unten an einen Löffel zu kleben und denselben in solches Schmalz oder selbst in Speisen, die damit gebachen sind, hineinzustecken, und er wird sich und sogar auch Fremde überzeugen können, wie das alles nur aus Kuhfladen und andern wilden Dingen bestehe. Damit beginnt aber schon das Hexenwesen. Der Truden eigentliches Auf und Nieder ist Menschen und Thiere des Nachts zu drucken. Sie thun es theils aus Wollust, theils aus Haß, wenn sie irgend wen verfolgen wollen. Unter den Thieren ist

es besonders das Roß, das sie des Nachts oft reiten, daß Morgens noch der Faim auf ihm steht. Dagegen ist ihnen das Schwein ein Graus, das können sie so wenig truden, als demselben auch die Schlange nicht ankann. Das Truden ist eines der gefürchtetsten Uebel auf dem Lande, und gibt es eine Unzahl Mittel, die dagegen schützen sollen, aber diemalen verschlagen alle nichts. Ein gefundenes Hufeisen, in dem noch alle Nägel stecken, ein Bock, oder auch nur dessen Horn, die Schuhe auswärts mit den Spitzen vom Bett gestellt, der Stuhl am Bett, bevor man sich niedergelegt, einmal hin und her geruckt, der Trudenstein, der Trudenfuß und noch gar mancherlei ists, was hin und wieder hilft oder auch nicht. Die richtige Stellung zu finden ist für die Meisten zu schwer. Allgemein üblich ist, daß so jemand getrudet wird, aber noch zur rechten Zeit aufwacht und die Trud noch hinauswitschen hört, er ihr hastig nachruft, komm morgen um ein Glehet. Hört es die Trud wirklich noch, dann muß sie unfehlbar des andern Morgens kommen und etwas zu leihen holen. Da weiß man dann gleich, welche Nachbarin die Trud gewesen. Dieses Mittel führt jedoch allzeit großes Aergerniß herbei, denn es will selbstverständlich die Trud nicht wissen lassen, daß sie ein solches Unthüm, und noch viel weniger mag eine arme Nachbarin, die zufällig gerade etwas zu leihen kommt, einen solchen unverdienten Schimpf erleiden. Da gibt es dann oft argen Streit unter den Weibern des Dorfes; alles nimmt nun Partei für und wider, und es entstehen wilde Feindschaften. Es gibt aber unter den

Männern welche, obwohl nit viele, denen steht vermöge einer Wissenschaft die Macht zu, eine Trud unzweifelhaft zu fahen. Diese Kunde trifft man äußerst selten, und wird sehr geheim gehalten. Das Mittel ist aber dieses: Wird ein Mann getrudet, so trachte er dahin, schnell aufzuspringen und in einen dazu bereit gehaltenen steinernen Blutzer einigen Urin einzulassen. Diesen muß er dann schleunig in des drei Teufels Namen keif zustöpseln, und nun kann die Trud kein Wasser mehr lassen. Es ist ihr unmöglich, sie wird liegerhaft, krank bis auf den Tod, es vermag ihr aber weder ein Mittel aus der schwarzen Kunst und noch viel minder ein Arzt zu helfen. Sie muß selbst zu diesem Manne kommen und ihn fußfällig um Hülfe ansprechen. Hat er die Gutheit, ihr wieder aufzuhelfen, braucht er nur den Blutzer im Kümich in einer ungeraden Stunde aufzuhängen und denselben dann des andern Tages vor Sonnen Auf- oder Niedergang in ein fließendes Wasser zu schütten, aber gegen den Strom und ohne An- und Widergang. Geschieht ein solches treulich, dann ist die Trud wieder ganz befreit. Es ist auch ein gemeiner Glauben, daß wenn, während man getrudet wird, man es vermöge, fest nach der Trud zu greifen, man dieselbe alsdann auch packen wird. Allein so lange es Nacht ist, wird man immer nur einen Strohwisch in den Händen haben, und erst mit dem grauenden Tag endet die Verwandlung, und die wirkliche Trud wird sichtbar in ihrer leiblichen Gestalt. Denn alles Truden geschieht nur geistig, der Leib der Trud bleibt während dem an seinem gewöhnlichen Ort,

doch darf man ihn da rigeln und schütteln wie man will, er ist wie todt, denn die Seele ist so lange nit in ihm. Darum können auch die Truden durch die kleinsten Ritzen, durch Schlüssellöcher und dergl. einschliefen, gleich der Hex, welche zwischen der Rinde und dem Holze ihren Aufenthalt zu nehmen vermag. Kleinen Kindern, besonders ledigen, dann auch den Kindbetterinen setzt die Trud absonderlich gerne zu, und hat die Hebamme deßhalb große Vorsicht nöthig. — In der heiligen Nacht während der Metten vermag der, so auf einem Schemel von neunerlei Holz kniet, alle Hexen und Truden in der Gemeinde zu erkennen, denn dieselben knieen ärschlings mit dem Rücken gegen den Hochaltar. Er hat aber wohl vorzusehen, daß er vor Beendigung der Metten wieder zu Hause in seiner Stuben sey, denn finden ihn die Hexen noch auf offener Straßen, dann fallen sie über ihn her, zerkratzen gottesjämmerlich sein Antlitz und suchen wo möglich ihn blind zu machen. Ein Bursch in Schondorf hat erst im Jahr 52 seinen Vorwitz elend büßen müssen, und ist bis auf Ostern an solcher Mißhandlung liegerhaft gewesen. — Werden die Truden älter und geht es ihnen hinderlich, wie das denn bei solchem Luderleben auch meistens der Fall, dann trachten sie geheime Mittel zu erfahren, sich wieder aufzuhelfen, auch Nachbarn, die in christlichem Leben gedeihen und vorwärts kommen, aus Neid und teuflischem Haß zu verderben. Da sind es vor allem die Kräuter und deren verborgene Kraft, an denen versuchen sie ihre Lehrzeit, kommen auch in der Regel bald weit damit, denn es

lernt es eine von der andern, und suchen alle Hexen den Anhang des Teufels zu vervielfältigen, gemeiner Christenheit zum Schaden und Verderben. Denn auf Befehl ihres höllischen Meisters müssen sie ihren Mitmenschen so viel verderben, als nur immer möglich, den vermeintlich daraus zu ziehenden Nutzen gibt er ihnen dann preis. So besteht eine ihrer Hauptkünste im Milchentziehen fremder Kühe. Hiezu gibt es unzählige Mittel. Denn nicht nur, daß sie des Nachts in einen Stall, der leichtsinniger Weise christlicher Bannsegen entbehrt, eindringen können, wo sie es dann leicht haben, an den wirklichen Eutern des Kuhviehs zu melken die ganze Nacht hindurch, sondern sie vermögen sich auch solche Zauber zu verschaffen, vermöge welcher sie aus Grassäcken, Milchtüchern, Zaunstecken im Namen des Eigenthümers Milch melken als wie an den Eutern der Kühe desselben. Will man nun solche Kühe Morgens melken, geben dieselben natürlich keinen Tropfen Milch mehr, oder ist noch ein weniges da, so ist dieselbe von grauslichem Geruch und ungenießbar. Sogar an ganzen Ochsen können welche Milch melken stundenlang, und vor einigen Sommern wurde eine darüber erwischt, einen großmächtigen Melkkübel schon beinahe voll der besten Milch. Das hat freilich keinen kleinen Rumor gegeben, und wäre die Hex bald todtgeschlagen worden ob diesem Schaustückl. Aber nit genug daß sie auf diese Weis den armen Leuten den Nutzen von ihrem Vieh zu nehmen trachten, so suchen sie auch noch das Vieh durch Zauber zu verderben. Eines der gewöhnlichsten Mittel ist durch die

schwarze Kunst einen Seuchen bringenden Pack in Stallungen zu vergraben, wo, so lang so ein Pack im Stall, kein Vieh mehr davon zu bringen ist. Deßgleichen zaubern sie Mäuse auf die Felder und Krotten in das Haus; durch Peitschen des Wassers erregen sie wilde Wetter, sonderlich gern des Nachts, und kann man da leicht erkennen, ob solche Wetter von Hexen gemacht sind, wenn es dabei schauert, denn von Gott kommt des Nachts nie ein Schauer. Ebenso können sie einen Sturmwind erheben, in dessen Windgäspeln sie sich dann verbergen und Traid oder Heu mit sich fort nach Haus führen. Doch nit allein am Vieh, auch an Menschen lassen die Hexen ihre teuflische Bosheit aus und zaubern diesen Krankheiten an, die mit keiner Arznei geheilt werden können. Denn nicht alle Krankheiten haben ihren Ursprung in des Menschen Leib. Gott erlaubt wohl manchmal dem Bösen, daß er einen Menschen mit Plagen überziehe um dessen Sünden willen, und als eine Prüfung und Reinigung seiner Seele. Solche Uebel können mit keiner gewöhnlichen Arznei gewendet werden, und ist dieß gerade ein Merkzeichen, daß die Krankheit dem Menschen durch böse feindliche Gewalten angethan sey. Da wendet man sich dann an die weiße oder an die schwarze Kunst, je nach der innern guten oder bösen Neigung. Die weiße Kunst besteht in der Wissenschaft geweihter Segen und Sprüche und der geheimen Kräfte in den Kräutern und der ganzen Natur überhaupt. Mittelst dieser sucht man dann die Lösung des durch die schwarze Kunst hervorgezauberten Bannes zu finden. Die richtige Anwendung

der weißen Kunst, wie sie besondern von Gott begabten Wesen geoffenbart ist worden, ist äußerst schwer, und da sie heutzutage von so vielen ganz ungebildeten Menschen betrieben wird, artet sie sehr aus und entlehnt oder vermischt gerne heilige und teuflische Dinge. Darum hat man allein auch nur zu Geistlichen den richtigen Glauben auf eine gewisse Hülf. Da aber unter hunderten oft nit einer zu finden, der damit sich beschäftigte, oder überhaupt nur einen Glauben daran bezeigte, muß der Arme, in unwandelbarem Siechthum Dahinschwelchende sich an Leute wenden, zu denen er oft einen schlechten Glauben hat. Darum und durch die zunehmende Gottlosigkeit breitet sich die schwarze Kunst immer mehr aus, und kommen selbst bei geweihten Sprüchen schon Teufelsanrufungen vor. Bei so vielfältig und oft sich ereignenden gräulichen Beschädigungen an Menschen und Vieh, ist die Angst vor diesem Angethanwerden wirklich groß, und fürchtet man sich davor oft mehr, als vor dem, der allein und in Wirklichkeit dauernde Strafe verhängen kann. Wenn man deßhalb über so vieles leichtfertige Reden hören kann, so wird man dagegen nie vernehmen können, die und die ist eine Hexe. Dafür scheut sich Jedermann, da er glaubt, derselben sey die Macht gegeben, solches zu hören und ihn dafür zu züchtigen. Kommt es doch vor, daß zwei im geheimen sich solche Mittheilung machen, dann setzen sie hinzu, ist heut ein heiliger Montag, oder was immer für ein Wochentag gerade ist, damit soll das ausgesprochene Wort gebannt seyn. Aber allen ist es wie Bibergall im Mund, und kann

man da ein liederliches frevelhaftes Gespräch durch solch eine kecke Red im Nu verstummen machen. — Das Ausfahren der Hexen und Truden des Nachts an enterische Orte ist bekannt, sonderbar dienen am Lechrain hiezu die Teufelsküchen und sonst wilde Gräben, auch hochgelegene Oedungen und alte Richtstätten. Alle Samstagnächte fahren sie aus und soll deßhalb an diesen Abenden kein Bub fensterln gehen. Dieß ist aber nur im Flachland, im Gebirg geht dieser Glaube auf den Donnerstag Abend. Die Haupttrudennacht ist die erste Mainacht, da müssen alle Hexen vor ihrem Meister erscheinen und reiten sie auf einem Besen durch den Rauchfang dahin. Deßhalb machen alle an diesem Abend ein mächtig Feuer auf ihrem Herd, fahren dann aus mit dieses Feuers Qualm. In solchen Nächten geschehen dann auch vorzüglich die fleischlichen Vermischungen mit dem bösen Feind, darin die Wechselbälge erzeugt werden. Das Unterschieben derselben und die Verwechslung mit Kindern christlicher Leute ist ein arg geschiehenes Uebel, kann aber nur in den ersten Augenblicken der Geburt geschehen, bei liederlichen Hebammen, die keine christliche Sorgfalt üben.

Ein anderes Ding ist es um

das Verneiden.

Das ist zwar auch angeboren, braucht aber deßhalb noch keine Trud zu seyn, denn es ist nichts anderes als der böse Blick. Es gibt Leute, die haben in ihren Augen die Macht, alles was sie fest ansehen, wenn sie wollen, zu verderben. Diese Macht ist unzweifelhaft angeboren,

die Ausübung aber geschieht nur aus neidischer Mißgunst und höllischer Schadenfreude am Vernichten alles dessen, was schön und gut ist. Man hört auf dem Lande daher durchaus nicht gern etwas loben, sey es Mensch oder Vieh, denn gerade, während solche Tod und Verderben ausstrahlende Unthüme etwas loben, schön oder gesund aussehen finden, bezaubert derselben Blick diesen Gegenstand; Menschen bekommen ein Siechthum, den Kühen geht die Milch aus, oder sie nehmen nimmer ordentlich auf, die Hennen legen nimmer, besonders aber Kinder werden am ehsten und ärgsten verneidet. Es ist deßhalb ein altes und gewöhnliches Herkommen, daß wenn etwas gelobt wird, man schnell ins Geheim dasselbe schlecht macht durch eine Schimpfred, und dabei tüchtig ausspuckt. Wer sich getraut solche Augen recht deutlich anzuschauen, kann in denselben einen Roßkopf auf's Haar gezeichnet erblicken. Hat irgend so ein altes Laster eines Kindes blühendes Aussehen gelobt, dann darf man sicher annehmen, daß sie das Kind beschrieen hat, und man soll dann nur gleich drei dünne Scheiben von einem Brod herunterschneiden und dem Kind während der Nacht unter den Rücken legen, das Messer aber im Brod stecken lassen, wo denn dasselbe, wenn das Kind beschrieen ist, am andern Morgen ganz rostig seyn wird. Dann streicht man Butter auf die drei Scheiben, gibt sie einem schwarzen Hund zu fressen und dem Kind zieht man 3 Tag und 3 Nächt ein altes Hemd an und legt ihm ein Pflaster von Hirschunschlitt, Kümmel und Essig auf den Magen. Am dritten Morgen scharrt man Hemd und Pflaster unter einem Hollerbaum vor

Sonnenaufgang ohne Angang ein. Dann ist der Schaden wieder gut gemacht. Andere geben bloß ein Mittel zum Abführen ein, und zwar gleich nach dem Beloben, Beschreien oder Verneiden, denn so ein Ausputzen, meinen die Leute, schadet nie. Ganz wie bei den Truden und Hexen ist es auch den Verneiderinnen eigen, daß sie durchaus alles fett essen wollen. Sie verlegen sich daher ebenfalls auf das Schmalz gewinnen, und damit gehen sie so ganz allgemach zur Hexerei; doch erst wenn die zwei Sechser einmal beisammen stehen, (wenn sie sechs und sechzig Jahre alt sind) werden sie ächte gerechte Hexen.

Truden, Hexen und Verneiden üben allgemeinem Glauben nach nur weibliche Wesen aus. Was sich vom Verhexen Männer (insbesonders die Schäfer) angeeignet haben, wird schlechtweg die schwarze Kunst genannt. Doch ist es eine gewisse Wahrheit, daß die Weiber, deren Arbeit in der Pflege der Kinder, in der Hauswirthschaft und in Besorgung der Stallungen besteht, gerade hierin von weiblichen Unholden in jederlei Bosheit verfolgt werden, aber das Getreide auf dem Felde oder im Stadel, kurz die ganze Bauersarbeit, die dem Manne obliegt, wird in böslicher Vernichtung und Verfremdung entgegengesetzten Falls nur von männlichen Unholden ausgeübt, und dieß führt uns zum

Durchschnitt.

Der Durchschnitt, Bockschnitt, schwäbisch Wegeleschnitt, und altdeutsch Bilwez-, Bilmez-, Bilmer- auch Bilgenschnitt genannt, welch letztere Worte ihrer Abstammung

nach noch keine erschöpfende Auskunft erhalten haben, ist ein nach der Zwerch durch Getreidfelder fortlaufender Schnitt, meistens einen Schuh breit, vermöge welchem die Halme mit den Egern ein bis zwei Schuh ob der Erden abgeschnitten werden. Die Aufgeklärten schreiben ein solches den Hasen oder Rehen zu. Für die Hasen ist der Schnitt meistens zu hoch; von den Rehen könnte es eher angenommen werden, geschähe dieser Durchschnitt nicht auch in Gegenden, wo es keine Rehe und noch viel weniger Hirsche gibt, davon zu geschweigen, daß sich zu niemalen derselben eine Fährte hätte blicken lassen. Es ist daher ein gewisser und gemeiner Glauben, daß diese Durchschnitte von Nachbarn, die sich deßhalb mit dem bösen Feind verbündet haben, herrühren, und geschieht dieß folgendergestalt. Der Bilwißschneider setzt sich auf den Teufel, welcher als schwarzer Bock erscheint, rückwärts, am linken Fuß ein scharfes Messer angeschnallt und reitet nun in der Zwerch von einem Eck eines Getreidackers zum andern Eck, da wo allzeit die schönsten Garben stehn; und sucht man sich ganz große Ackerbreiten hiezu aus. Das mit diesem Messer abgeschnittene Getreide gehört nach verschiedenen Meinungen bald ganz, bald nur zu irgend einem Theil dem Schnitter, aber allweg erhält er genug um sich viel Geld damit zu machen. Es gibt aber nur drei Abende, wo dieß geschehen kann, nämlich am Sankt Veitstag, am Sankt Johanns des Gottstäuferstag (Sunnwend) und am Peters und Paulstag, allemal nur während der Zeit des Abendgebetläutens, welches darum an diesen Tagen möglichst kurz geläutet

wird. Das sind die sogenannten drei Freinächte der Bilwezschneider. Während sie auf dem Bock sitzen, sind sie wie der Bock unsichtbar, darum kann man auch nie einer Fährte habhaft werden. Doch soll derjenige, so einen verwachsenen Scherhaufen verkehrter auf seinen Kopf setzt, die Macht haben, Bock und Reiter zu sehen. Merkwürdiger Weise geschieht dieser Schnitt nie zur Zeit der Reife, sondern allemal zur Blüthezeit, wo dann das Getreide im Stadl des Schnitters verborgen zeitigt mit dem auf dem Feld draußen. Der Schaden des Bauern, dem sein Acker so entfremdet wird, ist groß; denn nicht nur daß der Streifen durch den besten Theil des Getreides geht, sondern der Acker selbst wird auch von Jahr zu Jahr minder; er verschlechtert sich sichtlich im Bau. Um nun dem vorzubeugen, gebraucht man, da wo man es weiß, oder in Erfahrung bringt, einen Pflug, dessen Wid von Elsenbeerholz gemacht ist, geschnitten am Charfreitag vor Sonnenaufgang, und welche Wid niemals vom Pflug heruntergenommen werden darf. Ein reicher Bauer im Unterland, der auf seinem schönsten Fesenacker jährlich vom Durchschnitt arg geplagt war, ackerte darauf mit solchem Pflug die Felder, und der eigentliche Bilwißschnitt kam nie mehr vor, aber kleine runde Scheiben an den vier Ecken zeigten sich noch. Als man die Stoppeln verbrannte und Aschen in ein rinnendes Wasser warf, den Platz selbst aber mit drei hohen Weihbrunnen besprengte, blieben auch hinfür diese Scheiben aus. Es gibt aber auch ein Mittel, welches dem bösen Nachbar seinen gewonnenen Nutzen wieder nehmen kann; wenn man nämlich den

ersten Erntewagen verkehrter in den Stadel schiebt, und die erste Garb mit hl. Dreikönigwasser, mit hl. Dreikönigsalz und mit Pfingsttaufwasser besprengt, dann geht der ganze Nutzen wieder in die eigenen Egern, die um so viel mehr dann ausgeben, und an diesen Acker traut sich kein Durchschneider mehr. Solche Unholde sind gezeichnet, daß man sie erkennen kann, denn sie haben vornen kein Haar auf dem Kopfe und die Stirne verliert sich hoch und spitzig in den Schädel hinein.

Der Feuerbann.

Es gibt vielerlei Bannungen und Segen, vermöge welcher theils Wohnungen vor Ausbruch eines Feuers bewahrt, theils auskommene Feuer gebannt und gelöscht werden können. Eins der gewöhnlichsten Mittel hierum besteht darin, daß man das Herz einer Fledermaus, den Magen einer schwarzen Henne, rothes Wachs, das an einem Lichtmeß-Sonntag geweiht worden, und Jungfrauen-Pergament nimmt und in einen Hadern steckt, der aus einem Hemd genommen, darin eine reine Jungfrau zum erstenmal ihre Reinigung gehabt; dann gräbt man solchen Binkel in der zwölften Mittagstund an den vier Ecken des Gebäudes einen Schuh tief in die Grundmauer und betet ein ganzes Vierteljahr jeden Abend das Sankt Johannes Evangeli, woburch das Haus vor jedem Feuer auf immerdar gebannt ist. Auf diesen Feuerbann hat man einen

großen Glauben, und es sind noch keine acht Jahre, daß ein Feuerbesprecher, wie man die Männer heißt, welche solchen Zauber richtig legen können, auf den Hof eines Gutsbesitzers gerufen wurde, desselben schönes Wohnhaus feuerfest zu machen. Als ihm bedeutet wurde, solches nur mit dem Haus, nit aber mit den Stallungen zu thun, machte er nur so für sich einen Schupfen, der in die Stallungen ganz hineingebaut war, heimlich auch noch feuerfest, weil er so seine eignen Gedanken hatte. Als nun kurz darauf Ställe und Stadel richtig abbrannten, blieb der kleine hölzerne Schupfen ungeschädigt mitten inne stehen. Dieser Herr Oekonom war kein Bauersmann, auch hat er ein Jahr darauf im Jahr 48 sich viel um Freiheit und Aufklärung bemüht; aber die bösen Leute sagten ihm nach, er habe selbst den rothen Hahn auf seine Stallungen gesetzt, weil sie zwar schlecht gebaut aber sehr hoch versichert waren. Das hatte sich der Feuersprecher schon ehevor gedacht, noch ehe es geschehen. — Die besten Feuerbesprecher, aber auch Feuererreger, sind die Zigeuner. Eines ihrer gewöhnlichen Kunststückln ist in einem Stadl auf dem Heu oder Stroh ein Feuer aufzumachen; das Feuer brennt nie aus dem Kreis, den sie zuvor schon bezeichnet. Darauf hin gehen auch gar schöne Lieder.

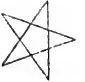
Eine angehende Trud.

Nächst Schongau diente vor einem Jahrzehnt bei einem Floßer ein braves Mädel, von noch nit 20 Jahren. Auf den Abend zu verschwand sie oft eine Zeit lang, und kehrte dann immer ganz bleich und geisterhaft zurück. Das ward denn endlich den Floßersleuten sehr auffällig, und eines Abends schlich ihr der Floßer einmal nach. Da sah er denn von der Fern wie die Dirn einen im Garten liegenden Schindelbaum mit beiden Armen umfing, sich auf ihn niederlegte und mit einer Weltsgewalt daran druckte. Der Floßer theilte das seinem Weib mit, und als die Magd wieder zurückkam, stellte die Frau sie darob hart zur Red. Da gestand sie denn unter Zanen, daß schon fast lange Zeit etwas in ihr sie dränge alles zu drucken und zu truden, sie aber, weil es eine Sünd sey, sich noch niemals über Menschen gemacht habe, auch hätte sie sich geschamt solches zu offenbaren. Da ging nun der Floßer zu einem Landarzt im Schwäbischen, der äußerst geschickt war, und kein so Latidl, wie die andern, und befragte den um einen Trost. Der kam nun selbst gefahren, und brachte einen lebenden ganz schwarzen Hahnen mit; den band er an den Schindelbaum ungesehen und gab ihm etwas ein, daß er ruhig da einschlief. Als nun in der Finster richtig das Mädel wieder daher kam, scheu sich umsehend, trudete sie sich schnell ob dem Baum, und da ihrer unbewußt, druckte sie den Hahn zu Tod. Damit war ihr geholfen, sie fühlte sich wieder

wohl und fröhlich, als wenn ihr ein schweres Gewicht entnommen worden wär. Darauf gab ihr der Arzt noch einen guten Trunk aus einer Flaschen, die er bei sich geführt, u war geheilt für alle Zeit. Aber erfahren hat sie nichts davon. Ohne diese Hülf zu rechter Zeit wäre sie eine Trud geworden unzweifelhaft.

Der Trudenfuß.

Dieß ist eines der geheimnißvollsten Zeichen aus dem tiefsten Alterthum voll wunderbarer Kraft gegen jedwede Art von Zauberei. Er besteht meist aus zwei in dieser Weise ✡ ineinander gefügten Dreiecken, doch kann man ihn, besonders in ältern Zeiten, auch so



abgebildet finden. Er wird zwar aus allen möglichen Stoffen gebildet, oder nur auf solche hingemalt, doch am gewöhnlichsten und liebsten macht man ihn aus rothem Wachs, und zwar aus dem an Maria Kerzenweih geweihten rothen Wachsstocke der Frauen. Von sonderlicher Kraft ist der Lichtmeßtag, welcher auf einen Sonntag fällt. Man wählt daher für den Trudenfuß gewöhnlich das geweihte Wachs von solchem Jahr, und hebt es darum auch lange auf. Schon der Name dieses Zeichens deutet

darauf hin, wozu es am kräftigsten gebraucht wird: gegen die Truden. Man findet daher den Trudenfuß an Häusern, Stallungen und besonders an Bettstatten. Da aber die Truden nicht nur erwachsenen Leuten, sondern auch Kindern, und unter diesen wieder am liebsten den unehelichen nachstreben, so wird man sicher sehr wenig Wiegen finden, denen nicht dieses Zeichen zur Abwehr dieser Unholdinnen angeheftet ist. Ja während der Zeit, da das Kind an der Mutterbrust trinkt, hat die Mutter in der Regel einen aus diesem kräftigen Wachs gebildeten Trudenfuß auf der Brust liegen, damit nicht die Milch dem Kind durch die Trud entfremdet wird; denn gar gerne trinken diese die Milch von jungen kräftigen Müttern selber, ihnen wohl zum Gedeihen, den armen Säuglingen freilich zum argen Nachtheil. — In alten Häusern findet sich noch hie und da in der Kammer oder an der Bettstatt um diesen Trudenfuß herum geschrieben folgender alte Spruch: „Trudenkopf (auch statt dessen manchmal Bettzaierle) ich verbiete dir mein Haus und Hof, mein Roß- und Kuhstall, ich verbiete dir meine Bettstatt, mein Fleisch und Blut, mein Leib und Seele; trude in ein ander Haus bis du alle Bichel grattelst, alle Wasser wattelst, bis du alle Zaunstecken melkst (auch ehlst) und alle Läublein an Bäumen zählst, bis kommt der liebe Tag, da die Mutter Gottes einen zweiten Sohn gebären mag."

Wenn es im Stall fehlt.

Neben dem Getreidbau und im Oberland noch über diesem steht dem Landmann das Gedeihen seiner Rosse und des Kuhviehs nah zu Herzen. Besonders ist auch die Bäuerin auf reichlichen Milchertrag und mit diesem auf Butter und Schmalz emsig bedacht. Steht es da nicht wie es seyn soll, erheben sich große Sorgen und man denkt viel eher die verlorne Gesundheit des Viehes wieder herzustellen als die seine oder die der Kinder. Wollen keine Hausmittel verhelfen, dann wendet man sich allzeit zuerst an den Wasenmeister, sicher zuletzt, und es muß dann schon weit gefehlt seyn, an den Thierarzt. Dieser hat auf dem Lande gar keinen Boden unter sich, besonders wenn er noch jung und erst aus irgend einer gelehrten Anstalt entlassen ist. Bis einer sich in des Landes Gewohnheiten gefunden und fähig wird ordentliche Kuren auszuführen, wird er alt und darf sich bis dahin elend fortfretten. Haben nun in kranken Ställen der Schinder, der Schmid, der Gaureiter und endlich der Thierarzt nach und oft mit einander, ohne daß der eine vom andern weiß, ihre Kunst versucht, und es will noch immer nicht besser werden, oder es zeigen sich Fälle, die ganz deutlich auf Verhexungen hinweisen, dann werden Männer zu Hülfe gerufen, sogenannte Hexenmeister, welche den bösen Menschen und der schwarzen Kunst durch die weiße Kunst entgegen zu arbeiten verstehen. Es gibt ihrer zwar Viele, aber sehr Wenige haben wirkliche Wissenschaft.

Die etwas verstehen, werden oft weite Tagereisen her geholt, und wenn sie glücklich sind im Hexenbannen, mehrt sich ihr Gäu unglaublich und ihr Verdienst belauft sich des Jahrs oft auf 500 Gulden und mehr. Derselben Untersuchungen und Bannungen verhalten sich beiläufig folgendergestalt. Um zu wissen ob das Vieh wirklich behext ist, zu dessen Herstellung er berufen wird, steckt er vor allem ein Messer in die Stallthürschwellen und legt geweihtes Osterbrod auf die Kling; fehlt es im ganzen Stall, so fällt das Brod herunter und die Klinge bricht ab, fehlt es aber nur bei einigem Vieh, dann dreht sich bloß das Brod. Das Messer selbst aber muß am Sankt Johannestag inner 11 und 12 Uhr gemacht worden seyn, und darf man es zu nichts als zu solchen Stellungen verwenden. Fehlt es nun bloß bei einigem Vieh, so nimmt man das Messer zur Hand, legt das Brod fest auf die Klinge und geht nun so im Stall herum; bei dem Stück, wo es fehlt, springt das Brod weit von der Klinge und das Vieh fängt zu schnaufen an. Diese Kuh streicht man nun mit dem Brod und der Eberwurz dreimal über den Rücken in den drei höchsten Namen, wo sich dann das Stück im Kreuz bis auf den Boden biegen wird. Ist dieß geschehen, dann bohrt man in der Thürschwellen und in den Barn mit einem Einbohrer, der in einer ungraden Stund verfertigt worden, Löcher, welche mit drei Bröseln Osterbrod, drei geweihten Palmkätzeln, zwei Johanneshänd, einem Benedictuspfennig und geweihtem Ostersalz, alles in ein Haderl zusammengebunden, ausgefüllt werden, und stöpselt dann das Ganze mit einem

Pfropfen von Elsenbeerholz, darein drei Kreuze geschnitten sind, im Namen der hl. Dreifaltigkeit zu. Dieß muß aber an einem Freitag geschehen, und das Elsenbeerholz muß an einem goldnen Sonntag vor Sonnenaufgang in drei Schnitt gegen Morgen gewendet geschnitten werden, ohne An- und Widergang. Dieß Mittel hat schon oft geholfen, es war aber da noch nit so weit gefehlt. Gibt es jedoch hierauf keine Besserung, dann muß etwas im Stall eingegraben seyn. Um das zu erfahren, trachte man vorerst, in einem Hagebuttenstrauch eine Ruthe zu finden, die oben in drei Zweige ausgeht. Ist dieß geschehen, muß man sie im Vollmond abschneiden, daß es Niemand sieht, auf drei Schnitt gegen Morgen gewendet und sprechend: ins drei Teufels (herab der Schnitt) drei Namen (hinauf ein Schnitt) schneide ich dich ab (herab der letzte Schnitt). Hat man nun die Ruthen, so schneidet man ihr oben, unten und in der Mitten den hl. Namen Jesus ein, und legt zwei von den Dornen, die man an der Hagebutten gebrochen, kreuzweis auf ein Papier in den rechten Schuh unter den Fuß. Geht man nun mit der Hagebuttenruthen in der linken Hand so im Stall an den Barn und der Thürschwellen auf und ab, so wird auf einmal der Fuß da gefangen werden wo etwas eingegraben ist. Der Fuß ist dann wie eingewurzelt, thut keinen Ruck, und gräbt man an dieser Stelle auf, hat man noch immer Todtenbeiner, Haarzöpfe, oft künstlich gelegt, vorgefunden. Diese werden durch Zauber in die Ställe gebannt, nicht von Menschenhand eingegraben; das letztere wäre an vielen Stellen, wo sie

gefunden worden, gar nicht möglich gewesen. Alles das wird nun fleißig herausgeklaubt und verbrannt, aber auf dem Herd, nie im Ofen. Die Aschen sorgfältig gesammelt, wird in ein rinnendes Wasser gegen den Strom geschüttet. — Wird nun aber der Fuß nicht gefangen, ist nichts eingegraben, dann kommt die dritte Art zu helfen. Da ist es aber schon arg, haben schon viele den Bann versucht, aber nit gelöst, und dadurch das Uebel nur ärger gemacht. Nun kostet es schwere Arbeit, und das kleinste Versehen vernichtet wieder alle gehabte Mühe. Dreier ganzer auf einander folgender Freitage, allemal um Mitternacht vom Donnerstag angefangen hat man nun folgendes zu thun. In der ersten Losnacht wird in einem neuen irdenen Hafen von allen Kühen im Stall derselben Urin aufgefangen. Dieß ist ein hartes Stück Arbeit, hat man schon Tag und Nacht davor gestanden, gar manche Kuh nicht hineinsaigen wollen. Glückt es jedoch endlich, so steckt man noch zwei Trum von Elsenbeerholz, das eine in Form eines dreifachen Kreuzes, das andere in der eines Messers geschnitten hinein, und deckt den Hafen mit seinem Deckel jedoch mit dem Knopf der Lucken einwärts gewendet zu; hierauf verkleibt man das Ganze mit Lehm drei Zoll dick und stellt den Hafen an ein abgelegenes Ort, damit ihm niemand zukommen kann. In der zweiten Freitagnacht macht man erstlich ein Feuer auf dem Herde auf und geht dann in den Stall und melkt an der Kuh Milch, jedoch nur an drei Zitzen, die vierte vordere links wird ausgelassen. Hierauf schüttet man die Milch in eine eiserne

Pfanne über dem Feuer, läßt sie sieden, sorgt ja daß keine überlaufe und peitscht sie während dem mit zwei Ruthen von einer Haselstauden, welche von einem einjährigen Trieb seyn müssen, und am Palmtag geweiht worden sind. Letztlich wirft man ein Stück geweihten Stahls glühender in die Milch, welcher in dieser gelöscht werden muß. Dieß hat man so oft zu wiederholen, bis der Stahl alle Milch geschluckt hat, und darf der Stahl nit mit Eisen, sondern nur mit zwei Hölzeln angefaßt werden. Zuvor müssen noch drei Haarbüscheln von der gemolkenen Kuh, eines vom obern Kopf zwischen den Hörnern, ein anderes von den vordern Füßen, ein drittes vom Kreuz, in die Milch geworfen werden, deßgleichen Salz und Ofenruß. Während dem sey das Haus fest verschlossen; kommt eine Katz in die Kuchel, krepiert sie augenblicklich, stört aber die Stellung. Auch darf nur der Meier des Hauses der Handlung anwohnen. In der dritten Nacht endlich wird der Zauber gebrochen. Man holt den Urinhafen, stellt ihn auf den Herd über ein aufgemachtes Feuer und läßt ihn sieden bis der Tag anbricht. Mit dem ersten Hahnenschrei muß alles fertig seyn. Fällt jedoch nur ein kleines Stück vom Lehm ab, oder dringt gar ein Qualm aus dem Hafen, dann ist wieder alles verfehlt, und darf die ganze Geschichte von vornen angefangen werden. Gelingt es aber, so mache man schleunig eine drei Schuh tiefe Grube in den Boden, doch unter derselben Dachung, und stelle den Hafen auf ein Brett hinein und stampfe das Loch mit Erden fest zu. Mit Sonnenaufgang darf von allem nichts mehr zu sehen seyn. Das

Vieh ist nun von allem Siechthum geheilt, wird wieder munter, frißt, und gibt Milch wie zuvor. Aber die Hexe, die dem Vieh all dieß angethan hat, wird auf vierzehn Tage am Körper und besonders im Gesicht mit Brandflecken gezeichnet, auch liegerhaft und oft krank bis zum Sterben, denn all das Siechthum, womit sie das Vieh verhext, fährt nunmehr in ihren Leib. Gar manchmal sieht man solche Weiber im Gesicht so verhauen und verbrannt, da weiß man dann im ganzen Dorf, was sich wieder einmal ereignet, aber das Laster läßt nit nach, wird nur vorsorglicher, und dadurch gefährlicher.

Die Hojemännlen.

So werden am Lechrain die Kobolde geheißen. Dieser Name rührt wohl allein von ihrem gewöhnlichen Schrei Hojo Hoje, wenn sie tanzen oder Räder schlagen. Sie zeigen sich noch oft und vielfältig, obwohl sie sich aus den Häusern und Städeln beinahe ganz zurückgezogen haben, und nur mehr noch eingegangene Höfe und einsame Waldungen bewohnen. Doch scheuen sie die Menschen nicht sehr und diemalen kann man welchen selbst am lichten Tage begegnen. Sie sind sehr klein, allzeit grün angethan und ihr Haar und Bart ist wie ein graulechtes Mies. Sonderlich im Advent, wo allen Geistern vom Allerheiligen Abend bis Dreikönig große Macht gegeben ist sich zu zeigen und vielen Spuk zu treiben, da

kann man den Hojemännlen oft begegnen. Sie thun den Menschen nichts zu leide, suchen sie aber zu necken und zu ängstigen. Sie springen dann auf Händen wie auf Füßen und schreien Räder schlagend ihr wehmüthig lautendes Hojo Hoje. Sehen sie Jemanden, der darob Furcht bezeigt, und das ist bei den Mehrsten der Fall, dann stürzen sie mit ihren Sprüngen demselben oft zwischen den Beinen durch und in so rascher toller Folge, daß Viele vor Angst vergehen mögten und Manche schon recht krank auf diesen Spuk geworden sind. Auch verbergen sie sich gerne in der Nähe menschlicher Wohnungen, sonderlich bei viel aufgerichtetem Holze und weinen nun stundenlang so herzdurchdringend, daß die, so es hören, es auf die Läng nit aushalten können, und darüber selbst recht traurig werden. Solcher Erfolg macht den Hojemännlen großen Gspaß, und zeigen sie sich dann gütig, werfen wohl auch denen, die mit dem Weinen ein Mitleid gezeigt, irgend einen Fund in den Weg, der ihnen wohl nutzbar. Alterlebte Schäfer und Hüeter, die ihrer wohl viele gesehen, behaupten, den Hojemännlen fehle alle Kraft, denn sie seyen ohne Mark geboren und könnten nur im Verborgenen schaden. Dieß ist aber kaum glaubbar, denn sie haben sich noch immer solchen, die sie tratzen wollten oder gar beleidigten, furchtbar an Macht und Stärke gezeigt. So ging vor längerer Zeit der Vorgänger des jetzigen Wirths in Pitzling, Raffler hatte er sich geschrieben, und war ein starker Mann, denn er war zugleich auch Schmied, eines Abends von Landsberg nach Hause. Wie er auf das Härtl kam, sah

er ein Hojemännl lustig herumspringen und schreien. Das hatte er schon öfters gesehen und war ihm nichts Neues; doch hatte er diesen Abend in Landsberg ein bisl zuviel in Maaßkrug geschaut und war deßhalb etwas aufgeregt und kecken Muths. Wie er nun dem Hojemännl näher kommt und es immer so schreien hört, ruft er ihm herausfordernd zu: Schreist du Hui, so schrei ich Pfui! Da ward er aber trotz aller Wehr von demselben um den Leib erfaßt und mit Riesenkraft das Härtl hinunter geschleudert, daß er gerade vor der Thür des Pfarrhofs niederfiel. Es sind dieß gute fünfhundert Schritte und dem armen Wirth waren, wie man sich leicht denken kann, alle Beiner im Leib zerbrochen, so daß er unter elenden Wehtagen wenige Tage darnach seinen Geist aufgab. Sein Unglück hat er noch allen seinen Leuten recht zu ihrer Warnung erzählen können, und ist es noch Vielen erinnerlich, als wär es gestern geschehen. Da auf diesem Härtl, so nächst der Teufelskuchen, und auf der Burgwies nach Muntraching zu begegnet man jetzt noch häufig denselben. Die Mahder, so mit Tagesgrauen im Hochsommer auf die Burgwies zur Mahd kommen, haben schon öfter im Thau des Grases die schönsten Ringe gesehen, oft weitgedehnt, daß ihre Viele den Reigen getanzt haben müssen. Die Fußstapfen sind aber so buttawinzig klein und leicht auf den Thau gedrückt, daß sie so schnell verschwinden wie ein Hauch. Vorigen Sommer spielten einige Kinder auf einer entlegenen Wies an einem Sonntag Abend das Kinderspiel Messerl, Messerl thue dich kehren, wobei alle

in einem Ring um eine kleine Gruben sitzen und ein Messer in die Höhe werfen. Dieß geschieht oft; auf einmal kam das Messer nit mehr herunter, weßhalb die Kinder ganz verhofft in die Höhe schauten. Da stand hinter ihnen ein Hojemännl, hatte das Messer zwischen seinen Zähnen und grinste recht lustig die Kinder an. Die thaten aber einen Allerweltsschrei und liefen in größtem Bang heimwärts.

Das wilde Gejäg.

Das wilde Gejäg fährt in der Adventzeit alle Nacht aus, sonderlich aber in den zwölf Nächten vom heiligen Weihnachtsabend bis heil. drei König, inner deren Zeit wüthet es am ärgsten. Es gibt viel sonderbare Orte, wo es länger verweilt, und wo man es deutlich vernehmen kann. Dieß sind aber immer enterische Plätze, verwunschene Hölzer, dem Teufel verschriebene Gräben und Schluchten, Wegscheiden die kreuzweis gehen, weitgedehnte einsame Möser und Filzen und dergleichen mehr. In solchen Nächten, wo das wilde Gejäg auszieht, werden auch alle Geister, so in Hunde verwandelt worden, und deren es eine bedeutende Anzahl gibt, wach, und laufen auf den ihnen begränzten Orten wild hin und her, bellen auch laut und wie wüthend, was sonst selten der Fall. Mit dem wilden Gejäg ziehen auch eine große Anzahl von Hunden und von Nachtvögeln, deren Gebell und

Gekrächz schauerlich zu vernehmen. Zwischen Lengenfeld und Stoffen liegt eine wilde weite Oedung auf einer hohen Ebnet, darüber zieht das wilde Gejäg am wüthendsten, verweilt am längsten. Darüber hin ging vor geraumer Zeit ein Mann aus Hofstetten, es dunkelte bereits, da vernahm er aus der Weite ein Heulen und Sausen, als wollte sich ein furchtbarer Sturm erheben. Wie er da stillstand und sich umsah, kam mittlerweile das wilde Gejäg ob seiner in den Lüften daher, und als er verstarrt vor Schrecken vergaß sich auf den Boden zu werfen, hob es ihn leicht auf ab der Erden und riß ihn im Zuge mit dahin. Sechs lange Wochen war der Mann der Erden entrückt, kein Mensch wußte wohin er gekommen, und die Seinigen waren in Kümmerniß um ihn als einen Todten. Da auf einmal kam er zurück, er wußte selbst nit wie und wo, und war noch ganz tamisch in seinem Sinn. Es schwindelte ihm allweg, wenn er nur daran dachte und allen, die davon hörten, geschwindelte es mit. Der Mann lebt noch, verhält sich aber stets geruhig und still, hat zu nichts mehr weder Freud noch Leid, hat nur noch ein Kuchelleben. Ebenso werden in solchen Nächten Hunde, die ledig umherlaufen mitgenommen, man weiß aber von keinem der wieder gekommen wär.

Die Hungerbrunnen.

Es gibt in vielen Gemeinden Orte, oft hoch gelegen, und Jahr aus Jahr ein von spörem rauhem Grund; obwohl nun auf solchen Aeckern oder Wiesen, auf denen vor Trockenheit oft wenig wachst, nicht das Mindeste von einem Brunnen zu sehen, findet man doch häufig solche Gefilde beim Hungerbrunnen genannt. In Jahren, denen theure Zeiten folgen, sprudeln da auf einmal Flüsse hervor, oder verwandeln sich auch die spören Ackerbreiten in moosige Gründe, auf denen Menschen einsinken, kein Roß und kein Wagen mehr fahren kann. Das bedeutet allzeit große Hungersnoth durch Mißwachs, überhaupt schwere Zeiten, Kriege, Krankheiten und was immer, die ohnehin gewöhnlich sammtwander kommen. Hat man von alterlebten Leuten von den Hungerbrunnen, wie sie sich im Jahr 16 allenthalben gezeigt, bisher oft reden hören können, so hat nun im Jahr 53 im Sommer männiglich selbst erlebt, wie all die Wasser gestiegen sind, und auf den Hungerbrunnen alles schuhtief unter Wasser stand. Das bisl Getraid, das da noch gezeitigt, denn die Wasser kamen erst spät, mußte man heraustragen, denn auf die Aecker zu fahren wäre unmöglich gewesen. Im Winter 54 sind all die Wasser im ganzen Lechrain wieder gefallen, und auf den Hungerbreiten ist aller Grund wieder so spör wie voreh. Was aber das Jahr 54 gebracht, deß sind wir noch allzusehr im Erlebniß, als daß davon zu reden nöthig. — Es sind noch

viele Dinge mit Hunger zusammengesetzt, beziehen sich all auf böse Zeiten, bedeuten keinen schlechten Stand des Ortes, der so genannt. So z. B. die Hungermühle bei Thaining; denkt mancher bei deren Namen, daß sie wohl arm an Wasser sein müsse, was nicht der Fall. Als zur Pestzeit, um 1638 herum, kein Mensch mehr sich entraute auswärts zu gehen, war die Mühle bei Thaining die erste so wieder Mehl ausfuhr und damit den Leuten den schrecklichen Hunger stillte, der sie veranlaßt hatte, zu den unnatürlichsten Lebensmitteln zu greifen. Von der Zeit an ward sie die Hungermühl genannt, ehvor hatte sie die Schloßmühle geheißen und den Edlen von Thaining gehört.

Der Postillion und sein Roß.

Es ist schon lange, war in Schongau auf der Post einmal ein Postillion, ein frisches lustiges Leben, der konnte die schönsten Weisen blasen, war darum gar manchem Mädel ihr Auf und Nieder und sonst auch bei allen Leuten gern gesehen. Da auf einmal wurde er traurig, verkümmerte ganz, und seinem Hörnl entklangen keine Stücklein mehr. Sein Mitgespan that endlich die Kundschaft, daß er Nacht für Nacht von einer Truden verfolgt werde, deren er sich nit erwehren könne; er möge reiten so weit er wolle, allüberall folge die Trud ihm nach. Da wurden ihm nun Mittel verrathen ohne End-

schaft, aber die Trud trieb ihr Unwesen nach wie vor. Nun kamen einmal eines Abends Zigeuner auf die Post, übernachteten auch allda in einem Schupfen, und von deren einem ward nun dem Postillion ein solcher Trost, der ihm geholfen hat und zwar für immer, wie man gleich hören wird. In einer schönen Mondscheinnacht, wo es auf seiner Kammer licht war wie am Tag, verbarg er sich hinter einen Kasten, und legte statt seiner einen Strohmann in sein Bett. Er stund noch nit lang auf der Paß, sah er seiner Bettstatt zu ein langes weißes Wesen wie eine Schlange aber dünn wie ein Haar zuschweben, das glitzerte ganz blaulecht im falben Schein des Mondes und wand sich dann im Bett in immerwährenden Krümmungen auf dem verkleideten Strohmann. Da sprang er schleunig heraus aus dem Kasten ein scharfes Messer zur Hand und schnitt das Blendwerk in der Mitten entzwei. Wie er es griff, däuchte es ihm ein Roßhaar, aber es war nur so im Schein, denn Gsicht der Augen war nichts mehr da. Darauf legte er sich ins Bett und schlief endlich nach langer langer Zeit wieder einmal so recht von Herzen gut. Wie er des andern Morgens in Stall geht, liegt sein Sattelpferd der Länge nach da auf dem Boden, ist krepiert und schon ganz kalt. Im Sattelpferd war die Trud gewesen, und hatte er es am Tag geritten, so ritt die Mären ihn dafür des Nachts. Aber mit dem Schnitt hatte sie ihren Triff gekriegt, daß es für allzeit aus war mit ihr. Da gleich neben dem Stall des Postillions Schlafkammer gewesen, hatten natürlich auch alle Mittel nit verhelfen

können. Aber von der Zeit an war er aller Truden frei und ledig, kam keine mehr über ihn.

Das Ende eines Lasterbalgs.

In den vierziger Jahren war eine Bäurin in Jedlstetten lange Jahre krank, konnte ihr kein Dokter und kein Bader nit helfen; vermogten die der Krankheit nit einmal auf den Grund zu sehen. War gar ein seltsamer Siechtag, darum auch allgemein dafür gehalten, es sei ihr angethan. Doch auch Beschwörungen konnten nit verhelfen, ward allweil das Uebel ärger denn zuvor. Da begehrte sie endlich Trost bei einem Bauer unterhalb München, der im Besitz eines Erdspiegels, und in der richtigen Stellung geboren, selben mit Erfolg zu gebrauchen. Der gab ihr nun etwas mit, das mußte sie in einem neuen Hafen im Wasser sieden und das Wasser dabei beständig peitschen. Auch befahl er ihr hoch und theuer, nur alles fest zu verschließen, denn es würden Katzen die schwere Menge kommen, schreckbar schreien und schier den Kuchelkreuzstock eindrucken: sie solle aber kein Bang haben, so lang alles richtig verschlossen, könne ihr nichts an. So geschah auch alles; die Bäurin erlangte wieder ihren vollen Gesund, aber eine Natherin, die war auf eine Weil so grausam in ihrem Gesicht verhauen, daß sie lang nit aus den Augen herausschauen konnte. Selber Natherin hatte frühers die Bäurin das

Haus verboten, und darum war ihr die Krankheit angethan worden von dem Mensch. Denn das war gar ein wildes Laster, hatte, wie revierkundig, schon vier Kinder ohne Vater, und beargte man sie auch eine Trud zu sein. So war es auch beim Kuissenbauern geschehen, wo sie das Hochzeitbett genäht, daß selber von der Stund an nimmer schlafen kunnte. Wie man nun das Bett aufgemacht, fand man unterm Kopf ein Päcklein mit Beiner, Haaren und angebrannten Hölzlen; nachdem man dieß verbrannt, ward alles wieder gut. Ein paar Jahr darauf da ging es ihr aber schlechter. War ein Bursch, ein richtiger feiner Mensch, auf den hatte sie es gehabt, wollte, er solle bei ihr schlafen. Doch der wollte nichts von ihr wissen, hatte vor dem Kunder nur einen Abscheu. Sider der Zeit ward er aber Nachts allweil von einer Truden gedruckt, daß es ihm recht schlecht wurde, verschiedene Mittel auch nur eine kleine Weil verhelfen wollten, alle Bot war die Trud wieder da. Doch eines Nachts, er wollte gerad einlaunen, schluf aber noch nit fest, kam die Trud wieder über ihn, da umfing er sie mit beiden Armen, griff aber nur einen Schübel Stroh. Noch ganz tamisch vom Schlaf ließ er da los, aber in einem Flug fiel es ihm bei, daß in dem Stroh die Trud verborgen und darum langte er fruetig mit dem ganzen Körper darnach aus, erwischte aber nur noch einen einschichtigen Halm und den riß er mit aller Gewalt zu sich. Darauf klemmte er ihn in seine Faust baumfest ein und legte sich wieder schlafen. Wie er morgens aufwacht, hat er einen ausgerissenen Finger in seiner Faust, daß

er sich nur gerad so beuteln mußte, wie ers sah und ihn weit weg schlenkerte. Doch da fiel ihm gleich die ganze Geschicht ein und schnell steht er auf, legt sich an, nimmt den Finger wieder auf und holt noch etliche Buben vom Dorf und lauft mit denen zur Natherin. Da waren Thür und Läden fest zu, doch die gleich eingeschlagen stürzen die Buben in die Kammer und da lag die Natherin im Bett und litt elende Wehtagen, denn richtig war ihr in der Nacht ein Finger ausgerissen und der, den der Bub mitgebracht, paßte accurat an ihre Hand. Da zerschlugen sie nun die Buben gottsjämmerlich zu einem Brei, daß, hätt sie nit so ein enterisch hartes Leben gehabt, sie sicher hin geworden wär. Doch darauf thats kein Gut mehr mit ihr, weder im Dorf, noch in der Nachbarschaft. Schimpf und Schand war allzugroß, und selbst die kleinen Kinder frugen sie nach ihrem Finger, wo der wär? Den hatten die Buben aber in der Wasenstatt eingegraben unter dem Juschrai von Allen. Deßhalb ging sie weiter zu einem Baasl, wie sie sagte, nach Lechhausen bei Augsburg, einer alten abgefeimten Hex. Was sie noch nit gewußt, das lernte sie bei der. Hat ihr aber wenig Glück gebracht, im Gegentheil hat die Sach bald hier ihre Endschaft genommen, denn wenn die Birn einmal zeitig, dann fällt sie von selbst vom Zweig. Wie überall war sie auch in Lechhausen bald im Streit, und als ihr deßhalb von einer Seldnerin eine arge Schimpfred gethan ward, brachte sie deren beste Kälberkuh zum krepieren. Das war auch so ein Kunststück, welches sie erst bei dem Baasl

gelernt. Aber die Seldnerin war auch ein böses Weib, die noch mehr gekonnt als sie. Die nahm das Herz der krepierten Kuh, stach drei eiserne Nägel von einer Todtentruhen hinein, schlug um das ganze einen Kranz von Singrün und sott es in Schmalz, dann warf sie es in den rinnenden Lech. Des andern Morgens lag die Natherin ganz schreckbar zum Anschauen todter im Bett. Hat sich die ander gottlos Peitschen noch damit gerühmt, die Nachbarschaft auf solche Weis von diesem Unthüm befreit zu haben. Und so starb diese Natherin dahin ohne Reu und Leid, dem bösen Feind zum Gefallen, der Menschheit aber zum Graus und zur Warnung vor der Leichtfertigkeit, die so weit ins Laster führt.

Armeseelen-Beschwörung.

Es war im Spätherbst 1847, daß sich an achtzehn Einwohner von Pflugdorf zumeist von den Größern verbanden, um unter Anführung eines Württembergers, welcher bei der Wirthin als ein Schweizer diente, eine arme Seele zu beschwören, einen vergrabenen Schatz, ob dem sie nicht zur Ruh gelangen konnte, ihnen abzulassen und dadurch selbst erlöst zu werden. Nach den nöthigen Vorbereitungen kam man bei einem der Gespanschaft unter der Liechten zusammen, um da die ganze Nacht vereint zu bleiben, allemal von einem Gebetläuten bis zum andern. Funfzehen waren oben in der Kammer

und beteten unablässig den Rosenkranz. Unten in der Stuben aber war der Schweizer, der Maier des Hauses und sein Kind, eine reine Jungfrau. Das geschah nun drei Nächte hinter einander, und hatte da das Mädel den schwersten Stand, denn die durfte die drei Täg und drei Nächt kein Auge zuthun. Wollte sie nur ein wenig einlauneln, mußte sie gleich in ein Schaff eiskaltes Wasser hinein. Trotz alledem hat sie es ausgehalten, ihr Vater aber nit. Denn in der dritten Nacht, da der Schweizer den Schatz schon beinahe gehoben hatte, er stund in einer großmächtigen Truhen bereits vor der Thür, und die oben hatten ihn ganz deutlich heranrutschen gesehen, da überkams auf einmal den Häusler, er vermeinte den Teufel auf der Truhen sitzen zu sehen, und fiel um wie der leidig Tod. Es zog ihm alle Flachsen zusammen und er kriegte einen Kramm, daß er lauthin brüllte. Der Schrecken, der dadurch alle befiel, brach ihr Still-schweigen und damit den Zauber. Auch kam der Schwei-zer aus seinem Lesen heraus, welches allweg ärschlings wie bei den Juden geschehen muß, und so verschwand gähling die Truhen wie in einem Ruck. Das Haus aber ward von einem Sturm umbraust als wollte Alle der Teufel holen. Gleichwohl ließen sich die Leute nit abhalten, wollten die Geschichte zum andernmal versuchen, kamen aber darüber auf — bei achtzehn Menschen ein Wunder, daß es nit früher geschehen — und die ganze Sach kam vors Gericht. Da ward vor allem der Schweizer gepackt, der wie überhaupt die mehrsten Schwei-zer und Schäfer, viel erfahren war in der schwarzen

Kunst. Die Untersuchung war noch lang nit geendigt, da kam das Jahr 48, wo im ersten Rummel der Landrichter selbst von Landsberg auf und davon gehen mußte, und der Schweizer kam dadurch zeitig mit heiler Haut davon. Das alles ist landkündig wie nit leicht ein anderer Fall der Art.

Noch eine Beschwörung.

Gegen die Mitte der vierziger Jahre starb in Utting am Ammersee eine Sechswöchnerin in ihrer ersten Kindbett. Blieben Kind und Mutter beisamen. Einer Frau aber die mit ihrem Kind im ersten Kindbett stirbt, der wird das Kind in die Arme gelegt und steht solcher der Himmel offen, auch wird sie gleich einer Jungfrau von Jungfrauen zu Grabe getragen und ein Jungfrauenkrönlein auf ihr Grab gestellt. Dieß ist so ein alter Glauben, allüberall im Brauch. Darauf hin machten sich fünf Männer in Utting zusammen zu einer Beschwörung der abgeleibten Seele. Nach einer weiß Gott woher entnommenen Ueberlieferung begannen sie ihr Werk folgender Art. Mit dem zwölften Glockenschlag um Mitternacht betraten sie faselnacket den Freithof, gruben das Grab der Verstorbenen auf, hoben sie mit ihrem Sarg heraus und legten einen von ihnen, nacket wie er war, in das leere Grab. Während sie nun im höchsten Stillschweigen den Sarg dreimal um den Freithof herum-

trugen, ging die Beschwörung dahin, die abgeleibte Seele zu vermögen, die fünf Numern, so in der drittnächsten Ziehung in der Lotterie gezogen würden, anzugeben. Darum hatte man dem im Grab liegenden alle neunzig Numern der Lotterie, deutlich auf einen Zettel geschrieben, in den Mund gelegt; die fünf Numern so gezogen würden, mußten dann erlöschen. Alles geschah so wie angegeben glücklich ohne Widergang. Fünf Numern waren wirklich erloschen und eifrig und hoch gesetzt. In der dritten Ziehung kamen wahrhaftig auch die Numern, aber leider kein Geld, das sich viel in die Tausende belaufen hätte. Die ganze Geschichte war ruchbar geworden, die Beschwörer gefänglich eingezogen und ihr Einsatz für ungültig erklärt. So war denn das geträumte Glück schnell dahin, und der böse Feind hatte nur einmal wieder sein höllisch Fözeln getrieben.

Der verherte Widem.

Ende der dreißiger Jahre kam nach T. ein junger Geistlicher als Caplan, einige Jahre drauf wurde er Pfarrer allda. Ein würdiger Herr, ebenso eifrig in der Seelsorg, als streng und gelehrt in seinem eignen Verhalten. Darob war er nit nur in seiner Gemeinde hochverehrt, sondern auch von auswärts hatte man ein groß Vertrauen zu ihm. Liederlichkeit war ihm aber sonderlich verhaßt und war er da fast streng gegen die so leicht-

fertig lebten, wie gegen solche, die dazu Unterschlupf gaben. Darob lud er von einigen bösen Menschen einen großen Haß auf sich. Darunter waren drei in der schwarzen Kunst tief eingeweiht, die thaten ein Bündniß und brachten einen Zauber zuwege, daß in des Herrn Stallung und überhaupt auf dem ganzen Widem nichts mehr gerathen möge. Mit den Hennen fing es nun an, die legten keine Eier mehr, und untergelegte Eier brüteten sie nimmer aus. Darauf kam es in die Ställe. Einige Mal krepierten alle Kühe hintereinander, so gesund auch das wieder neuangeschaffte Vieh gewesen. Zuletzt kam es auch über den Roßstall. Da wurden oft die Rosse des Morgens so im Stroh mit Schweif und Mähnen verknüpft gefunden, daß man sie, elend und zitternd auf dem Boden liegend, kaum mehr in die Höhe gebracht. Weder Thierärzte noch auch der Metzger von Mühlhausen, ein äußerst geschickter Mann bei den Rößer, vermogten Hülfe zu bringen. Die Rosse fielen, eins nach dem andern. Ebenso fehlte es auf der Feldung; kein Bau mogte mehr gerathen. Der Pfarrer, ein einsichtsvoller Mann in der Landwirthschaft, die er selbst trieb und viel Freud dazu hatte, suchte all das Unglück in natürlichen Ursachen, und verwarf alle Mittheilungen, daß ihm der Schaden angethan sey, als einen sündlichen Aberglauben. Um sich deß zu gewissern, nahm er seine Mutter und zwei Schwestern zu sich, dingte einen neuen Knecht, kaufte abermals ganz neues Vieh, und stellte alles unter derselben sorgfältigste Obhut. Nun meinte er, es müsse alles wieder ordentlich werden. Aber weit

gefehlt; die Hennen legten keine Eier, das Kuhvieh krepierte und kein Kalb kam auf, alles gerad wie zuvor. Dem Herrn wollte es nit eingehen, wie das alles nur möglich, und sein Verstand sträubte sich an Verhexung zu glauben. Doch wurde ihm alles so verleidet, daß er um eine Versetzung in eine andere Gegend einkam. Mittlerweile hörte er von dem Bauern unterhalb München, und wie der ein so christlicher Mann sey, der gewiß nichts Böses thue. Den ließ er nun kommen, erzählte ihm Alles, was ihm begegnet und daß es ihm unmöglich sey, an übernatürliche Einflüsse zu glauben; er solle ihm sagen, was er als ein alterlebter Bauersmann davon halte. Der bekannte ihm gleich, all der Schaden sey ihm angethan, das sey ganz offenbar, aber er könne ihm noch helfen, es sey noch nit zu spät. Zuerst führte er ihm in seinem Erdspiegel die Leute vor Augen, so all die Bosheit verübt. Der Pfarrer erkannte sie augenblicklich, es waren zwei Weiber in P. und ein Mann aus T. selbst. Darauf ließ der Bauer die Kühe melken, sott die Milch in einem neugebrannten Topf und verschmierte ihn fest mit Letten. Diesen nahm er dann des Nachts in die Hofraithe und warf ihn über das Stalldach. Das erstemal ging er leicht hinüber und kam ganzer auf der drübern Seite an. Jetzt geben Sie acht, sagte der Bauer zum Pfarrer, indem er den Topf wieder aufnahm, wie es jetzt sieden und zischen wird, und so flog er denn auch brausend und dampfend zum andernmal über das Dach und platzte in tausend Stücke. Auf das hin war geholfen, und fürder das ganze Widem

keiner Verhexung mehr ausgesetzt. Die drei Leute aber, so das böse Bündniß gethan, wurden auf den Tod krank, denn die ganze Verwünschung war in ihren Leib gefahren. Der Pfarrer bestand jedoch in seiner Gutheit darauf, daß der Bauer ihnen das Siechthum wieder entnehmen gemußt. Auch die Hennen wurden wieder hergestellt mit Eberwurz und Teufelsdreck. So war denn allem geholfen und der Herr so froh, daß, hätte er sich nit schon zur Versetzung gemeldet gehabt, er in T. gerne geblieben wäre. Auf Lichtmeß im Jahr 50 zog er zum größten Leidwesen aller Pfarrkinder fort.

Die weizend Herrenköchin.

Vor vierzig Jahren etwas mehr oder minder starb in Pürgen eine Herrenköchin, war beim Marxenbauern allda zu Haus, und hat nach ihres Herren Tod den Wagner geheirathet gehabt. Die hatte so lang sie auf der Pfarr war, viel Geld zusammengetragen, bekam aber nie genug, nahm ihrer Stiefkinder Ausgemachtes auch noch; war ein Ruch, als sie starb, hatte sie den Schlüssel zur Geldtruhen so keif in der Hand, daß man ihn nach ihrem Tod aus der Hand herausbrechen mußte. All das zusammengeraffte Geld erbte ihre Freundschaft beim Marxenbauern, und die armen Stiefkinder verloren sogar ihr Vatergut. Doch Pfaffengut Raffelgut, geht zusammen in ein Fingerhut, den Marxenbaurischen hat die Erbschaft

keinen Segen gebracht, starb das ganze Geschlecht in Bälde aus. So lange die aber noch gelebt, weizte die alte Herrenköchin schrecklich bei ihnen, als die aber all abgestorben, mußten die armen Wagnerischen, die bei Lebzeiten von ihr beraubt wurden, auch nach ihrem Tod die Seel, weil sie da gesündigt, bei ihnen umgehen lassen. Doch warf sie sich nur auf die Stieftochter und deren Kinder, dem alten Wagner, der Stieftochter Mann, konnte sie nit an. Insonderheit wurden die armen Kinder arg heimgesucht; die eine Tochter, eine Nätherin, die verfolgte der Spuk am ärgsten, hob sie oft bei fremden Leuten auf der Stör in die Höh, wo sie dann Tage lang vor Wehtagen nimmer arbeiten konnte. Ein Sohn, ein Gendarm, über den kam es auch, aber nit so streng. Da wurden dann viele Geistliche angesprochen, konnten aber nit helfen, wurf ihnen die alte Herrenköchin, als sie sie bannen wollten, alles Unrechte vor, das sie je gethan. Selten war der Spuk zu sehen, doch wenn er sich zeigte, lief er als schwarzer Pudel herum, mit einem buttawinzigen weißen Brustfleck, ein Zeichen, daß er noch zu erlösen wär, aber freilich hart. Wenn der Pudel herumlief, durfte ihm niemand nachgehen, er führte alles irr. So gingen vor ein Jahrer sechs der Haas und der Marstaller, zwei Seldner von Stoffen, die auf einem Dreißigst in Pürgen gewesen, nach dem Gebetläuten heimwärts, begegnete ihnen wieder der Pudel, und wurden sie vor ihm so tamisch, daß sie ihm folgen mußten, ob sie wollten oder nit. Da kamen sie denn nach Pösing, nach Schwifting, nach Raisch und endlich wieder nach

Pürgen, da schlug es gerad 3 Uhr morgens. Oefters, sonderlich im Advent warf der Geist alles im Hause durch einander, da flogen oft die Schüsseln und Kandeln nur so durch die Luft daher, daß alles ein Grausen befiel. Kam zu solcher Zeit einmal der Eisenknecht von Landsberg, Ueberreiter hat er sich geschrieben, dahin, meinte hinter dem müßte ein spitzbübisch Tritschl Tratschl von irgend wem stecken, sagte auch die Geister, die erscheinen, sind so wenig todt, als die wo blinde Kuh spielen blind sind, und forderte so recht vermessen den Geist heraus, doch auch einmal zu weizen, wenn er, der Eisenknecht, dabei wär. Kaum gesagt, flog ihm ein Kandl nach dem Kopf, daß er sich schleunig geduckt, doch stund er ganz fuchtig auf, vermeinte, es hätte es wer versteckterweis gethan. Doch sah er bald, daß dies nit möglich, und schaute drauf drein wie ein Karpfe dem man auf den Kopf geschlagen. Als aber auf einmal alle Schüsseln auf der Schüsselrehm zu tanzen anfingen, da hat er dem Staubaus das Prä gegeben, und hat sich nimmer da sehen lassen. So war auch ein Bauseldner von Kaufring, der sich vor nichts gefürchtet und viel in geheimen Dingen gekonnt, der kam auch dahin wie er auf der Lotterbank ausrastete, und vermeinte er wolle die Weiz schon an ein richtiges Ort bringen, wo sie nimmer wieder kam, da hob es ihn auf und warf ihn mit solcher Gewalt an die Stubenthür, daß die ganze Füllung mit hinausbrach. Einige Franziskaner, die doch sonst viel können, waren auch umsonst dagewesen. Endlich hörte der Gendarm von einem geistlichen Herrn im Schwäbischen draußen,

der hexen- und wettergerecht wär, und der in allem helfen könnte. Zu dem ging er, und bat ihn kniefällig um Hülfe. Da kam er dann wirklich auch nach Pürgen und nahm den Geist vor, doch heimlich, durft niemand dabei seyn. Wie das geschehen, sagte er zu den Wagnerischen wenn ihr wollt, daß der Spuk aufhört, so müßt ihr Alles was die Herrenköchin euch entfremdet und ihrer Freundschaft zugeschafft hat, derselben schenken, damit es ihr nimmer auf der Seel brennen kann; aber das müßt ihr thun von ganzem Herzen mit christlichem Gemüth und nit nur unters Gesicht freundlich und hinterwärtling grundfalsch. Könnt ihr derselben in Wahrheit so verzeihen, dann ist der Geist von der Pein des unrechten Guts erlöst. Und so geschah denn auch alles, und sider der Zeit, es werden ein vier Jahr her seyn, hat der Spuk seine Endschaft genommen, denn Gott hat ja die Weiz nur darum geschaffen, daß die armen Seelen gereinigt werden.

Thaler wechseln.

Ist eine Zigeunerkunst. Vor beiläufig 40 Jahren kamen eines Tags Zigeuner nach Pitzling, nahmen allda im Bauernhofe Herberg. Kommt die alte Zigeunermutter herunter ins Wirthshaus und sagt zur Wirthin, ob sie ihr nit einen Thaler wechseln könnte. Die hatte gerade das Biergeld für Diessen, damals nahm man das Bier

noch von dort, war zu der Zeit ein weit berühmtes, hergerichtet, etliche 50 Gulden, wechselt drum einmüthig den Thaler und schiebt ihn zu dem andern Geld in einem geheimen Schubfach unter der Kammerstiegen. Gleich darauf kommt der Wirth heim, macht sich fertig nach Diessen, wie er aber das Geld nehmen will, war alles fort bis auf den Thaler, der lag einschichtig noch da. Beide waren ganz verhofft, aber die Wirthin, ein keckes Weib, holt gleich den Führer und etliche Obmänner und lauft mit ihnen schnurstracks in Bauernhof. Da war gerade die Zigeunerband im Aufbruch, aber die Wirthin wirft sich ihr entgegen auf die alte Zigeunermutter, und schreit sie an: jetzt nur gleich das Geld wieder her, und da ist euer verflickster Thaler, und ihr habts gestohlen, und ihr kommt keinen Schritt aus dem Dorf, ich laß euch aufs Gericht führen. Kurz die alte Zigeunerin sagte endlich nach langem Zanen und Granen und ganz zabelnd vor Zorn: geh nur heim alter Teufel, das Geld liegt schon wieder in deinem Schubfach, aber ich werd dirs schon gedenken; eh der Mond wieder neu wird, sollt ihr dreimal so viel verlieren. Und eh der Mond wieder neu ward, kamen sie um ihre beste Kälberkuh, und fielen ihnen zwei Kohlenhaufen, er der Wirth war auch Schmid und Kohlenbrenner, in pure Asche zusammen. Ja der alte Zimmerhänsel, der damals als Roßbueb des Nachts bei der Kohlstatt aufsah, fiel als er die Stiegl auf den Kohlenhaufen anlegte und hinaufstieg, mit dem ganzen Meiler zusammen und hätte elend verbrennen müssen, wären ihm nit einige Mahder von der Seiferstetter Vieh-

weid, welche die Roßbueben um Hülf angeschrieen, beigesprungen. Darum weil er die alte Zigeunermutter so geschmäht hatte, hat auch ihn dies Unglück treffen müssen.

Sechser wechseln.

Ist auch eine Kunst, so von den Zigeunern stammt, am Lech sehr im Schwung. Vor ungefähr 10 Jahren fährt der Rill von Ummendorf nach Augsburg mit einem Füderl Heu, damit er diemalen gehandelt. Begegnen ihm unterwegs zwei Bursche, bitten ihn, er mögt ihnen doch einen Sechser wechseln, ob er nit zwei Groschen hätte, im nächsten Häusl könnte man ihnen nit herausgeben. Wie er nun seinen Beutel aufmacht, es waren über sechs Gulden drin, wirft der eine gleich seinen Sechser hinein, und im Einstecken der zwei Groschen in den Beutel desselben sieht der Rill, daß da Groschen genug innen sind. Er fährt indeß ruhig weiter, sinnirt aber doch so hin und her, ob es denn mit der Wechselkunst wirklich richtig, denn gehört hatte er schon viel davon, aber es nie geglaubt, allweil verlacht. So mocht er wohl eine Stunde gefahren seyn, die beiden Rampel waren schon weit voraus, da kann er sich nit länger halten, er muß seinen Beutel wieder heraus ziehen, und sapperdi! richtig wars, das Geld war fort bis auf den windischen Wechselsechser. Zuerst freilich meinte er, es mögte ihm ganz tamisch werden, doch kurz besonnen,

springt er bald vom Wagen herunter, und in einer Furi den zwei Galgenschlüsseln nach, Roß und Fuhrwerk hintenlassend. In einer halben Stunde hatte er sie eingeholt, und fiel sie denn auch gleich ausgreinend aber doch bittweis an ihm sein Geld zurückzustellen. Die aber thaten fremd und fragten ihn, ob er narret sey. Als er ihnen aber zanend sein Elend klagte, daß er Vater von so viel Kinder und ohnedem ein armer Seldner sey, da sagte der eine zum andern: geh gib ihm das Geldl zurück, wann er wirklich so arm ist, wie er sagt, wo er denn wirklich das ganze Geld zurück erhielt. Der Rill ist ein ernsthafter Mann, weit weg von allem Gespaß wie Lug, und hat diese Begebenheit als wahrhaftig oft erzählt. Ein paar Jahr später verkaufte er in Landsberg ein Schaff Fesen, da gings ihm beim Auszahlen wieder so, doch kam er da nimmer zu seinem Geld. Der, so ihm durch eine Stellung wieder dazu helfen wollte, konnte nichts mehr machen, denn der Dieb war schon über das Wasser gegangen, und da ist alle Kunst vergebens. Wer aber Bröseln von geweihtem Osterbrod unter sein Geld mischt, dem kann die Wechselkunst niemals an.

Eine Stellung.

Wie der Stüblgregori noch auf dem Stillerhofe, einer schönen Einöd bei Schwifting, gedient, sah er dem Käser seine silberne Uhr allzeit den ganzen Tag am

Thürgerüst hängen. Deß verwunderte er sich und sagte zuletzt einmal beim Mittagmahl dem Käser, wie magst du nur die Uhr allweil so offen da hängen lassen, die wird dir gewiß noch einmal gestohlen. Laß du nur mich dafür sorgen, entgegnete ihm ruhig der Schweizer, ich möchte es keinem rathen, du kannst es gleich selbst versuchen, wenn du dirs traust. Nun das müßt doch mit dem Deixel zugehen, meinte der andere und sprang auf die Uhr zu holen. Wie er aber die Uhr herunter genommen, war es ihm gerade als wenn Blei in all seine Glieder fiel, und konnte er keinen Schritt mehr thun: war hart und steif fest gemacht. Unter elendigem Spott und Auslachen der Knechte und Dirnen machte der Schweizer durch einen Spruch ihn wieder frei und ledig. Es war ihm aber mittlerweil so tamisch geworden, daß er nimmer sah noch hörte. Dem Bauern und seinen Ehehalten war aber auch trotz allem Gelächter ein Grusel übergeloffen.

Mehr eine Stellung.

Der nun verstorbene Pösinger hat mir von einem seiner Anverwandten, so auch aus der Widertaufer Freundschaft gewesen, folgendes erzählt. Von dem Holz, so selber von seiner Herrschaft jährlich ausgewiesen erhielt, kam ihm immer ein guter Theil weg, und lange dauerte es bis er dem Dieb endlich gefärig ward. War ein ihm

wohlbekannter Mann, auch ein Widertaufer. Wart Rasimus dachte er, dich will ich schon kriegen, und wie er bald darauf wieder sein Jahrholz gefaßt, machte er darüber eine gar feste Stellung auf Mitternacht. Er vergaß aber, nach Hause gekommen, ganz darauf und legte sich ruhig zu Bett. Morgens um 3 Uhr da er aufgewacht, fiel ihm siedheiß ein, daß er des beim Holz Festgemachten gänzlich vergessen. Da schwante ihm nichts Gutes, und in wahrer Todesangst lief er in Schlegelwald zu seinem Holz; traf aber nichts mehr als des armen Rasimus Juppen, die er vermuthlich zuvor abgelegt hatte. Die Zeit war versäumt, wo hinein die Stellung gemacht gewesen, und von dem Gebannten war kein Beinerl mehr übrig und kein Gewand: alles war dem Bösen verfallen, der die Kraft zur Stellung gegeben. Vom Rasimus aber hat keine Seel mehr etwas gehört noch gesehen, weder in seinem Haim noch anderwärts. Das Gericht hat ihn umsonst in den Blättern ausgeschrieben. Der aber, so die Stellung gemacht und so leichthin vergessen, hat siderher derlei nimmer treiben mögen, war ihm arg verleidt worden mit der Geschicht.

Noch eine Stellung.

Es war im Jahr 28 als der kaum 15 Jahr alte Xaveri Weinberger von Lengenfeld in Pitzling in der Untermühle, wo er bei seinem Vetter dem Müller das

Handwerk erlernen sollte, von einem Mühlstein erdruckt wurde, gerad um Mitternacht. Bis der Pfarrer kam, war er schon todt. Das war nun ein Jammer in der ganzen Freundschaft. Der Müller wollt ihn in Pitzling, die Eltern aber in Lengenfeld begraben haben. Darüber hob ein Streiten an, das vier Tag gedauert. An diesem Tag brachten die Lengenfelder endlich ein gerichtliches Schreiben, das für den dortigen Freithof entschied. Der Pfarrer von Pitzling sagte, ihm wäre es recht, wollt aber doch selbst auch noch mit dem Landrichter reden. Ging deßhalb auch in die Stadt, stellte vor wie der Leichnam schon vier Tage da liege, das Grab in Pitzling schon gemacht sey, und das Ganze hauptsächlich von der Aufhetzung des Lengenfelder Wirths herkomme, dem es vor allem um den Dreißigst leid sey, da er bei dieser reichen und großen Freundschaft ein ausgiebiges Dreißigstmahl einbüßen würde. Er der Pfarrer müßte sich auch noch beschweren, daß man seinen Freithof, weil er statt mit einer Mauer nur mit einem Bretterzaun umfangen sey, ein unehrliches Ort, eine Schindhütte genannt habe. Darauf erlangte der Pfarrer einen Gegenbefehl, die Leich solle umgehend noch diesen Tag in Pitzling abgehalten werden. Es war gerad der Martinstag, und bis der Pfarrer wieder heim kam und alles herrichten ließ, ging es schon auf 4 Uhr zu. Mittlerweil kamen auch die Eltern und die auswärtige Freundschaft mit einem Wagen mit zwei prächtigen Fuchsen bespannt um den Leichnam zu holen. Da hub nun erst ein rechtes Streiten an. Der Pfarrer gab auch nicht nach, der Vater benahm sich wie

ein Unsinniger, ließ das Grab zuwerfen, schlug in der Untermühle die brennenden Kerzen von der Bahr herab und wollt mit aller Gewalt den Geistlichen nicht mit der Leiche aus der Mühle lassen. Die Mutter gar, war ganz wie wüthend, umklammerte fest den Sarg, schrie ich werfe mich in den Lech, und so gings fort unter fortwährendem Raufen und Fluchen mit abscheulichen Verwünschungen den langen weiten Weg bis zum Freithof. Wie sie da anlangten kam gerad der Stoffener Herr, Lengenfeld gehört in die Stoffener Pfarr, mit Kreuz und Kerzen das Brückl herunter: nun wurde die Rauferei so arg, daß endlich der Pitzlinger Pfarrer, nachdem der Sarg schon einigemal zu unterst zu oberst geworfen worden, und die Meßnerbuben anfingen mit Kreuz und Leuchtern drein zu schlagen, von allem abstand, und diese schandvolle Begebenheit beendigte, indem er den Sarg den Lengenfeldern überließ. Die erhoben nun ein wildes Freudengeschrei und warfen den Sarg in eiliger Gier auf den Wagen, auf den der Vater wie toll hinauf sprang, rüchlend jetzt haben wir ihn, fort! hui! mit der Geißel auf die Rosse hauend, damit sie nur recht schnell davon kämen. Aber da standen die Rosse nun am Brückl wie eingemauert. Der kleine Wagen mit der Last von kaum 60 Pfund that keinen Ruck. Jetzt ging von allen Befreundten wiederum ein Schreien und Hauen auf die Rosse an, daß es weithin hörbar war. Diese faimten und keuchten als wenn 100 Centner auf dem Wagen lägen, kamen aber kein Schritt vorwärts. Nachdem dies so eine gute halbe Stunde fort-

gedauert, es war schon ganz dunkel geworden, standen endlich alle ganz verstarrt und ermüdet still, und der Vater sagte ganz kleinlaut zuletzt zum Herrn von Pitzling, wir bringen ihn nit weiter, wir müssen ihn halt hier lassen. Drauf ordnete sich die Leich aufs Neue und am Grab hielt dann der Pfarrer eine kleine Anrede, worin er die ganze auswärtige Freundschaft und ihr schandvolles Benehmen nach Gebühr abgekanzelt. Die Stellung aber hat der damalige Oberländer, ein Seldner, so nächst dem Brückl wohnte, und der in geheimen Dingen arg zu scheuen war, gemacht, wie er später öfters beim Bier erzählt, wenn er anhub rauschig zu werden. Der Grabstein des Weinberger steht noch; der Freithof aber erhielt bald darauf eine steinerne Mauer, auf damit niemand mehr ehrenrührig davon zu reden eine Ursach habe.

Feste Stellung und sicherer Schuß.

Im Anfang dieses Jahrhunderts war bei dem Forstner Frühholz in Lichtenberg ein Jagdgehülfe, nur kurze Zeit; aber nimmer wird er dort vergessen werden. Der trug am einen Fuß einen Pantoffel, gleich als hätte er ein Wehtag an diesem Fuß, aber hat ihm gleichwohl niemand im Laufen beigekonnt. Als nun gerad aller Narren Faßnacht war, kam er zum Tanz nach Scheuring ins Wirthshaus und wollte mittanzen. Weil er aber so ein wildes Aussehen hatte, mogte kein Madl mit ihm

tanzen, und die Buben wollten ihn aus der Tanzstuben werfen. Da zeigte er ihnen aber was er konnte, und machte alle Ledigen bis auf den Aschermittwoch Mittag fest in die Zechstuben. Erst beim Gebetläuten hat der Zauber aufgehört. Mit den Wildbretschützen war er kurz gebunden; hatte einer etwas geschossen, so ging er nur an das Ort, wo es verborgen, und war es noch so geheim, er fands und nahms mit fort. Aber mit dem Wild erst, da war es gar aus. Ging er zu Holz, mußte alles Wild zu ihm hinlaufen, wo er es dann aussuchte welches das faisteste, das nahm er, und dann schoß er es nieder. Wenn ihn das Wild nur von Weitem schmeckte, dann liefen ihm gleich die Zächer nur so aus den Augen herunter. Beim Schwabbauern in Lichtenberg war allzeit ein großer Dunghaufen, da waren unter den Hennen immer die mehrsten Spatzen mitten darunter. Mit dem Bauern machte er darüber ein Gewett und schoß statt auf den Dunghaufen rückwärts zum Bauernhofe hinaus, und todt lagen da alle Spatzen, von den Hennen aber nit eine. Eine von den Dirnen des Neubauern in Scheuring hatte ihm eine Schimpfred gethan, da kam er Nachts vor ihr Kammerfenster, rief sie an und sagte komm, geh mit. Die kam auch gleich herunter im Hemd und lief neben seiner eine gute Stunde mit ins Holz. Wie er sie endlich bei ihrem Namen genannt und gesagt was willst du da, geh zu Haus, da wars ihr, als erwachte sie aus einem bösen Traum und mit Schrecken sah sie sich bei einer eingegangenen Schindhütte, wo es am hellichten Tage nit geheuer war. Seinen

eignen Herrn, den Forstner, hatte er nach einem heftigen Wortwechsel, 3 Tage und 3 Nächte ins Westerholz auf einen Stock gebannt, daß männiglich geglaubt, er sey erschossen worden. Dieß hat ihm aber den Dienst gekostet, und hat ihn darauf Niemand mehr zu Gesicht bekommen.

Der Wild-Anbanner.

Vor geraumer Zeit starb in Weil ein gewisser Andrä Welzmüller, der ein großer Wildbretschütz gewesen war. Zu seinen Lebzeiten hatte er alles Gewild anbannen gekonnt, daß er es nur zu greifen gedurft. In seines Lebens Ende kam nun die Offenbarung. Drei Tage und drei Nächte lag er da, konnte die Seel vom Leib nit scheiden, der Mund nichts sprechen noch genießen, der Körper gstarr; aber mit den Händen, da gings auf und nieder, allweil zum Kopf wundersam deutend. Als ihn endlich der Pfarrer gefragt ob denn sein Wehtagen im Kopf drinnen, da hat er gleich mit dem Kopf geknappt, und mit den steifen Fingern allzeit auf ein Ort hingedeutet. Da besprach sich der Pfarrer mit dem Bader, und dieser öffnete nun hier die Haut mit einem Schnitt, wo denn zum Schrecken aller eine geweihte Hostie herfürgeschaut. Bebend zog sie der Pfarrer heraus, worauf der Verfrevler unter schrecklichem Jammern gleich verschied. Aber nimmer kann ein solcher sterben, so lang er unseres Herrn Leichnam sündlich verborgen trägt.

Ein Wetter-Lästerer.

Um dieselbe Zeit gingen drei Bursche vom Landsberger Veitsmarkt heim nach Weil. Darunter war auch der Sohn des Karpfenbauern aus Weil, ein ausgelassener Rüpel der keinen Menschen in Fried ließ, und ein arger Religionsspötter war. Unterwegens erhob sich ein wildes Wetter und der Donner krachte schauerlich, und die Blitze flammten lichterloh über das Gefild. Deß bekamen die zwei Begleiter eine große Furcht, worüber der Lästerer nur um so mehr spottete und frevelte. Der Petrus und sein Anhang thun einmal wieder ein feines Kegelscheiben halten sagte er zu ihnen, in deren Mitte er ging, und als es gerade wieder einen furchtbaren Donnerschnall that, rief er flenschend hast es gehört Hiesl? jetzt hat der Peter den mittleren Kegel geschossen! Aber kaum gesagt, kam aus dem schwarzen Gewölk ein blitzblauer Wetterstreich und schlug ihn aus der Mitte heraus in den Boden hinein, daß er Gesicht der Augen maustodt gewesen. Seinen beiden Kameraden aber, die fein säuberlich ein Wettergebet gesprochen, hat es nicht ein Härlein gekrümmt.

Noch ein Lästerer.

So war in Wallershausen auch ein Bauernknecht, Mathies mit Namen, der war auch so ein arger Lästerer;

hatte nebenbei auch alle Tag seinen Suff. Es war nun gerade am Jackelstag, wo die Bauernburschen im Unterlande zwei Feiertage hintereinander halten, und der Mathies war wieder ausgelassener denn je. Wie man nun den englischen Gruß läutete, und der Wirth im Wirthshaus vorbetete, trieb derselbe unter dem Gebet allerhand Spöttereien. Als ihm nun der Wirth zornig zurief, du versoffener Lump kannst du nit auch beten, stund er auf und schrie so arg er konnte: und der Teufel ist Herr geworden und hat den Engel über die Stiegen hinunter geworfen — doch konnte er das letzte Wort nimmer ganz aussagen, denn er hatte sich so in seine Zunge gebissen daß er mit dem Kopf auf den Tisch hinfiel und arg zu bluten anhub. Als man ihn vom Tisch aufrigelte sah man, daß die Zunge die Hälfte aus dem Maul heraushing und großmächtig aufgeschwollen war. Fünf Tage und fünf Nächte lag er so da, die Zunge brachte kein Mensch mehr hinein, und der Körper wurde ganz schwarz, daß allen im Wirthshaus ganz grausig ward. In der fünften Nacht starb er jämmerlich allen Lästerern zur Verwarnung.

Zwei Ablaßfrevler.

Als im Jahr 50 der große Ablaß einging, wo so reiche Segnungen zu erwerben waren, saßen zwei Rauderer zu Thaining im Wirthshaus und spotteten darüber

und fragten einen Bauern, der ruhig hinter seinem Bier saß, indem sie ihn hainzeln wollten, ob er nit etwa den Ablaß, welchen sie für sich verdienen könnten, ihnen für sein Seelenheil abkaufen möge. Der Bauer sagt ja und kauft ihn richtig um 30 Kreuzer; wie er jedweden das Geld hinlegt, fallen beide am Tische hinunter und sind und bleiben todt, was in der ganzen Revier kein kleines Aufsehen gemacht. — Um diese Ablaßzeit hat sich viel ereignet, wohl zu merken, manchem zum Schaden oder zum Trost je nachdem. So unter andern

Ein falscher Schwur.

In Rott lebt ein Bauer, der hat vor bald 25 Jahren im Ehbruch mit dem Hausmensch des Bräuwastl in Weilheim einen Sohn erzeugt, und als es zur Klag gekommen, alles frei weggeschworen. Seit der Zeit war alles ruhig, bis jetzt wo der Ablaß kam, hatte er ninderscht keine Ruhe nimmer. Immer sah er einen Jager, der um ihn herum war und ängstlich ihn zu hüten schien. Er konnte sich nimmer helfen, er mußte den falschen Schwur beichten, was er die ganze lange Zeit freventlich unterlassen, und so unsern Heiland allzeit unwürdig empfangen. Oefters nahte er dem Beichtstuhl, aber immer zog ihn der Jager wieder weg, endlich gewann er die Oberhand und kam in Beichtstuhl hinein, und mit seinem Gebreste zu den Ohren des Priesters. Doch konnte ihn dieser, bevor er nicht alles gut gemacht, seine schwere Sünd auch vor dem Landgericht bekannt, nicht

losſprechen. Zu letzterem wollte ſich der Bauer nit verſtehen, worüber der Jager ſo frohlockte, daß er nun ganz heimiſch im Bauernhauſe ward und von Vielen geſehen wurde. Da erbarmte ſich der Pfarrer, bannte vorerſt den Jager, der kein andrer war als der böſe Feind, und welcher mit großem Gerumpel durch den Ofen fuhr, dann vermittelte der Pfarrer die Sache als lang verjährt, und jetzt gut gemacht beim Landgericht, wo denn der Bauer freigeſprochen ward und jetzt ein neues Leben anhebt.

Der Grenzmarch-Verrucker.

Vor 18 Jahren ſtarb in Mundraching der Bäck, verließ nur ein einziges Kind, eine Tochter, die hatte zum Liebhaber einen guten Bauſeldner, zum Schaffler geheißen, gar ein braver Burſch, den der Bäck auch faſt gern gehabt. Doch wie es ſo geht, die Tochter heirathete einen andern Mann, einen Schuhmacher, und der Schaffler kam nimmer zu ihr in ihr Haus. Da bald darauf erſcheint Nachts auf einmal der Bäck dem Schaffler und flehte und beſchwur ihn, er mögte ihn doch erlöſen helfen aus ſeiner großen Pein. Er habe zu Lebzeiten die Marchpfähler weit verrückt und ſeine Nachbarn tief damit geſchädigt; dafür müſſe er nun ſchrecklich brennen, und ſo lang nit die Seinigen das unrechte Gut zurückgeſtellt, ſey für ihn keine Linderung zu hoffen. Darum ging er halt den Schaffler recht an ſeine Tochter

dahin zu vermögen, und als derselbe sich deß erbietig gezeigt, bat ihn der Bäck auch noch aufzustehen und mit ihm hinaus ins Feld zu gehen, damit er ihm die Stellen und Oerter zeigen könne, so er sich durch Grenzmarch-Verrückung zu eigen gemacht. Da stund denn der Schaffler auf, nahm ihn der Bäck bei der Hand und so gingen sie selbander all um und um. Am Morgen, da der Schaffler aufwachte, war ihm sonderbar zu Muth, er fühlte sich ganz matt und wußte nicht, hätte er dies alles getraumt, oder wirklich erlebt, bis er seine Hand, die ihn brannte, ansah, und die war kohlrabenschwarz. Da erschrack er fast und wurde arg krank. Der Pfarrer von Stadl zu Hülfe gerufen, wußte keinen Rath, aber ein Franziskaner vom Lechfeld hat ihn wieder auf die Füß gebracht. Die Tochter und ihr Mann gaben jedoch das Sach nicht heraus, und so ging der Bäck bei ihnen allebot um, und weizte im ganzen Haus. Jetzt aber im Jahr 50 wo der Ablaß einging, stellte er sich auch wieder bei dem Schaffler ein, bat ihn jämmerlich, doch seine Tochter herumzubringen und er solle ihr sagen, sie solle es nur gutwillig thun, sonst käme sie auch dahin, wo er wäre. Da lief denn der Schaffler ins Lechfeld, offenbarte alles einem Franziskaner, und der hat es wirklich so weit gebracht, daß die Märcher mit den Pfählen wieder richtig gesteckt worden sind. So hat denn der Bäck jetzt Ruh gefunden, aber die Hand des Schafflers ist noch schwarz und wirds auch bleiben, darum trägt er sie auch immer eingebunden.

Nacht ist nit Tag.

Auf dem Wäldlbauernhof in Stoffen saß am Anfang dieses Jahrhunderts Gidi Heinzelmann, gar ein ordentlicher Mann, ging alle Abend nach Lengenfeld zum Bier. Unter der Lichten kehrte er gewöhnlich heim, diemalen wurde es aber auch finstre Nacht. Der Weg von Lengenfeld nach Stoffen führt durch eine wilde Gegnet, ist am Tag nit recht geheuerlich, in der Nacht aber geht da oft das wilde Gejäg. Lagen ihm seine Leute oft darob an, sich in der Dunkelheit nit so hinaus zu trauen. Ei was sagte er ihnen darauf immer Tag und Nacht und Nacht und Tag, es ist alles ein Ding. Eine Weil darauf ging er wieder so recht in der Finster heimwärts, war eine stürmische Witterung, da sprang auf einmal ein weißer Pudel vor ihm auf mit schwarzem Brustfleck. Wie er den Hund so ruhig neben her springen sah, hörte er ihn Nacht ist nit Tag in einem fort daher müemeln. Den Wäldlbaur hebte es an zu schauern, und er eilte seinen Schritt. Bald langte er zu Hause an und klopfte stürmisch; wie ihm sein Weib nun aufgemacht und er zur Thür eintreten wollte, sprang ihm der Pudel nochmals zwischen die Füß und müemelte laut und deutlich Nacht ist nit Tag. Da machte aber mein guter Bauer auf gäh Glück einen Sprung ins Haus hinein, daß ihm Sehen und Hören verging. Die Bäurin aber hat den Pudel ganz natürlich seufzen und du Undankbarer nachrufen gehört; hätte er ihm für seine treue

Verwarnung ein Gelts Gott zugerufen, wär der arme Geist erlöst gewesen. Seitdem ging aber der Wäldlbaur nimmer in der Finsterheit.

Der Wäldlbaurnhof.

Vorgenannter Wäldlbaur hatte fünf Kinder, davon war keins verheirathet, hausten alle ledig mit einander auf dem Hof. Da starben nach einander drei, die andern nahm der Pecher in die Ausnahm und zog dafür das ganze Gut ein. Das war unter Brüdern 4000 Gulden werth und kein Kreuzer Schulden darauf. Nun zog er das bessere Sach zu seinem Hof, zertrümmerte Vieles und das Hintergut verkaufte er, ein Gütl von ein paar Roß. Es war aber noch eine Freundschaft da, eine ganz nahe, deren Väter Brüder gewesen, die wollte die Wäldlbaursleute um das auch in die Pflege nehmen, hat sie der Pecher aber abwendig gemacht, daß sie ihm das Prä gegeben. Als nun eines derselben gestorben, ging ihr die Freundschaft nit auf die Meß Nur die alte Häsin, die thats. Dafür gab ihr der Pecher eine Carlin und sagte, da das schenk ich dir, daß du doch auch sagen kannst, du habest etwas von deiner Freundschaft geerbt. Die wollt es aber nit nehmen, und ging zuvor zum Herrn Zaska, dem königlichen Rentbeamten in Landsberg, der gar ein leutseliger, braver Herr gewesen, und klagte ihm ihre bittere Noth. O Weibl, sagte Zaska geh!

nehm die Carlin, da hast du doch etwas, wenn dir schon auch das Mehreste gehört, wer will denn mit dem Pecher Streit anheben, da kommst du allemal zu kurz. — War ein Bauer, der Pecher, ließ sich Herr nennen, wars wirklich auf dem Landgericht; galt alles da, ging mit auf die Jagd und zu allen Lustbarkeiten der Herrenleute.

Kurze Rechnung.

Es war in der theuern Zeit kam dieselbe Häsin auf das Rentamt, wo gerad der Pecher auch anwesend war. Klagte ihre Noth und bat um eine Nachsicht mit 12 Gulden für einige Zeit. Da sagte der Pecher zum Rentbeamten, die 12 Gulden leg ich für die Afra recht gerne aus; ich leih sie dir eine Weil, du hast schon Credit bei mir. Das war um Kathrein. Auf Faßnacht kömmt des Pechers Magd zu der Häsin in die Gunkel, und wie sie so im Plaudern waren sagte die Magd, wißts schon, daß eure Eichen liegen? Wie so — nun der Pecher hat gestern alle siebene gehaut, aber sagt um Gotteswillen nit, daß ihrs von mir wißt. Da lief nun die arme Frau hinaus ins Holz durch den 3 Fuß tiefen Schnee und da lagen ihre sieben schöne Eichen, ihr größter Schatz! Sie war nun ganz in Verzweiflung, schon auch wegen ihrem Mann, der als Scherbenhändler den Winter durch im Gäu herumzog, und von dem sie arg geschmäht zu werden fürchtete. Da ging sie denn

zum Herrn Landrichter und jammerte ihr Elend daher. Der Landrichter, ein kreuzbraver Herr — er hat in der theuern Zeit den armen Leuten weit über seine eigne Mittel hinaus geholfen und sich selbst weh gethan — ließ nun den ganzen Vorfall an den Mann aufsetzen, gerichtlich bestätigen und ihm zuschicken, damit er sähe, daß seine Frau nichts für dies Unglück könne. Aber an den Pecher hat der Landrichter sich auch nicht getraut! Der verkaufte die Eichen per Stück 12 Gulden zur Karolinenbrücke, die gerade in Landsberg gebaut wurde. Mit diesen 7 mal 12 Gulden waren die 12 Gulden, die er der Häsin geliehen, abbezahlt. Er hat sie nimmer gefordert.

Noch eine Geschichte aus dieser Zeit.

Zu Rott lebte derzeit ein Bauer, überaus erfahren im Lesen und Schreiben, konnte sogar mehrere Sprachen, und hat dies alles nur so aus sich selbst heraus gelernt, war nie auswärts gewesen. Dazu hätte er denn mehr Freud als zur Bauersarbeit, recht zum Schaden seines schönen Hofs. Er machte nit nur alle Kirchen- und Gemeinderechnungen der Umgegnet, sondern er war sogar in Landsberg oft wochenlang auf dem Rentamt beschäftigt, frei zu seiner Lustbarkeit. Darob gings aber mit seinem Gut hinter sich. Vermeinten die Rotter endlich mit den Kirchenrechnungen gings auch nimmer richtig zu,

sie mochten so Unrecht nit gehabt haben, die Unterschlagungen gingen nachhin in die tausend, traten deshalb klagbar auf bei dem Landgericht. Was! fuhr sie der Landrichter an, einen solchen Mann verklagt ihr, so ist keiner mehr im Landgericht, zu gut ist er für euch Bauernlümmel, er könnte einen Landrichter abgeben! — Wie er nun endlich mit seinen vielen Schreibereien für die Herrenleut ganz und gar verdorben und von Haus und Hof gemußt, da lachten die Bauern schnöd und sagten: Jetzt wißt's, zum Bauern hat er nit taugt, aber zum Landrichter wäre er gut genug gewesen.

Die Frau Wirthin von V.

Es mögen ein drei oder vier Jahre her sein, wurde die Oberdirn im Wirthshaus zu V. auf den Tod krank und begehrte das heil. Sacrament zu nießen. Die Frau Wirthin aber, welche diese schon lang im Verdacht hatte, sie hätte es mit dem Wirth, vermeinte dieß sey eine gute Gelegenheit, die gewisse Wahrheit zu erfahren und verkleidete sich selbst zu einem Geistlichen und hörte mit eignen Ohren die Beicht der armen Dirne an. Während dem war die Anderdirn als Meßner angethan und trug statt der heil. Kerzen die brennend Stalllatern. Aber nit genug mit all dem war die Wirthin auch so vermessen und reichte ihr statt dem heil. Gut eine dünne Scheiben von einem Erdapfel. Was sie gebeicht, hat

die Wirthin nit erzählt, aber die Anderdirn war ob dem Frevel so verfangen, und des Nachts in der Finster sah sie alles um sich herum feurig funken, daß sie sich nimmer verhalten konnte zur Buß zu greifen und alles zu gestehen, wie denn ohnehin schon von der wieder besser gewordnen Oberdirn etwas gneißt worden war. Das gab nun freilich einen argen Rumor und die Frau Wirthin ging eilends davon. Aber die Herrenleut, die fast viel dem Wirthshaus zusprechen, vertuschten die ganze Sach, und so war bald Alles wieder vergessen und die Katz auf den alten Sprüng. Auf die Wirthin aber hat man auch in andern Dingen gar einen schlechten Glauben und hält man dafür, daß sie einmal ein schlechtes Ende nehmen muß und ohne Absolution abfahren wird, denn solche Frevel thun kein Gut.

Maaß und Gewicht kommt vors Gericht.

Vor etwas sieben Jahren starb in Meitingen der Metzger, war gar ein habsüchtiger Mann, verkaufte alles auf einer verfälschten Waag. Wie er nun begraben war, kam er des Nachts zu seinem frühern Freund dem Wirth, der ganz für ihn getaugt; denn hatte jener nie das rechte Gewicht gehalten, so gab dieser nie eine rechte Maaß. Schleppernd und seufzend weizte er nun bei seinem alten Spezi, jammerte immer: 's Maaß und 's Gwicht kommt vors Gericht. Das dauerte so eine Woche, der Wirth,

ein schneidiger Mann, ging von seiner Unform nit ab. Am Samstag Abend starb nun auch der Wirth. Jetzt gingen nun beide im Wirthshaus um, daß für einen Christenmenschen keines Bleibens mehr drinnen war. Da wollte sie der Pfarrer beschwören, kam aber schlecht an, mußte mit Schimpf und Schand abziehen. Wie er aus dem Wirthshaus eilig wieder fortgehen wollte, stellten sie ihn noch und sagten ihm, heut über acht Tag kämen sie in Pfarrhof, wollten fürderhin dort verbleiben. Wie gedroht so geschehen. Im Pfarrhof war kein ruhiges Stündl mehr. Deß erbarmte sich ein Pater im Lechfeld und schwur sie, obwohl sie sich mächtig sperrten und schreckbar jammerten, in den Schupfen hinein. Da gehen sie nun alle Nacht um, seufzen männiglich zur Warnung: 's Maaß und 's Gwicht kommt vors Gericht!

Verwunschner Kohlenhaufen.

Vor ein paar Jahren ging dem Schmid von Pürgen kein Kohlenhaufen mehr an. Er mocht ihn richten, wie er wollte, allweil wars gefehlt. Der Schmid, ein richtiger Kohlenbrenner, kann ihm nit wohl einer drinn an, wußte nimmer wo aus und ein. Da gab ihm einer den Rath, an den vier Ecken der Kohlstatt einzugraben. Das that er und fand da auf der einen Seite anderthalb Schuh unter der Erden einen Katzenkopf. Den verbrannte er, legte an alle vier Ecken Teufelsdreck, und

las dann kreuzweis über die Kohlstatt schreitend das Johannesevangeli. Das hat geholfen, und die Meiler qualmen wieder lustig wie voreh. Der Schmid hat Feind, die habens ihm angethan. Es hat ihm auch schon arg im Haus gefehlt, hat darum gar das Haus vertauscht.

Der Viehschelm.

Schreien wie ein Viehschelm; dies Sprüchwort hört man wohl diemalen, aber die wenigsten wissen, was ein Viehschelm und haben ihn noch weniger schreien gehört; oder wenn doch, dann ihrer unbewußt. Der Viehschelm ist ein Stier, aber nur zur vordern Hälfte leibig, in der Mitte geht er aus und schlenzt die leere Haut hintnach. Wenn er sich zeigt, da entsteht eine Sucht unterm Vieh, und kommt ein großes Sterben über dasselbige. Am End der 30er Jahre als das ganze Gäu hierum vom Lungenbrand schreckbar heimgesucht worden, und in den mehrsten Ställen bald kein Vieh mehr stund, da kurz zuvor haben manche Leute den Viehschelm deutlich gesehen, schreien aber ihrer noch viel mehr gehört. — Der Schelm ist ein altes Wort, bedeutet gefallenes Vieh oder Aas überhaupt. Unter den Schelmen verstand man vor Alters auch schlechtweg eine Viehseuche, und der gelbe Schelme war gleich dem Milzbrand. Es gibt auf dem Land noch viele Namen auf dem Feld, die damit zusammengesetzt sind und allzeit dahin weisen, daß da

einmal die Schindhütten gestanden sey, wie das denn auch in vielen Dörfern noch bekannt. Der Schelmenanger, die Schelmenleiten u. dgl., wofür in den Steuerbögen von unsern Feldmessern Schönanger, Schönleiten 2c. gesetzt worden ist. Bei Stoffen ist ein Graben, den heißt man den Stiergraben, da hat man zum öftersten den Viehschelm gehört. Führt nur ein schmaler Steg hinüber, wer da nur einen Schritt vom Fußpfad weicht, sieht weder Weg noch Steg mehr, muß in die Irre gehen, oft die ganze Nacht. Ist überhaupt eine enterische Gegend, zeigt sich auch das wilde Gejäg allda.

Der Branntwein-Geist.

Ist ein Käfer seltsamen Aussehens, der wird in einem Keif verschlossenen Gläsl aufbewahrt, darin der schärfste Branntwein, so Spiritus genannt wird. War ein Kramer, der von einem Markt zum andern zog, der hatte solch einen Geist. Mußte alle Morgen, wenn der Kramer aufstand, einen Groschen unter das Glasl legen, mehr begehrte er nit von ihm. Das traf auch alle Morgen richtig zu, fehlte nie. Der Kramer meinte, allzuviel mögte er seinen Geist nit anstrengen, zu einer halben Bier wäre es gerad recht, mehr begehrte er nit zu trinken. Auch that er gar nit viel geheim damit, haben es viele Leute gesehen. Ist eine sichere Kunde.

Die Atter.

Attern gibt es sehr viele am Lech, von allen Größen und Farben. Insonderheit an Brunnen haben ihrer viele eine Lag. Da gibt es sogar weiße Attern, und wo die sind, fehlt auch der König nit. Der hat eine goldne Krone, wird aber äußerst selten gesehen. Unter Haselstauden die Mischeln haben, demnach sehr alt sind, gibt es auch solche weiße Attern, da kann man sie am leichtesten fangen. Wer das thut, dann die Haut und Zungen abzieht, vom Fleisch aber ein namhaftes Stück ißt, der hat alles Glück in der Welt, auch kann er sich unsichtbar machen, und gehen vor ihm alle Thüren und Riegel auf; auch erkennt er alle Kräuter auf der Erden und versteht die Sprache der Vögel. Alle Welt ist ihm hold und er ist fest gegen Hieb, Stich und Schuß. Diese Attern sind nit giftig, aber die rothen und Schuß-Attern, sind es sehr, diese gehen durch Eisen und Stahl wie eine Kugel, und halten sich gern in den Filzen auf. Hausatter ist in jedem Haus eine, und nit giftig. Wenn sie klappert, stirbt jemand im Haus. Kinder hat sie gerne, frißt, wenn selbe allein sind, die Milch mit ihnen aus ihrem Napf. Demohngeachtet werden sie von aller Welt geschiehen, und lauft einer wie weit, bald er welche erblickt, aber schädigen soll man sie nicht. Die Buben jedoch, die im Raufen gern Herr wären, gehen den Attern nach, wenn sie Schneid dazu haben, und ersehen sie eine, dann drücken sie ihr wo immer möglich einen

Tremmel auf den Kopf und reißen ihr dann lebend die Zungen heraus. Wer neun solcher Zungen bei sich trägt kann viel anheben, vor allem aber geht er bei allen Raufhändeln als Sieger hervor, und mögen noch so viele kommen, er ist auf alle gewagt. Aber um neun Zungen zusammenzubringen, da gehört mehr dazu, denn allemal, wenn einer geglaubt, jetzt hab er die neunte Zungen, und er kommt heim und überzählts, sinds richtig nur acht oder gar zehn. Trügt der Böse gar lang, bis man ihm Herr zu werden glaubt. Ohne die 10 Finger eines ungebornen Kindes, oder auch eines Wettersteins kanns keiner zu den neun Zungen bringen, das wissen aber die Wenigsten.

Das Hahnenei.

Wenn der Hahn zwölf Jahre alt wird, legt er ein Ei, scharrts in den Sand, und aus dem Ei wird dann ein Lindwurm. Die Lindwürm hüten alle Schätze, so in der Erden vergraben sind, doch im Märzen, wenn die Sonne die Erden wieder mit ihren Strahlen durchdringt und erwärmt, da hat der Lindwurm keine Gewalt über seinen Schatz. Es drängt diesen herauf zum Sonnenlicht, er muß sich sonnen, und da ist die Zeit, wo man die Schätze heben kann. Wer aber ungeschickt damit umgeht, ist verloren, der Lindwurm verschlingt ihn und giebt ihn nimmer heraus.

Der Gucker.

Der Gucker ruft den Auswärts an, darum hat man ihn gern, aber nur von weitem; fliegt er über ein Dorf, oder läßt sich gar darin nieder, dann überfällt die ganze Gemeinde ein großer Schrecken, denn dann muß eines im Dorf sterben, und zwar bald. Wer ihn das erstemal im Jahr schreien hört, soll seinen Beutel schütteln, dann geht ihm das ganze Jahr das Geld nit aus. Auch kann man da erfahren, wie lang man noch zu leben hat. Wenn er lang nach Johanni schreit, schreit er Mißwachs und theure Zeit.

Die Nachtigall.

Bald jemand im Sterben liegt und recht Schmerzen leidet, kann man öfters hören: wenn nur die Nachtigall käm und thät uns auflösen! Da kommt denn diemalen ein Vogel geflogen und singt so lieblich und fein, daß die Schmerzen aufhören, und man entweder besser wird oder stirbt. Auch ruft man gerne die Mutter Gottes darum an, die Nachtigall zu schicken und den Kranken zu zeichnen zum Leben oder Tod.

Die Imb.

Dieß ist das einzige Thier, so uns unverwandelt aus dem Paradies überkommen worden, darum, weil sie das Wachs zum Hailthum sammelt. Darum sagt man auch nur von den Immen, daß sie sterben, alle andere Thiere krepiren. Derentwegen sind sie auch hochverehrt und werden allenthalben gehalten. Jedes Dorf hat einen, der gut mit ihnen umgehen kann und ihnen Honig gibt oder nimmt, den nennt man den Immenvater. Mildes Wetter haben sie gerne, da können sie fleißig eintragen, aber bei stürmischer Witterung da sind sie ser, und angeln gern. Ein Immennachschlag gefreut niemanden, stirbt der Alte und der Junge.

Die Laus.

So wie die Imb allein sich rein aus dem Paradies erhalten hat, so ist es mit der Laus entgegengesetzten Falls, daß selbe im Paradies noch gar nit geschaffen gewesen. Erst als Adam und Eva des Sündenfalls halber das Paradies verlassen und im Schweiße ihres Angesichts ihr täglich Brod verdienen mußten, erwuchs in dem Wuzel der schwitzenden Haut solch Malefizthier die Laus.

Das Rothschwänzl.

Das Rothschwänzl so im Hause brütet hat man sehr gerne, denn da kann das Haus kein Wetterstreich treffen. Umgekehrt aber ist es, wenn sie sich im Stall einnisten, da will man sie nit leiden, die Kühe harnen da roth, und dies ist ein sicheres Vorzeichen, daß sie bald auch rothe Milch geben, wovor jede Bäurin einen heiligen Schrecken hat.

Der Rab.

Ist ein Glücksvogel. Hat man es sehr gerne, wenn man zu einem Geschäft auswärts geht und Raben fliegen um ein herum. Besonders wenn sie schreien, bedeutets Glück; 's grath, 's grath (das Geschäft) so versteht nämlich der Bauer ihr Geschrei. Uebrigens werden die Raben, Dacheln (Dohlen) und Krähen so ziemlich für eins gehalten. Den von der Arche Noah genommenen unglücklichen Begriff vom Raben und des Rabenboten kennt man auf dem Lande nicht. Dagegen sagt der Volkswitz von den Krähen, wenn ihrer fünf auf der Schindhütten zusammenkommen, was sie schreien:

Die erste schreit: 's g'rât, 's g'rât, 's'grât;
Die zweite: wàs g'rât, wàs g'rât, wàs g'rât;
Die dritte: ~n àldə' gál, ~n àldə' gál, ~n àldə' gál;

Die vierte: is 'r fett, is 'r fett, is 'r fett;
Die fünfte: zau~ dürr, zau~ dürr, zau~ dürr.

Das Holzweibl.

Darunter werden die Eule wie das Käuzl verstanden. Wenn sie schreien, muß eines sterben. Sie sind arg geschiechen; aber vom Holzweibl, der Eule, bis zum Holzweibl, dem Unhold, ist wenig oder gar kein Unterschied. In der Eule denkt man sich meist nur den Unhold, der jetzt gerade die Gestalt dieses wilden Vogels angenommen hat.

Die Schwalben.

Eine Schwalben ist ein feiner Vogel, bringt den lieblichen Auswärts und Glück in jedes Haus. Wer ein Schwalbennest herunterschlägt, der stört des Hauses Fried; auch trauern die Kühe darüber und geben dann rothe Milch. Im Schwalbennest liegt ein Stein verborgen, wer den heben kann, der wird glücklich. So kann man auch, wenn man ungesehen Schwalbeier siedet und wieder in das Nest legt, zu einer Wurzen kommen, die die alte Schwalben holt um die Eier wieder lind zu bringen, mit welcher man, wenn man sie im Beutel tragt,

allweg zu Geld kommen wird. — Wenn die Schwalben zurückkehren, singen sie:

Wann i wegziech, wann i wegziech
San Kisten und Kasten voll,
Wann i wiederkimm, wann i wiederkimm,
Is alles verziert (verzehrt).

Die Krott.

Dieß scheußliche Thier ist übel berufen; besonders um das Haus herum sieht man es sehr ungern. Bettelleute die mit ihrer Gabe unzufrieden, zaubern einem manchmal in einen Winkel des Hauses einen ganzen Haufen solcher Brozen, was ein übles Anzeigen ist, denn damit fangen die Verwünschungen an. Im Frauendreißigst spießt man sie an langen Ruthen und hängt sie in den Stallungen auf, aus denen nun alles Gift in die Krotte zieht. Auch wirft man sie gern in Brunnen, mit der Meinung, daß sie aus dem Trinkwasser alles Unreine entfernen sollen. Frauen, die an der Bärmutter leiden, opfern in Kirchen gern eine wächserne oder eiserne Krotte. An eisernen Ketten kann man diemalen in einschichtigen Feldkapellen solche Krotten hängen sehen. Als im Spätherbst 53 bei einem Bau des Grafen Erbach in Lichtenberg der Grundstein des ehemaligen Schlosses aufgedeckt wurde, saßen zwei lebende Enzion-Krotten darin, die demnach zum mindesten 153 Jahr alt

waren. Der Gärtner dort hat sie der Merkwürdigkeit halber nach München gebracht, wo er sie noch wohl- lebend abgab. Darum glaubt man auch, daß Krotten 1000 Jahr alt werden können, oder noch lieber, daß böse Geister in Krotten verwandelt erscheinen. Dahin gehört auch folgende Geschichte.

Das verhexte Sträußl.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts heirathete der Schneiderbauer in Weil eine Bauerstochter aus dem Lindenhof bei Augsburg. Wie man die Fertigung auf dem Kuchelwagen nach Weil zu fuhr, begegnete eine gute Viertelstund unter Weil demselben ein kleines Mannl, gieng auf den Fuhrknecht zu und wollte ihm ein Sträußl geben für die Braut. Der Knecht, schon wohl bei Jah- ren, hatte aber schon öfters von solchen Dingen gehört und schrie ihm zu, du alter Korjou, pack dich hinweg oder ich schlag dir meine Geisel um den Kopf. Der Alte wollte sich aber nit abtreiben lassen, ging zurück an den Wagen, wo die Hochzeiterin mit der Natherin nächst dem hochaufgerichteten Hochzeitsbett saßen, und wollte durch- aus das Sträußel hinaufreichen. Seht nur das schöne Sträußl an, das schenk ich dir, du herzige Hochzeiterin, das mußt du in dein Wickelein thun, das gehört sich. Als der Knecht das ersah, stieg er vom Roß herunter, nahm die Geisel fest zur Hand, und schrie: wart alter

letzer Häuter, ich werd dir das Ding verhängen, und schlug keif auf ihn hinein. Da warf das Mannl das Sträußl in die Höh und hast es nit gesehen, siehst es nimmer auch, waren beide verschwunden. Deß waren der Knecht wie die zwei Weibsbilder freilich arg verhofft, doch sprang der erstere schleunig auf sein Roß und trieb die beiden Menet rasch zum Weiterfahren an. Die aber bäumten sich, faimten und hieben über die Sträng, daß wenn sie nit so nah von Weil gewesen, sie nimmer hineingekommen wären. Mit knapper Noth erreichten sie den Schneiderbauernhof, wo man dann anhub, Kasten, Bettstatt und Bett von Kuchelwagen herabzuthun. Wie man die Tuchet vom Bett weggehoben, saß auf dem Federbett eine Enzion-Krotte, daß alles fast erschrack. Wie man sie mit einem Stecken heruntergeworfen, saß sie augenblicklich wieder auf dem nämlichen Platz, und so dreimal hintereinander, bis man sie endlich auf eine alte Schaufel schob und ins Wasser warf. Man lud die Sachen nun gar vom Wagen ab, und ließ es gut sein, doch schwante niemand Gutes dabei. Wie nun die Hochzeit gehalten wurde auf die Nacht wie man den Brauttanz gethan, da hat die Hochzeiterin von dem Mechelring den rothen Stein, wie ein solcher alleweg in der Mitten eingemacht ist, verloren, und der doch so gut verfestigt war, daß sich ein jedermann verwunderte. Sie waren nun ein Jahr verheirathet, da nahm die Sache ganz einen andern Anfang. Zuerst kam es über die Küh, welche keinen Nutzen mehr gaben und von denen man kein Kalb mehr davon bringen konnte. Mit Verlauf des

Jahres waren alle Kühe krepirt. Nun kam es in den Roßstall, wo zehn Rosse wohlgezählt standen. In der Läufft von drei Jahren krepirten dreimal alle zehn Roß, so daß der Bauer ganz herunterkam durch das immerwährende Nachkaufen der Rosse und des Rindviehs, und was doch alles nit half. Eine alte Märch, die mehr dem Schinder gehörte als in einen ehrlichen Stall, die blieb ihm, sonst konnte er nichts mehr davonbringen. Darauf riß man die ganze Stallung ein und baute sie auf ein anderes Ort; da war eine kleine Weil eine Ruhe und dann war es wieder so arg wie zuvor. Auch die vier ersten Kinder, die man hatte, waren erbärmlich anzuschauen und zum Leben und Sterben zu gering. Da doch keine Krankheit bei ihnen zu finden war, so ließ man sie benediziren, wo sie dann gleich in der Kirche nach der Benedizirung starben. Darauf wollte man die weiteren zwei Kinder, die noch kamen und gerade so bresthaft waren, nimmer benediziren lassen, aber das half nicht; sie hatten keine gesunde Stund und wurden ganz zu Krüppel, wo man sie denn endlich auch zum Benediziren in die Kirche trug, wo sie denn gleich den andern augenblicklich den Geist aufgaben. Das war eine rechte Kümmerniß auf diesem Hof, und keiner konnte die Sache finden, so viel man sichs auch kosten ließ. Endlich kam man auf den rechten Mann, einen Frühmesser in Untergergen, den man auch den Hexenherrn nannte, der fand es. Gleich wie er in das Haus kam, ließ er fünf geweihte Kerzen anzünden und alle aus der Stuben gehen bis auf die Bäurin, denn nur ihr wäre es angethan,

dem Bauern aber nit. Nachdem er nun im Haus alles untersucht, kam er in den Stall. Da ging er mit zwei Messern, darauf geweihtes Brod gelegen, herum, ließ dann unter den Barren und Thürschwellen nachgraben, wo man denn mehrere Päcklein mit Beiner und Haarzöpf herausgrub. Ebenso ließ er unter der Hofeinfahrt eingraben, wo sich auch ein Päcklein fand, darin war aber ein Ding mehr in der Art von Schmittenzundel. Dann ließ er auch einen in den Brunnen hinabsteigen und mit einem Aschenstock in das Wasser stechen, und wo es ein wenig aufbobelte, ließ er das Wasser in ein Glasl fassen; dann hieß er ihn auch mit dem Stock an das Brunnengeschäl hinklopfen und fragte ihn, ob er nichts sehe, wo dieser dann alte Hadern hervorschauen sah. Die ließ sich der Frühmesser auch reichen, nahm alles wohl zusammen und gieng damit in die Kuchel, wo er ein großes Feuer mit Kranwitt- und Elsenbeerholz aufmachen ließ, darin er den ganzen Binkel sorgfältig verbrannte. Unter der Zeit mußten der Baur und die Bäurin in der Stuben an den Tisch sitzen, wo die geweihten Kerzen brannten und alle Läden im ganzen Haus fest verschlossen sein. Während dem rumpelte es so arg an die Kreuzstöcke, daß man glaubte, alle Fenster müßten ins Haus hereinfallen, und sprang es beständig um das Haus herum und an ihm hinauf. Wie nun alles vorbei war und man die Hausthür öffnete, lag ein Ungeheuer auf der Schwellen, sah aus wie eine große Krotte und streckte als todter alle viere von sich. Wie sich die Bauersleute entsatzten, lachte der Hexenherr, warf

das Unthüm auf den Herd in die Aschen und klaubte dann alles fein säuberlich in ein Klämperl zusammen und nahms mit. Nun war alles gut und den armen Leuten geholfen. Durch Beihülf einer vermöglichen Freundschaft haben sie sich wieder ganz in die Höh gebracht, auch nunmehr gesunde richtige Kinder erworben. So hat es sich in Weil zugetragen beim Schneiderbauern, alles gewisse Wahrheit.

Der Angang.

In der Morgenfrüh, wenn der Tag noch jung und unentweiht, wenn man da über Land geht, was einem zuerst begegnet, das nennt man den Angang und bedeutet Gutes oder Uebles, je nachdem. Ein altes Weib, ein Geistlicher, ein Weib mit aufgelöstem Haar, das sind schlechte Angänge, sollte man lieber umkehren. Eine Hure dagegen bringt Glück; drum sind die ledigen Kinder auch so häufig Glückskinder. Schweine sind schlechte, Schafe hingegen gute Zeichen. Ganz von übler Vorbedeutung ist es, wenn ein Hase über den Weg springt, da sagt man gern: Has, Has, Langohr, bist eine Hex bewahr mich Gott davor. Auch von dem Wiesel hat man gar einen schlechten Glauben. Ebenso ist die Eidechse ein geschiedenes Thier, ist giftig und soll aus fleischlicher Vermischung von Hexen mit dem bösen Feind herstammen. Ein schwarzer Hahn, eine schwarze Katze

und ein schwarzer Bock können am leichtesten verhext werden, darum üble Zeichen. Doch sind sie im Haus selbst auch wieder gut, denn sie dienen zum Mittel, daß ein Haus nit leicht angezündet werden kann. Besonders von den Katzen weiß man nicht recht, sind es Thiere, oder verwunschene Geister. Darum halten sie sich auch nur an das Haus, nit an die Menschen; die können fortziehen, wenn ihr Hund mit geht, die Katz bleibt allemal zurück. So glaubt man auch, daß aus alten Katzen Hexen, und aus diesen endlich wieder Katzen werden. Wenn man Katzen peitscht, zeigen gewisse Weiber oft verhauene Gesichter. Raben dagegen, Krähen, Störche, Schwalben sind den Menschen glückbringende Thiere, und soll man keine schießen, das bringt ganzen Gemeinden Unglück. Elstern sind Galgenvögel, bedeuten für das vorhabende Geschäft einen ganzen verlorenen Tag. Das Aechzen der Känzln zeigt ein Sterben an; ebenso das Erdschmidl, wenn es tickt; die Atter, wenn sie klappert; die Schermaus, wenn sie den Scherhaufen nahet menschlicher Wohnungen aufstößt und dergl. mehr. — Sonst versteht man unter Angang und Widergang auch ein Begegnen von wem es auch sey, wenn man irgend eine Handlung vornimmt, bei welcher alles im höchsten Stillschweigen und ungesehen geschehen soll. Ein solcher An- und Wiedergang, ersterer auf dem Hin-, letzterer auf dem Rückweg, stört den Zauber, und unterbricht darum die gemachte Stellung.

Ohrenklingen.

Jeder Mensch hat drei Tropfen Blut im Gehirn. Wenn einer herunterfällt, dann trifft den Menschen ein Schlag. Da nun gerne ein solcher Tropfen herunterfällt, wenn dem Menschen es in den Ohren klingt oder saust, so soll man der nahen Todesgefahr halber da ein Vaterunser beten, was auch mehrentheils geschieht. Zum mindesten wird eine kurze Reu und Leid erweckt.

Niesen.

Ist bedeutsam und glückbringend. Wenn man nießt, ist man inner der nächsten 24 Stunden sicher, von keinem Schlag getroffen zu werden. Auch sagt man gerne zu einem, der etwas erzählt und einen Nieser thut: auf daß es wahr wird. — Fast oft wurden vorlang die die Brücke zwischen Mehring und Mendiing Ueberschreitenden getratzt und geängstigt durch ein Niesen, so allweg in drei sichern Absätzen erfolgte und dem Hörer so nah zu Ohren klang, daß gar manchen eine leidige Angst überkam. Da war es einmal zu einem Friedberger Viehmarkt, wo der Mendiinger ein heller Haufen in aller Gottsfruh die Brucken überschritt, als ihnen wieder das Niesen, jedwedem einschichtig in die Ohren gellend, hörbar ward. Voran aber ging gar eine fromme Jungfrau

und die war ein Helmkind, die erfaßte das Herz mit schnellem Gedanken und sagte nach jedem Nieser andächtlich: Gseng dirs Gott! Ein Bauer aber, der in der Mitten ging, ein enterischer Schrolle, der floderte fuchtig auf und schrie spröd: ja gseng dirs der Teufel! Den traf aber eine so keise Watschen, daß er wie im Flug über die Brucken stürzte, Arm und Bein zerbrach und am dritten Tag auf dieselbige Stund elend sterben gemußt. Der Geist aber war erlöst, denn nimmer hat sider der Zeit der Nieser sich mehr hören gelassen; der böse Feind aber hat aus Rache den fluchenden Bauern erfaßt, und weil er so ein unbußfertiger Sünder gewesen, nimmer herausgegeben.

Der Weihrauch-Stein.

In alten, ganz großen Ameisenhaufen da findet man Weihrauch genug, da drinnen hält sich gern der Ameisenkönig auf, der sitzt auf einem schwarzen Stein, wer den finden mag, der hat enterisch Glück beim Viehverkauf. Er braucht nur den Stein seinem Vieh über den Rücken zu streichen, so kann er es verkaufen so hoch als er nur mag, hat das Vieh ganz einen andern Schein.

Der Milchstein, der Blutstein und der Trudenstein.

Jedwede Hebamme hat drei solcher Steine, gehören mit zu ihrem Haupthandwerkzeug, obwohl den letzten manche ungern missen mag. Der Milchstein ist eine Art Alaun (wohl Alumen crudum) und bedarf sie denselben für die Kindbetterin wenn deren Milch sich stockt, da streicht sie mit dem Milchstein über Brust und Schulter, damit er die Milch gehörig vertheile. Der Blutstein (Lapis Haematites) dient zum Blutstillen, schabt man wenn man seiner bedarf linde etwas von ihm ab und gibt es der Sechswöchnerin zum trinken in einem Glas Wasser. Diese zwei Steine bekommt man bei jedem Apotheker, ist darum nit viel an ihnen gelegen; verliert man einen, weiß man wo man wieder einen kriegt. Ein anderes ist es mit dem Trudenstein; den kann man nur auf einem glücklichen Angang finden und ist das alsdann ein seltsam glücklicher Fund. An und für sich ist er nichts weiter als ein gewöhnlicher Kieselstein; allein es muß von Natur aus in seiner Mitten ein Loch durch und durch gehen, und das ist selten. Je kleiner und schwärzer er ist, je kostbarer ist er auch. Diese Trudensteine sind den Truden aufs äußerste verhaßt, denn wo ein solcher Stein hängt, da können sie nicht an die Bettstatt, außer sie ließen zuvor das Wasser durch das Loch des Steins, damit wäre aber gleichmäßig für sie auch der Zauber gebrochen. Da nun die Truden den Sechswöchnerinnen und den Kindern gar so gerne zusetzen, so

hängt die Hebamme auf eine Weil diesen Trudenstein an oder in der Bettstatt auf. — Wie hoch das Volk diese Gewalt des Trudensteins schätzt, mag man unter anderm daraus ersehen, daß die frühere Hebamme in Stoffen, so übrigens noch wohl am Leben, einen solchen Stein besitzt, den ihr Mann selig als ein lediger Bursch in Rußland, von wo er einer der wenigen der vielen Tausenden von Bayern, die dort hingezogen, zurückgekommen, gefunden hat. Durch all das Elend, über Hunger und Frost hinaus hat er den Stein zu bewahren gewußt und glücklich mit heimgebracht. So thut der Stein, in Rußlands Schneegefilden gefunden, vor mehr denn vier Jahrzehnten noch immer seine Dienste am Lechrain.

Der Erdspiegel.

Ist ein wunderbares Ding um einen Erdspiegel, glückt selten einen richtigen zu erhalten, nutzt aber auch dann den wenigsten, die ihn haben. Wer nit an einem golnen Sonntag in der zwölften Stunde unter einem gar seltnen Zeichen geboren worden, dem nutzen die besten nichts, der aber in solch glücklicher Stellung geboren, der vermag alles zu sehen, was er nur immer begehren will, doch muß man allzeit den Spiegel nach einer Kirchen richten, darinn Sanct Johann der Gottestaufer rastet. Zwischen einem Erdspiegel, der aus einer runden Metall-

scheiben und einem Bergspiegel, der aus einem Uringlas, darin ein hochgeweihter Weihbrunnen, besteht einiger Unterschied im Gebrauch und im Anrufen, und will letzterer für den bessern gehalten werden. Ein reicher Bauer, weit unterhalb München (bei Haag) hat nit nur einen solchen Spiegel, sondern er ist auch in der rechten Stellung geboren und kann deßhalb Unglaubliches leisten. Sein Ruf ist groß bis weit den ganzen Lechrain hindurch, und darum ein Zug zu ihm von fast viel Leuten in allerhand Bedrängniß. Ein Bauer aus der Umgegend von Landsberg war Besitzer einer großen Schafheerde, bis dahin allweil glücklich gewesen, doch im Jahr 51 bekam er mit einem seiner Schäfer einen Streit und jagte ihn fort. Der verwünschte nun dem Bauern sein Glück und es kam ein viel großes Sterben über seine Heerde. Der wollte aber lange nit dran glauben, suchte das Uebel in natürlichen Ursachen, fuhr von einem Thierarzt zum andern und dokterte mit deren Mitteln seine halbe Heerde dahin. Täglich krepirten oft an die 20 Stück. Da in seiner Verzweiflung fuhr er denn endlich zu dem Bauern nach Albach. Wie er nun da ankam in sein Elend ganz verbaint und mit einem schlechten Glauben auf die zu begehrende Hülf, redete ihn der andere gleich an, brauchst nit so traurig zu sein, Bäuerlebaur! ich habe dich schon gestern kommen sehen, ich kann dir helfen, während du weg bist, wird nur ein Schaf krepiren und ich geb dir etwas mit, damit wird alles wieder gut seyn, wenn du es richtig gebrauchst und Gott die Ehr lassest. Denn der Bauer ist gar ein christlicher Mann, weit weg von

der schwarzen Kunst, nimmt auch nichts an und fordert die Beglückten nur zu Almosen auf. Wie der Bäuerlebaur zurückkam war alles so, wie es ihm versprochen worden, und in Anwendung des mitgebrachten Mittels fand er gar bald wieder seine Schafe in der alten Gesundheit.

Der Spiegel der Eitelkeit.

Im Jahr sechs oder siebenundvierzig an einem Sonntag ging die Tochter eines reichen Bauern in Hofstetten, ein eitles Weibsbild, in die Kirche. Sie hatte gerade eine neue Hauben auf und konnte sich im Spiegel an ihrer Schönheit nit satt sehen, legte deßhalb den Spiegel in ihr Gebetbuch und nahm ihn so mit in die Kirche. Wie sie nun da, statt demüthig zu beten, sich allzeit hin und her in dem Spiegel beschaute, sah sie auf einmal den Teufel auf ihrer Schulter sitzen, und zwar ganz deutlich, es war kein Trug. Da hub sie an zu schreien und mit den Füßen zu strampeln, warf weit den Spiegel weg und ward ganz vom Bösen besessen. Deß kam natürlich die ganze Gemeinde in Aufruhr und mußte man sie nach Hause tragen, wo sie beständig elende Verwünschungen gegen sich ausstieß. Der Pfarrer des Orts hatte einen schlechten Glauben an ihre Besessenheit, konnte deßhalb auch nit helfen, aber ein Herr aus der Nachbarschaft, gar ein christlicher Geistlicher, trieb ihr bald den Bösen aus und machte sie wieder richtig.

Die Kranewit.

So heißt in ganz Altbayern der Wachholderstrauch. Ihm selbst wie seinen heilsamen Eigenschaften ist die größte Verehrung geweiht. Er wächst allenthalben im Lechrain auf Berg und Thal, meist in Stauden, doch in den Auen auch als Baum oft bis zu 20 Fuß Höhe. In ihm wohnt eine große Kraft gegen jedwede Zauberei, darum gebraucht man nit nur seine Beeren (Kranbeer) bei den Räucherungen, sondern das Holz selbst wird überallhin verwendet. Aus den Stecken schneidet man Geiseln für die Roßknechte, wo dann kein Roß durch eine Stellung gesperrt werden kann; ebenso macht man aus ihnen Rührstecken in die Rührkübel zum Buttern, dann kann keine böse Nachbarin verhindern, daß ein Butter gewonnen werde. In Wasserbitschen und Trinkgefäße bindet der Schäffler stets etliche Streifen davon ein, denn auch im Trunk kann von den bösen Leuten gar vieles geschehen. Die Beeren genießt man theils roher, theils in einem aus denselben bereiteten Branntwein. Zu Zeiten ansteckender Krankheiten ist dieß sonderlich heilsam, und der Italiener sagt, wenn er täglich eine solche frische Beere könnt genießen, so glaubt er, er könne ewig leben.

Der Säbling und der Lärbaum.

Auch der Säbling (Juniperus sabina) ist gut gegen Zauberei, denn sein Geruch ist den Hexen unausstehlich, und können sie an Orten, wo er steht, nit lange verweilen. Man sieht ihn darum gar häufig nächst den Wohnungen und den Ställen, meist in Zaun verflochten (dadurch ist auch der Zaunstecken vor den Hexen gesichert) im ganzen Lechrain. — Es wohnt jedoch in ihm und dem Lärbaum (Pinus larix) noch eine andere Eigenschaft, nicht nur allgemein bekannt, sondern auch hie und da benützt, und dieß ist die Kraft die menschliche Frucht abzutreiben. Bei dem Lärbaum werden dessen Nadeln mit dem Wasser, darin ein Schleifstein im Trühel genäßt worden, gesotten und getrunken. Beim Säbling aber nimmt man noch die Wurzen der weißen Wegwart dazu; solches öfters getrunken verhindert sowohl die Aufnahme, als treibt es auch die Frucht ab. Wie aber der Sünde stets die Strafe folgt, so auch hier. Die Bärmutter wird tief geschädigt und ein frühes Siechthum befällt die Frevlerin. Die Ehre des Jungfrauenkränzleins zu retten verführt gar manche zu diesem abscheulichen Mittel. Darum hat der Volkswitz dem Säbenbaum auch den Namen Jungfrauen-Rosmarin geschöpft.

Die Frau Hasel.

Ein verehrter Strauch ist auch die Haselstauden. In ihr wohnen der Segen viele. Wo sie wächst, schlägt kein Blitz ein. Da die Mutter Gottes über das Gebirge ging, wurde sie unterwegs von einem argen Wetter überfallen und flüchtete sich unter eine großmächtige Haselstauden. Der Schutz, den sie hier der heiligen Jungfrau gewährt, verlieh für alle kommende Zeit diese heilige Kraft. — In den Wurzeln ganz alter Staden, die aber dann zu Bäumen bis zu einem halben Schuh Durchmesser erwachsen sind, nisten gerne die so selten weißen Schlangen, die den König hüten, der allzeit in ihrer Mitte thront. Ein jähriger Trieb der Hasel in zwei Aesten hat sonderliche Kraft. Er ist die ächte Wünschelruthe, mit welcher man nit nur Flüsse, sondern auch der verborgenen Schätze manche heben mag. Doch muß man die Zeit des Schnitts wohl beobachten. Die drei Haupttage sind Sankt Johannes der Gottstaufer, die heiligen drei Könige und die rechte Fastnacht. Gut ist es, wenn der Mond dabei neu ist, und die Stunde sey unfehlbar, da die Sonne aufgeht. Während dem Schnitt muß man sprechen: ich schneide dich liebe Ruthen, daß du mir mußt sagen, um was ich dich thu fragen, und dich so lang nit rühren, bis du die Wahrheit thust spüren.

Die Weiden.

An einer Weiden hat sich Judas der Verräther erhängt, seit der Zeit sind alle Weidenbäume hohl. Ein anderer Schelm und Ehebrecher der Gucker hat sonderlich das Weidach gern. Bald er Abschied nimmt, überzieht er noch die Weidenblätter mit seinem Speichel, daß es Menschen und Vögeln davor graust. Es gibt gar vielerlei Weiden, davon ist eine, heißt man sie die Trauerweiden, aus deren Wid war die Ruthen gedreht, damit unser Herr Heiland gegeißelt ist worden. Der widerfahrenen Schmach halber hängt sie nun fort und fort ihre Aeste klagend zur Erden, mag hier nimmer mehr froh werden.

Das Saichblüeml.

Dieß ist eins der kleinern Arten vom Löwenzahn (Leontodon taraxacum), wächst an Wegen, Waiden und Wiesen allenthalben, gibt Zeugniß von einem der größten Geheimnisse der heiligen christlichen Religion. Da Maria vom heiligen Geist empfangen, ihre Base Elisabeth heimsuchen ging, begegnete sie selber an der Schwelle ihres Hauses. Während die heilige Jungfrau ihrer Basen nun frohlockend die freudenreiche Empfängniß mittheilte, fiel auf ein zu ihren Füßen sprossendes Saichblüeml, als

wahrhaftiges Zeugniß, daß sie eine unbefleckte Jungfrau, einige Tropfen Blut ihrer Reinigung. Das zum ewigen Gedächtniß blieb dem Saidblüeml auf alle Zeiten zu seinen grünen Blättern allzeit ein blutrothes Blatt.

Kräuter und Wurzen.

Bewahrung vor Krankheiten und Seuchen, Heilung böser Siechtage, Bannung feindlichen Zaubers birgt der Kräuter und Wurzen reiche Hort. Die Verehrung und Kenntniß derselben überkommt aus ältester Zeit. Die Heilkraft beruht in der rechten Zeit der Hebung dieser Schätze. Standort und Blüthezeit bedingen sie. Berge hegen das Seltenste davon. So ersprießen auch an den Bergabhängen des Lechrains, an den Leiten dem Lech zugewandt, die kräftigsten Gewächse. Im Schatten riesiger Eichen, Eschen, Buchen und Tannen, befeuchtet von unzähligen Flüssen, gedeihen da in seltner Zahl und Güte: der Ehrenpreis (V. Chamaedris), die Meisterwurz (Imperatoria), der Beifuß (Artemisia), die Raute (ruta graveol.), der Bibernell (Pimpinella), die Weißwurz (Poligonatum), die Eberwurz (Carlina acaulis), der Teufelsabbiß (scab. succisa), der Maikram (Origan. major), die Wegwart (plantago), das Aronkraut (Arum macul.), der Enzian (Gentiana), der Baldrian (Valeriana), das Leberkrant (Anem. Hepat.), das Lungenkraut (Pulmon. offic.), die Frauenkäppeln (Anthyll. Vulner.) und

unzählige mehr. In den herrlichen Tannenwäldern breitet das unsichtbar machende Farnkraut seine Fächer mächtig aus, zieht seine Wurzen tief in die Erden. An Johanni gegraben und getrocknet an freier Luft, doch daß kein Sonnenstrahl auf sie falle, sichert sie jedweden Ort, wo sie aufgehängt wird, vor dem Wetterstreich. Ihr Name ist Johanneswurz. Der Bibernell darf ich sonderlich nit vergessen, ihr Lob singen sogar die Vögelein. Sie sichert vor Seuchen und deren Ansteckung; zu solcher Zeit tragen ihrer fast viele Leute sie im Munde. Als die letzte große Viehseuche gewesen, kamen Vögel von seltsamem Ansehen und sangen hier und dort: „Ihr Leut, ihr Leut! brockts Bibernell, der Schelm, das Kunter, fährt gar schnell! die Wurzen gebts dem Vieh nur ein, mit'm Schelmen wird's dann fertig seyn."

Das Windgäsperl.

So heißt man am Lechrain den Wirbelwind, wenn er sich recht dreht und den Staub aufriegelt, auch Heu oder Traid mitnimmt. Man glaubt, es sey jene Person darin verborgen, die diesen Sturm angeregt zum Nutzen Ihrer oder noch mehr zum Schaden der Gemeinheit. Darum ruft man sich auch zu: Gehts auf die Seiten, da kommt ein Windgäsperl, oder auch Windgäspele, wie die Schwaben sagen. Man wirft deßhalb auch alte Hadern, Werch rc. zum Fenster hinaus, um den Sturm zu

beschwichtigen, und heißt man dieß den Wind füttern weil er vom Zauber kommt. Sonst ist es auch ein gemeiner Glaube, daß wenn sich ein Sturm erhebt, man annimmt, es habe sich einer erhängt. Darum fliegen auch die Raubvögel heraus in die Lüfte und ächzen und schreien aus Freude, indem sie den Fraß schon wittern. Geht recht plötzlich ein Sturmwind an, kann man oft hören: welcher Lump mag sich jetzt wieder gehängt haben. Sogar Kinder, welche Hängens spielen, werden durch ein Sausen erschreckt, das plötzlich durch die Wipfel der Bäume zieht. Das hat sich auch bei folgender Begebenheit erwahrheitet.

Der sausende Birnbaum.

Vor zwanzig Jahren spielten fünf Kinder in Scheuring im sogenannten Hexengäßl Hängens. In einem Hausanger steht da ein alter Birnbaum mit vielen krummen Aesten, deren einen man zum Galgen wählte. Auf einer Wagenleiter stiegen zwei der Kinder hinan um den dritten der an Galgen kommen sollte, da oben aufzuknüpfen. Sie hatten gerade den Strick ihm um den Hals gezogen als sich, wo doch sonst sich kein Lüfterl geregt, im Geäst des Birnbaums ein solch Geknarr und Stöhnen erhob und die Blätter so grausam zu sausen anfingen, daß alle vier Kinder eilends staubaus machten in rechter Herzensangst. Bei dieser Hast fiel die Leiter um, darauf der Angeknüpfte mit den Füßen gestanden war und dadurch

nun wirklich als Gehängter elend hätte sterben müssen, wär nicht zum gähen Glück ein Bursch daher gekommen, der ihn noch schnell abgeschnitten. Beide sind noch wohl bei Leben, der Gehängte ist sogar Soldat, der andere ein gestandener Mann, der sich's noch wohl erinnert und wie seltsam ihm der sausende Birnbaum bei dem ruhigen Luft gedunkt. — Wie aber sich ein Sturmwind erhebt, wenn sich einer erhängt, so kommt in merkwürdig richtiger Folge ein Schauer über jene Gemeinde, in deren Freithof ein Gehängter begraben wird. Deß wehrt sich darum auch jedwedes Dorf aus Leibeskräften, und die gesetzlichen Verordnungen dagegen erzwecken nichts weiter, als daß der Entleibte, bald es Nacht wird, aus dem Freithof wieder herausgerissen und in ein ungeheures Holz oder in einen Wasserstrudel geworfen wird. Dieß geschieht wohl heimlich des Nachts, aber es weiß es stillschweigend in der Gemeinde jedermann. Deß gibt folgende Geschichte Zeugniß.

Der Gehängte, dreimal Begrabene und endlich Ersäufte.

Es mögen jetzt ein Jahrer zehn her seyn, da erhängte sich in Thaining einer; war bei Lebzeiten ein keinnützer Kumpan, keinen Judenheller werth. Wie allzeit war da das Gericht gleich darüber her, und der Gerichtsarzt verschnitt ihn nach Herzenslust. Ob sich nun gleichwohl die

Mitgemeiner waidlich sperrten, sie mußten es doch zugeben, daß er auf ihrem Freithof begraben wurde an gesondertem Platz. Der Leichnam war vom Arzt so arg verschnitten, daß er in einen Sack gebunden werden mußte, und die Thaininger drohten dem Gericht ihn wieder auszugraben. So geschah es auch. Das Gericht bekam aber gleich davon Wind, und einer von den gefänglich Eingezogenen gestand alles, auch das Ort, wohin man den Leichnam eingescharrt, ein Holz gen Lengenfeld zu. Da ward er denn gerichtlich ausgescharrt und wieder ordentlich auf dem Freithof eingegraben, und so ging's dreimal hin und her. Deß erbitterten sich Gericht und Gemeind gegenseitig fast, und die Sache wurde in der ganzen Nachbarschaft viel anrüchig. Da traten acht Buben aus der Umgegend zusammen und machten ein Bündniß den Thainingern zu helfen allen Gerichten der Welt zum Trutz. Gesagt, gethan. In einer finstern stürmischen Nacht gingen sie auf den Freithof und wollten den so hin und her Gezettelten holen. Wie sie aber das Grab aufgedeckt, den Sack herausnehmen wollten, wehrte sich der Leichnam baß mit vernehmlichem Grollen, wollte nimmer heraus, und von allen Seiten liefen schwarze Geisböcke und seltsame Unthüme zu. Da erfaßte alle ein Graus bis auf einen, der hatte keinen Bang, zóg den zerfetzten und schon arg miechelnden Sack mit Gewalt unter theuern Schwüren, heraus und auf damit und davon, daß kein Hund und keine Seel erfahren hat wohin. Mußten alle gerichtlichen Untersuchungen, recht zur Freude der Bauersleut, mit leerer Nasen abziehen. Der Leutsage

nach ist er in den Strudl im Lech gekommen, wie schon mancher vor ihm und darnach. So unter andern auch

der Bloacher.

Das war ein Bettelmann aus Stoffen, so sich auch erhängt, etwan ein Jahr vor obigem Fall. Ward auch des Nachts ausgegraben, übers Birkenfeld herab dem Lech zugetragen und beim Strudl hineingeworfen. Kam beiläufig dreiviertel Jahr darauf wieder heraus und schwamm in die mittlere Au hinein. Das sah ein Mann aus Pitzling, lief eilends ins Dorf und zeigt es an. Da machten sich die Buben auf mit Stangen und stießen den Leichnam in das Rinnsal des Flusses, auf daß er weiter rinne aus des Dorfes March unter dem gemeinsamen Geschrei rinn hin, rinn hin. Der Strom führte ihn auch weiter, bis nach Landsberg, dort warf er ihn wieder aus, und dort hat er auch seine letzte Ruhestätte gefunden. Hat es kein Mensch gewußt, daß es der Bloacher, bis auf einen Mann, der hat ihn erkannt; denn der war des Nachts im Holz beim Wurzengraben und hat derlust wie ihn die Stoffener heruntergetragen, und der hat's auch erzählt. Dieser Bloacher war im Leben ein lustiger Landläuffel gewesen, hat mit alten Häfen gehandolt, war ihm aber keiner feil; denn der Handel war nur zum Schein, damit er frei betteln gekonnt. War ein Fraß, der seines Gleichen gesucht. In seinen jungen Jahren war er beim Adelbauern einmal im Schnitt, kam kurz vor dem Essen in die Stuben, wo die Bäurin schon

eine Schüssel mit Knödel für neun Leute aufgestellt; bis die anderen kamen, hatte er alle, wohl an die 50 Knödel aufgefressen ganz ohne Beschwer.

Der Strudl.

Nächst Seiferstetten rinnt der Lech wild einher, brauset über einer Untiefen in einem bobelnden Strudl auf. Da hinein wirft man gern die Selbstmörder, die man nit auf dem christlichen Freithof leiden will. Tragt man sie aus der Umgegend oft von sechs Stunden Wegs und mehr daher. Es ist dieß so ein alter Glauben, weiß kein Mensch recht warum man sie gerade in Strudl wirft. Die Ansicht, daß aus ihm heraus keiner so leicht mehr heraufkäme, darf nicht zu Grund gelegt werden, wäre auch oft irrig. Dagegen ist der gemeine Glauben, daß tief da unten irgend ein Wesen sitzt, das den Strudl erregt, noch weitaus vorherrschend. Wer wird da nicht erinnert an die so schöne Stelle im Homer, wo Achilleus den Lykaon in den Skamandros schleudert, des Patroklos Mord zu büßen!

Seiferstetten.

Ist nurmehr noch ein Bann von Holz, Feldung, Wiesen und Auen, die Schwaig allda ist schon vor bald

100 Jahren abgebrannt und nimmer auferbaut worden. Nur von der uralten Kapelle besteht noch weniges an Urbau. Gar schön und liebsam ist da die Gegend; unten sauset und brauset der wildrinnende Lech von unzähligen Floßen befahren, schnell dem Auge vorübergeführt; nach Mittag geht der Blick ins Gebirge mit seiner Gletscher blinkenden Höhen, weitauf die wilden Auen des Lechs mit ihren Grießen und Werthen, die hohen Kirchen von Denkling und Asch, die schön gethürmte Burg von Dießen, dem alten Herrensitze so vieler Geschlechter; unten vereinsamt am Lech schwabhalb arme Fischer- und Floßerhütten beschützt von Sankt Gangwolfs uraltem Hailthum und hinten an der Leiten prächtiger Buchen tief grün gesättigter Blättersaum. Gesund ist da die Luft und gerne ruht sich's auf dem alten Ort wo Sankt Walpurgis rastete. Ungestört verweilen hier gerne Hojemännlein, kommen herüber aus dem Schlegelwald in Haimgarten, den Hüetern wohlbekannt und ungestört. — Hier ist einer der geschichtlich denkwürdigsten Orte am Lechrain, denn hier stund das im Jahr 740 von den drei Brüdern Landfried, Waltram und Eliland, aus der Agilolfinger hohem Geblüte, gegründete Kloster Siverstatt, welches gleich Sandau von den Hunnen zerstört nachher nimmer sich erhoben hat. Noch immer ist es nicht ganz aus der Erinnerung des Volks gewichen, nach mehr denn einem Jahrtausend, behauptet das Volk, hier habe einst ein Frauenkoster gestanden. Merkwürdig ist auch das Fest der heiligen Walpurgis, welches hier bis Anfang dieses Jahrhunderts am 1. Mai gefeiert wurde, während

sonst überall die heilige Walburga ihren Festtag am 25. Februar hält. Als im Jahr 53 die Regierung den Landgerichten den Befehl zuschickte, alle denkwürdigen Orte in Kirchen, Burgen, Ruinen u. dgl. aufzuzeichnen, überließ das Landgericht diese wichtige Anordnung den Vorstehern. Wie nun der von Pitzling Seiferstetten vergessen, so werden auch die andern in ihren Berichten gedient haben!

Der Luckenberg.

Gerad vor Ummendorf nächst dem Sträßl stand bis zum Jahr 53 ein kleiner Bichel mit einer Kapellen wußte kein Mensch wie alt. Den nannte man den Luckenberg, denn da lugte man weit ins Land hinein das Lechfeld hinunter bis nach Augsburg zu; da sah man Sankt Ulrich an einem lichten Tage deutlich vor sich liegen und der Thürme von Augsburg noch mehr. Die Kapelle war klein und unansehnlich aber hochgeweiht, und bei Viehseuchen von wunderbarer Hülf. Moosige Wiesen ziehen sich auf der einen Seite weit hin; in ihrem Grunde finden sich seit den ältesten Zeiten und noch immer Schwerter, Spieße, Pfeile, Hufeisen und absonderlich Beiner ohne Zahl. Daß ein großes Gefecht hier stattgefunden, lebt noch in dunkler Erinnerung. Bekannt aber ist es, als wäre es gestern geschehen, daß hier auf dem Luckenberg zur Schwedenzeit allemal bei der Schweden Herannahen

ein hoher Balken aufgerichtet wurde mit Strohschobern umwunden und dann angezündet, welches Feuerzeichen die ganze Umgegend alsdann zur Flucht aus den Dorfschaften getrieben ins Holz mit ihrem Vieh und dem Besten an Hab und Gut. — Dieser demnach geschichtlich ebenso denkwürdige als in der Aussicht genußreiche Luckenberg, keine 15 Schuh lang und breit, wurde abgetragen, um für wenige Jahre eine Kiesgrube daraus zu machen! Der Befehl dazu war schon im Jahr 47 vom Landgericht gegeben worden, allein es hat einige Zeit gedauert bis das Volk zur Abreißung der Kapelle vermocht werden konnte, welche das letzte Jahr schon ganz untergraben war, und mit Balken gestützt werden mußte.

Der Stoffesberg.

Der höchste Berg im Lechfeld. Dessen Gebirgskamm beginnt unter dem Aurberg, dem Peissenberg des Allgäu's, geht über Tannenberg, Sachsenried, Denkling, Leder, Dießen, Ellenkofen und Erpfting nach Stoffesberg und von da über Hurlach, Meitingen längs des Lechfeldes bis über Augsburg, wo er beim Zusammenfluß der Wertach in den Lech verschwindet. Zu Füßen desselben liegt eine Schwaige mit demselben Namen und eine Kapelle, darin Sankt Jakob rastet, vom höchsten Alterthum. Zu oben auf dem Berg stand ein Heidentempel, heißt das Sträßl dahin noch der Heidenweg, und nebstdem ein

römisches Castell später zur wehrhaften Burg mit Wall und Graben, so noch zu sehen, umgestaltet. Da saßen in ältester Zeit Tempelritter, gehörten der Tempelcommende in Moosbrunnen an; kam von ihnen an die Hohenstaufen, die hatten eigne Dienstmannen allda, so sich des Stoffesbergs zum adeligen Geschlechtsnamen erkiest. Durch die bekannte Conradinische Schenkung kam der Stoffesberg um das Jahr 1273 mit Igling an das durchlauchtigste Herrscherhaus Bayerns, von dem dann nach Sankt Ulrich in Augsburg, von diesem weiter an die Stadt Landsberg und von dieser an das Probirhaus der Gesellschaft Jesu allda im Jahr 1689. In deren Rücklaß traten bekanntlich die Malthefer bayerischer Zunge, und nach deren Auflösung verkaufte der Staat den Stoffesberg, die Schwaige wie das Holz an einen Herrn von Egen, von dem es ein Herr Philipp und von diesem endlich ein Wiedertäufer erworben. Derselbe bezahlte den Kaufschilling mit dem Holz, damit der Stoffesberg bewaldet gewesen. Tannen von einer Höhe und Umfang wie nicht leicht wieder zu finden. Seit dieser Zeit ist der Berg beinahe kahl zu nennen und die ganze Umgegend besonders nach Bayern hinein hat nun das Glück jährlich vom Schauer heimgesucht zu werden, während man früher nur auf alle 50 Jahre ein Schauerjahr rechnen durfte. Besonders in den vierziger Jahren wüthete der Schauer schrecklich; Beuerbach, ein so getreidreiches Dorf, verlor viele Jahre hindurch hintereinander eine volle Ernte, und so an den mehrsten Orten. Derart hat sich solch heilloser Frevel an diesem hehren Tannenhain gerächt. Keinem Lande

mag die Abschwendung der Wälder gedeihen; vor allem aber sollten hochgelegene Orte geschützt seyn, einer gesammten Umgegend zu Schutz und Schirm. Viele alte und bedeutende Sagen haften an diesem geweihten Ort, welche Panzer in seinem Beitrag zur deutschen Mythologie ausführlich gegeben hat.

Igling.

In gerader Linie vom Stoffesberg eine Viertelstunde abwärts liegt auf einem Vorsprung das alte Schloß Igling, noch jetzt eine wehrhafte Burg mit hohen Mauern, festen Thürmen und tiefen Gräben. Seiner alten Sagen, die sich hier mit dem Jungfernbüchl und dem Stoffesberg vereinigen, auch der hochgebornen Jungfrauen, die Hailräthinnen genannt (Hailrath ist jetzt noch ein in dieser Gegend öfters vorkommender Haus- und Geschlechtsname), gedenkt Panzer ebenfalls in seiner sagenreichen Sammlung. An dritthalbhundert Jahre saß hier das Geschlecht der Donnersperg, gar ein ehrenwerther Stammen, den Grundholden eine gütige Herrschaft, der Armuth in Stiftungen und Spenden fast eingedenk. Am Ende der zwanziger Jahre starb allda die Bauhauserin. Die hatte jährlich von der Herrschaft ein Namhaftes erhalten um jedem Bettler, Handwerksburschen rc., der am Thor um eine Gabe ansprach, seinen Zehrpfenning zu reichen. Habsüchtig und trügerisch aber wie sie war, hatte sie die

Armuth viel Jahr lang dieses Reichnisses, ihre gute Herrschaft demnach aber dieses Segens beraubt. Mit ihrem Tode wurde erst alles offenbar. In ihrem Sprüwesack fanden sich viele Hundert Gulden solch entwendeten Geldes, und sie selbst ging in der Baustuben am lichten Tage um und warf die Schüsseln und Kandeln von der Schüsselrahm durch alle Winkel der Stuben, daß kein Mensch mehr sich hineingetraute. Trotzdem daß der Pfarrer die Stuben frisch geweiht, die Hauserin auch zu bannen gesucht ging das Weizen fort bei Tag und bei Nacht. Als demnach nichts verhelfen wollte, grub man sie endlich wieder aus und scharrte sie in die Teufelskuchen gleich unter dem Steg ein. Da gab's nun Fried, dem Teufel war sein Recht geworden und in der Baustuben hat es derzeit nimmermehr geweizt. Aber in der Teufelskuchen zur Adventzeit da kann man sie öfters weinen hören ganz deutlich an dem Ort, wo sie eingescharrt.

Die Teufelsküchen.

Es gibt am Lech auf und abwärts insonderheit bayrhalb viele wilde Schluchten, die sich weit landeinwärts ziehen; vom Wildwasser jährlich tiefer gelegt, von vielen Flüssen und Schüssen durchwühlt, gewinnen dieselben noch immer mehr eine verderbliche dräuende und schaurige Gestalt. Viele dieser Klüfte heißen Teufelsküchen, und erzählt man von ihnen der grausigen

Begebenheiten viele. In ihnen hat der Böse die Herrschaft, die Hexen und Truden fahren gerne dahin zur Zusammenkunft, die Wichteln und Holzweibeln sind da ganz zugewohnt, Hojemännlein, ohne Mark geboren, miesig in Haar und Bart, erlustigen sich im Erschrecken des Wanderers, und gebannte Spukgeister scharrt man häufig in ihnen ein.

Die Teufelskuchen bei Lichtenberg.

Zwischen Lichtenberg und Haltenberg im hohen Gestade des Lechs liegt eine tiefe Kluft, die heißt man schon voneh die Teufelskuchen. An beiden Orten mögen römische Warten gewesen seyn, wie sie denn auch seit ältesten Zeiten her mit stattlichen Burgen geziert waren. Absonderlich Lichtenberg, das um 1700 herum vom Kurfürst Max Emanuel auf das prächtigste neu erbaut worden war, hat so viele Fenster als Tage im Jahre gezählt. Oft erlustigten sich da die gnädigen Herren von Bayern mit der Reigerbeize, deren zu tausenden heute noch im benachbarten Westerholze horsten. Auch eine Brücke ging voreinst hier über den Lech, von der aber keine Spur mehr zu sehen. Auf dieser Brücke sah Max Emanuel nach langer Verbannung zum erstenmale wieder Weib und Kind! Oefters hatten auch die Kurfürsten ihre treuen Diener und tapfern Feldherrn mit Lichtenberg belehnt. Der Feldmarschall Wrede sollte

der Letzte seyn. Er lohnte seines gütigen Herrn Gnade mit Abbruch des so schönen noch in besten Würden dastehenden Schlosses, und verkaufte die Steine nach Augsburg an das Aerar zum Aufbau einer Kaserne. — Vor Zeiten war ein eignes Edelgeschlecht desselben Namens da gesessen, nicht ungekannt in der Geschichte des Bayerlands. Bald nach diesen gelangte der mächtige Adel der Freyberge in Lichtenbergs Besitz. Allda starb auf Kathrein des 1373er Jahres Konrad von Freyberg, der den großen Krieg zwischen den Herzogen von Bayern und der Stadt Augsburg angestiftet hat. Seine Hausfrau ward in Lichtenberg unsinnig, und man trieb fünf Teufel von ihr; die aber noch bei ihr blieben, zerrissen ihr das Herz.

Der feurige Reiter.

Diemalen kann man an dieser Schlucht einen feurigen Reiter herum und hinum reiten sehen. Der Leutsage nach ist das der Pandurenofficier, der zu des verfluchten Trenks Zeiten mit seiner Schaar im Schloß in Lichtenberg gelegen. Ein solcher Wüstling und Gotteslästerer hat sich selbst unter diesen Räuberbanden nit ein Gleicher gefunden; und war der Herr, riesig groß und feist beleibt, ein Bösewicht, so war des Dieners Fuer, der klein, hager und veigelnblau von Angesicht, wahrhaft grauenhaft. Daß weder Mädel noch Frau vor ihnen

sicher gewesen, versteht sich von selbst, und war der Kleine der Zuführer von nah und fern. Da wars in einer Nacht wo der Hauptmann ein lästerliches Saufgelage gehalten, daß ein Bote kam von Landsberg, noch bleich und bebend, hatte er, er wußte nit wie lang, in der verteufelten Schlucht gelegen, ganz geblendet vom Teufelsspuck. Deß lachte und fluchte der Hauptmann, daß die Wände dröhnten, schrie herausfordernd: laß blasen Janusch, laß satteln, heran ihr Teufel, heut habt ihr euren Meister gefunden. Hei! wie tummelte sich da der Kleine, sattelte sich und seinem Herrn zwei Pferd. Hellauf schmetterten die Trommeten durch die Nacht vom Schloßhof weit ins Schwäbische hinein, und auch die Panduren sattelten, stiegen auf zu Rosse ihrem Hauptmann nach. Doch wie sie die Schlucht erblickten schwamm alles schon in lichtblauem Feuerqualm, darin jagte der Bösewicht hinum und herum, gefolgt von seinem Diener, der furchtbar heulte, und als er seinen Herrn erreichte, ihm auf den Nacken sprang wie ein Vogel und unter gräßlichem Gejohle schien alles in einem Brand aufzugehen. Da machten die Panduren Kehrt um zurück ins Schloß, gezähmt wie kleine Kinder vor dem höllischen Feuer. Des andern Tags kam der Befehlshaber in Landsberg (Obrist von Menzet?) selbst nach Lichtenberg, hörte schaudernd die Geschichte an, wollte nichts recht glauben, und ließ die Teufelskuchen ganz durchsuchen. Da fand man denn den Hauptmann und sein Roß in viele Fetzen zerrissen, zerstreut in der ganzen Schlucht, kein Beinerl mehr ganz, alles ein zermalmter Brei. Da

ließ mans denn liegen, wo es lag, den Wichteln zum höllischen Fraß. Vom Diener aber hat kein Mensch was gefunden, männiglich dafür gehalten, er sey der Gott sey bei uns selber gewesen. Das ist nun der feurige Reiter, dessen Seele da um muß gehen, die Ruhe wohl nimmer findend, bis zum jüngsten Tag.

Die drei Spän.

Es ist noch bei Menschen Gezeiten in einer Winternacht, da man bei der Gunkel im Gärtnerhaus in Lichtenberg schauerliche Begebenheiten, sonderbar von der Teufelskuchen erzählte, war eine Dirne, ein keckes Ding, so fürwitzig mancherlei des Gehörten zu verspotten, und vermaß sich jetzt in der Finster allein in die Schlucht zu gehen. Wie nun die einen sich ob solch frevelhafter Herausforderung des Bösen kreuzten, sprachen die andern, die Dirne an Wort zu halten und zum Zeichen, daß sie dort gewesen, drei Spän aus einem alten Eibenbaum zu schneiden, morgen am Tag wollten sie dann nachsehen ob sie wirklich so gethan. Das Mädel ließ sich nit aufhalten, und lief richtig hinaus. Bald kam sie zur Schlucht und fand auch den Baum. Hier schnitt sie rasch den ersten Span, aber ihr armes Herz nackelte schon fast, als es ihr war es knisterte wie ein Feuer um sie. Aber schneidig wie sie war, schnitt sie keck den zweiten Span, da fuhren aber ganz deutlich feurige

Funken heraus, und wollt es ihr nun doch zaghaft werden; halb wahnsinnig vor Schreck und Wuth erschnitt sie aber doch noch den dritten Span, schrie laut hin: es ist doch alles nur Teufelsspuk und jagte in einer Furie nach Haus, um sie herum aber war alles ein wildes Feuer. — Es wird eine Gefahr haben, ob sie wieder kommt, sagte gerade die alte Ahnfrau, als die Dirne selber bleich wie der Tod wie eine Erscheinung in die Stuben stürzte und die drei Spän auf den Tisch hinwarf. Wer aber beschreibt das Entsetzen aller als drei weißgebleichte Todtenbeiner auf das Tischbrett rasselten, und die Dirne gählings zusammenfiel. In der Nacht traute sich keins mehr hinaus bis der Tag zu grauen anhub. Sie beteten inbrünstig ob der armen Dirne, die man so wider Gleich und Recht hinausgelassen, und dieses Frevels halber kam die Mehrsten ein Gräuel an. Doch Reu und Leid wurd da zu spät gemacht, in drei Tagen verschied die Dirne in der hitzigen Krankheit, allzeit schüttelte es sie im Fieber bald vor Frost, bald vor Glut, das Erlebte erzählend fiebernd vor Angst.

Die Teufelskuchen bei Pitzling.

Ueber diese weit über hundert Fuß tiefe Schlucht führt ein Steg von Pitzling nach Landsberg, und wird er fast viel begangen von den Städtlern wie von den Pitzlingern. Gar mancherlei wird da erzählt, was einer

und der andere erlebt, des Grausigen viel. Holzweibeln sind da Jahr aus und ein, Hojemännlein haben wohl auch ihre Wohnstätte inn, zeigen sich aber lieber auf dem Härtl, ein Feld gleich nächst der Schlucht. Eingescharrt werden noch gar manche allda, die man gebannt, doch wird es selten lautbar, aber die Geschichte mit der Bauköchin von Igling ist landkündig bei Alt und Jung. Zu enterischen Zeiten fahren sonderlich gerne die Hexen und Truden dahin, kommen aus der ganzen Umgegnet zusammen zu des Teufels Haimgarten, und dann wehe dem der noch in solcher Nacht dem Steg enteilt. Gar mancher ist da auf geraume Zeit gedruckt und gefangen worden, daß ihm die Sinne vergingen. Kehrten auch einmal zwei unter der Liechten heim, war der eine in Landsberg beim guten Tod gewesen, der andere aber hatte sich im Bier toll und voll getrunken. Während nun der erste ruhig seinen Beter abfiselte, johlte der andere wild einher. Aber es bekam ihm übel; kaum hatte er den Steg betreten, sank ein unsichtbares Wesen bleischwer auf ihn herab, druckte ihn so mächtig, daß er gleich auf dem Steg zusammensank unter elendem Gestöhn. Deß sah der erste um, und erwischte ihn noch glücklich gerad wie er in die Tiefen hinabgleiten wollte. Aber mit einer Hand ihn nit halten könnend, griff er auch mit der andern zu, die mit dem Beter umwickelt war, und das war ein hochgeweihter, und so konnte er ihn nun ganz leicht hinüber ziehen.

Der feurige Kohlenhaufen.

Es ist schon fast lang, da starb in Pitzling eine Frau, so bei Lebzeiten als eine arge Hexe von männiglich gemieden war; vor der wenn sie vorüberging mancher heimlich ausspukte oder still in sich hinein sagte, ist heut ein heiliger Montag oder was für ein Wochentag immerhin war. Richtig wars freilich nicht mit ihr. Schon in die 30 Jahr Wittib und nur Insaßin einer Stuben im Feidlhäusl hatte sie eine Geißen bei sich und von der melkte sie Milch stundenlang; freilich gaben dann die Kühe in der Mittermühle keinen Tropfen Milch. Nachts beim Mondschein schloff sie unter allen Zäunen und Ghagen herum, suchte Kräuter und Wurzen, und fand sie wo im Kehricht einen alten Besen, Eierschalen, Haare, Nägel und drgl., trug sie es gewiß in ihre Kammer; da floderte dann lustig das Feuer und im Kessel prozelte ein Nachtmahl, mit dem es wohl nur der Teufel gehalten. Als sie nun endlich starb, wollte niemand ihr Grab machen, kein Nachbar sie auf den Freithof tragen, aber in der Teufelskuchen vermeinten alle wäre ihr Ort. Das ward aber verhütet durch die Feidlhäuslerin der sie noch kurz vor dem Abscheiden gesagt: die Pitzlinger werden mir wohl ein ehrliches Grab nit gönnen, werden mich wohl in die Kuchen einscharren, aber nur Geduld eine kleine Weil, es darf mir dann keiner mehr über den Steg. Da gruben sie sie halt ein in eine Ecke vom Freithof, und mancher sagte, jetzt bleibt sie uns auch im Tode

noch das alte Luder, wenn sie sich aber zu viel umthut, werden wir doch ein Platzl finden für sie. Der Tag war fein und anhaltend in der Witterung, als wann es nit April gewesen wär, es war aber gerade der letzte. Auf die Nacht jedoch erhob sich ein Sturm mit Wetterleuchten und Donnerschallen, und um den Freithof herum sausten die Windgäspeln, daß niemand sich getraute in die Kirche zum Wetterläuten zu gehen. Des andern Morgens fand man nun das Grab der Hexe zerrissen und aufgethan, kein Sarg und kein Leichnam mehr inne: nichts als ein Haufen Kohlen. Da lief nun alles, holte Grabscheid und Schaufel und hinauf auf einen Kretzen und hin mit zur Teufelskuchen. Als sie nun in der Mitten des Stegs angelangt, schütteten sie den Kretzen hinaus in die Untiefen, da wurden alle Kohlen brennend und fuhren mit Geknister nach allen Seiten, einige aber so auf den Steg gefallen brannten lichterloh. Da lief denn alles davon, und noch gar Mancher hat später die paar Kohlen wie ein Flammenhaufen auf dem Steg liegen gesehen, und vermeint im Feuerqualm schwebte die alte Gundel dräuend und schieh wie eh.

Der Mann ohne Kopf.

Da in der Teufelskuchen und dem Landsberger Gangsteig entlang bis zu einer kleinen Gruben, es sind keine hundert Schritt, geht diemalen um ein Mann ganz

schwarz, trägt seinen Kopf im Arm. Den mehrsten ist er nur an einem Freitag vor Sonnenaufgang begegnet, that ihnen nichts zu leide, geberdete sich nur kläglich ganz wie ein Geist der erlöst seyn mögte. Zu gewissen Zeiten erscheint er aber auch des Abends unter der Lichten. Gingen vor geraumer Zeit drei Männer von Pitzling nach Haus, der Oberländer, der Kohlhanns und der alte Disi, waren die zwei ersteren etwas trunken, und bald man trunken ist hat man Kuraschi. Begegnete ihnen an der Grube wieder der Mann ohne Kopf. Der Kohlhanns vermeinte es seien sogar ihrer drei ohne Kopf, und sagte lachend, die wären just recht zum Bretter tragen, worauf die zwei Trunkenen hellauf lachten. Gleich wurden sie aber da von einem Hagel gepeitscht, daß sie noch eine Woche darnach am ganzen Körper ausschauten als hätte der Teufel Arbes auf ihnen gedroschen. Die haben weiterhin keinen Gspaß solcher Art mehr gewagt. Dem Disi aber hatte es gar nichts gethan. Ueber diesen Mann ohne Kopf hat die alte Schloßmarianndl noch von den alten Fräulein von Berndorf folgende Sage gewußt.

Der Rathsherr und die Jungfer Buzibeh.

Vor langer Zeit diente in Landsberg ein feines Mädel bei einem reichen Bräu, einem gewichtigen Mann bei der Stadt, wo er auch Rathsherr war. Das Mädel

war gar so lieblich und allweil lustig und alert, so daß ihr Herr sich bald in sie verliebte, und sie nur seine Jungfer Zuzibeh nannte. Das war so öffentlich, was sie aber heimlich trieben das wurde nur so unter der Hand erzählt. Aber der Rathsherr hatte einen feurigen Drachen im Haus, und das war sein Weib. Eine so böse Sieben, als nur immer eine einen armen Ehmann geplagt. Die machte bald ein Ende mit der Jungfer Zuzibeh, und jagte sie mit Schimpf und Schand aus dem Hause. Nun liegt aber Pitzling nit weit von Landsberg, und in Pitzling war die Dirne derheim. Da pflegten sie denn im Pösinger Holz des Haimgartens noch öfter und mehr denn gut. Der Wind wehte schon aus dem Haberhalm, und es herbstelte eines Abends daher eh es der Rathsherr gedacht. Er machte sich auf den Heimweg, wie er aber eilenden Schritts so unter der Liechten über den Kuchensteg hinhumpelte, glitt er vom hälen Stege in die Untiefen hinab, und wie, wer mit dem Teufel spielt, bald sein wird mit Haut und Haar, so kam auch der Rathsherr nimmer lebend herauf, starb elend da unten in der Schlucht. Um dieses des Todes durch das Schwert fälligen Verbrechens des Ehebruchs muß er nun da umgehen ohne Kopf an dem Ort, wo er gesündigt; bis daß er erlöst wird, weiß Gott allein wann und wie.

Der Pfarrer Rainer.

Ausgangs des vorigen, Anfangs des jetzigen Jahrhunderts war in Pitzling ein Pfarrer, gar ein braver Herr, war in Landsberg zu Haus auf dem Zieglerhaus, schrieb sich Ignaz Rainer. Zwei Jahr vor seinem Tode ging er an einem Samstag Abend, es war schon finster, von Landsberg nach Haus, und beim Ueberschreiten des Stegs, fiel auch er denselben hinab und brach den Fuß. Da mußte er nun die ganze Nacht jämmerlich da unten liegen, kam keiner mehr des Wegs daher, doch schrie er laut und oft nach Hülfe. Das hörten wohl die Mahder über dem Lech auf der Wiesen wo sie ein Feuer aufgemacht, glaubten aber daß die Holzweibeln so weinten, wie man das oft schon gehört. Am frühen Morgen erst, da der vordere Laicher nach Landsberg ging, ward ihm die Hülfe und ward sein Fuß wieder ordentlich eingerichtet, daß er nach einem halben Jahr wieder recht gut gehen gekonnt. Aber der Hauptschaden zeigte sich erst jetzt; im Oberstübl wars nimmer richtig, da spukte es arg. Selten wurde der Gottesdienst mehr säuberlich gehalten, oft inmitten der Messe oder der Predigt überkam den Herrn ein Weinen und Drängen, daß er auf und davon lief, wo man ihn dann öfters in der Schloßkirche zu Füßen der Mutter Gottes gefunden. Hatte er jemanden zu begraben warf er sich diemalen selbst ins Grab, oder er begrub in Gedanken einen noch Lebenden. Begegnete er dann diesem später, so rief er voll Erstaunen:

O Allmacht Gottes, wieder Einer von den Todten auferstanden! Wie nun der Franzosenkrieg kam, war es gar aus, Tag und Nacht gejammert, geglaubt die Franzosen kämen wegen ihm, wollten ihn holen. All das Elend und Blut meinte er dem Land ersparen zu können, wenn er sich aufopfere, und das that er auch. Am Freitag nach Maria Namen im Jahr fünf in aller Früh stürzte er sich in den Lech gerad wo der Mühlbach hinaus rinnt und ertrank. Kein Mensch wußte etwas davon, harrte die Gemeinde lange vergebens seiner in der Kirche. Desselben Tags wurde er noch in Landsberg im englischen Garten ausgeworfen, und des andern Tags in Pitzling vom Dekan Hagenrainer beerdigt. War in der ganzen Gemeinde ein großer Jammer um ihm. Aber eines Fehls hat man ihn doch geziehen, und darin die Ursache seines Todes gefunden. An Samstagen blieb er über die Gebühr lang in Landsberg bei den Herrenleuten, versäumte darob den Rosenkranz, mußten ihn die Bauern meist alleinig beten, und das thut kein Gut. Darum ist er auch eines Samstages in der Teufelskuchen seines Verstandes erfallen, andern wohl zur Lehr.

Der Weberlgraben.

Gen Mundraching zu zieht sich auch im hohen Lechgestad so eine wilde Schlucht weit in die Ebnet hin, heißt man sie den Weberlgraben. Vier hoffärtige Weber hatten

sich selb viert dem Bösen verbündet, aller Welt zum Schaden und Graus. Hat aber der Teufel wie allzeit sie bald abgelohnet, ihre Seele jedoch keine Ruhe gefunden, zurückgekehrt zum Ort ihrer Frevel. Da hat man sie hinein in den Graben geschworen, wo sie nimmer herausfinden bis zum jüngsten Tag. Mögen noch manche da umgehen, von denen nichts mehr verlautet; aber die Geschichte vom Forstner von Pflugdorf ist revierkündig und noch bei Menschengezeiten.

Der in einen Blutzer gebannte Poltergeist.

Der nächste Vorgänger vor den Schilchern, denn das Forsthaus in Pflugdorf ist aller Schilcher Haim, war Einer Namens Gaißreuter. War zu Lebzeiten ein rauher Jägersmann, der Kirche weit abwendig, aber desto tiefer eingeweiht in die schwarze Kunst. Als es mit ihm zu sterben kam, ging es hart, und er war noch nicht kalt, ging er schon um im Hause, daß fürder keines Bleibens mehr drinnen war. Da machte sich denn der Pfarrer von Stadl über ihn, lud ihn vor, und obwohl er fast mit ihm zu streiten kam, wurde er ihm dennoch Herr und schwur den wüsten Polterer, der mit aller Gewalt in das Privet gebannt seyn wollte, in einen kupfernen Blutzer, siegelte ihn mit kräftigen Sprüchen zu für je, legte ihn hierauf auf einen Wagen, eine brave Menat voran und in gestrecktem Lauf gings nun dem Weberl-

graben zu. Als sie den Pfaffenbüchel erreichten, die Rosse keuchend und faimend, lagen all die hohen Tannen kreuzweis über den Weg und ein Weiterkommen schien unmöglich. Doch der Herr ließ sich nit blenden vom Teufelsspuck, nahm selbst Geißel und Zügel zur Hand, und ächzend und sausend gingen nun Rosse und Wagen über all das Dächsach wie geflügelt dahin. Bald an Ort und Stelle gruben sie nun den Blutzer schleunig zur Erde, ob er schon waidlich sich sperrte und lauthin grollte. — Da liegt er noch zur Stunde, und oft, sonderbar zu heiligen Zeiten, kann ihn vernehmen wer mag. Aber gar viele haben dann Staubaus gemacht, die unter Steinbrüderln sich baß zuvor gerühmt.

Die Burgwies und das Samstagwasser.

Gleich nächst dem Weberlgraben liegt in weiter Breite ein Wiesmad, wild umgürtet vom Lech und seinen Auen. Das ist die Burgwies, gegen 100 Tagwerk groß. Ein geheimnißvoller Schleier deckt ihre Wunn und Waid. Selten außer dem Mad verirrt sich ein menschlicher Fuß dahin; der Kretzen- und Rechenmacher, der Wieden schneidet in ander Leut Holz, ein armes Weib, so grasen geht auf fremder Waid, der flüchtige Wildpretschütz der niemands Genossenschaft sucht, oder ein seltsamer Wanderer, den der Gangsteig nach Mundraching führt. Wie oft vom Fußpfad verlassen, in der Wildniß vereinsamt,

deucht ihm kein Ausgang aus all dem Dickicht der Dörner und Beeren, der Schling- und Buschpflanzen, dann dem endlosen Weidach, so in farbigem Safte die Niederung begränzt und durchgleitet. Das dunkle Laub der Eiche, die blinkende Birke, die gebenedeite Asche, so vieler Segen reich, ihr ehliges Gespons die Erle im moosigem Grunde, die stolze Buche, die zitternde Aspe, der hohle Weidenbaum, die muntere Frau Hasel, die ehrwürdige Kranewit, sie alle bunt und mannichfaltig prangen an den Leiten unbeirrt und über ihnen in dunkler Nacht erhebt sich die Tannenmajestät des Schleglwaldes. Das Gekrächz der Raben, der Geier unheilkündendes Geschrei, das den Sturm wittert und in ihm die Beute, die düstere Eule und die Wichteln, die den Mond begrüßen, der eitle Geck der Gucker, der nimmer müde seinen Namen durch die Auen sendet, der Spechte, Drosseln, Meisen, Finken große Zahl; sie alle stören den Sabbath nicht, den da die Geister feiern. An der zerrissenen Leiten über Wurzeln und Stöcke führt herab ein schmaler Weg, am lichten Tage dunkel, heißet man ihn den Katzensteig. Hartan rieselt aus zerklüfteter Nagelfluh ein frischer Fluß, vieler Heilkraft voll, den suchen die Wandrer und Mader gerne auf, ihnen allen zum Labsal. Aber da ist ein Geist halb grau halb weiß, wehmüthiger Geberde. Er wäre noch zu erlösen, sonst wäre er schwarz. Viele hören ihn seufzen und jammern, noch andere haben ihn gesehen sitzend auf einem Baumstock, die langen spindeldürren Beine über den Weg gespreizt. Da muß dann jeder hinüber, mancher mehr

todt denn lebendig. Haben sich schon viele vorgenommen zu sagen: ich und alle guten Geister loben Gott den Herrn, sag an, was ist dein Begehren? Aber jedesmal den Muth verloren und die arme Seele wieder vergebens gehofft. Deß wird er oft wild im Grimm über die zagen Menschen, wirft ihnen Schuhe und Kugel nach oder noch häufiger führt er sie irr. Gar viele derselben haben dann die ganze Nacht im Schleglwald zugebracht, keinen Ausweg mehr gefunden, vermeint die ganze Nacht viele Meilen weit gelaufen zu sein, frühmorgens doch immer sich wieder am Samstagwasser gefunden. Denn so heißet der Fluß und sein Name schöpfet sich aus grauem Alterthume, da man zu hohen Weihbrunnen das Wasser allda am Samstag nach Stoffen geholt. Deß gedenken noch gut alte Leute, hat der Gebrauch sich gleichwohl schon länger verloren. Weiter aufwärts an der Leiten bobelt noch ein anderer Fluß in einen mächtigen Barren, der Schnackengrant geheißen, weil voreh der Grund allda dem Schnackenbauern in Stoffen gehört. Der ist für die Rosse gehauen, die des Nachts da weiden oder Bäume zur Rissen geführt. Zwischen beiden Wassern steht hoch oben auf einem Vorsprung inner Graben und Wall ein altes Burgstall, von dem weiter nichts mehr zu sehen als weniger Urbau und eine Oeffnung, die noch immer über 20 Fuß tief zur Erde geht. Das Ort hat dem Wiesmad den Namen gegeben, sein Schloß ist aber lang vor Menschen Gedenken versunken. Der Gang geht unterhalb des ganzen Schleglwaldes an dem Zwölfring vorbei bis zum Kreuz auf dem Stoffener Ackergefild, wo das

Sträßl nach Pflugdorf führt. Vor wenig Jahrzehnten ist der Gang da noch offen und weit hinein zu schliefen möglich gewesen. Als aber dem Forstner von Bilgertshofen ein Hund, den er um keine vier Karlin hätt hergegeben, einen Fuchs dahinein verfolgend, nimmer herausgekommen, warf man das Loch dieses Ganges zu. Auf der verfallenen Stätte und in den unterirdischen Gängen des Burgstalls haben Hojemännlein ihre Wohnung bezogen, zeigen sich öfters den Menschen, verschwindend und kommend im Waldesthau. Welcher einer verliert sich diemalen weit hinunter zur Wies, und es war erst vor Kurzem, daß einige kleine Buben von Stoffen, so in einer Alten gebadet, auf der Heimkehr, die Sonne war schon am Niedergang, zunächst ihrer ein buttawinzigs Bübl erblickten, grün angethan, springend und lustig jolend. Allweg Purzelbäum schlagend verschwand es mit den Blättern die der Wind dem Wald zugelauberlt. Ganz verhofft, aber mehr erfreut als erschreckt liefen sie die Rissen hinauf, wo der Pitzlinger Hüeter gerade den Waisch bezog und erzählten ihm hastig das Erlebte. Aber ruhig erwiederte jener: o, das war ein Hojemännl, die thun niemand etwas zu leide, ich hab ihrer schon viele gesehen.

Thaining.

Ein großes Dorf in einer schlechten rauhen Gegend, ganz von Filzen und Mösern umgeben, hat gleichwohl

zwei schöne Kirchen, davon die eine die Pfarrkirche überaus groß und prächtig von einem Grafen Adelmar gestiftet, für welchen noch immer Jahrtäge gehalten werden; die andere, Sankt Wolfgang geweiht, gar alterthümlich erhalten mit schön geschnitztem Täfer und Gestühl, alt bewahrt und unangestrichen. Gewalts Verlobnisse bedecken alle Mauern der Kirche, darunter vier große Bilder auf Holz gemalt und in gereimter Red die Geschichte der Erbauung der Kirche erzählend. Dahin geht eine große Andacht sonderlich bei Viehseuchen, auch werden jährlich am Sankt Wolfgangstag mächtig viele Rosse und Kuhvieh auf den Freithof getrieben und da umgeführt und ausgeweiht mit dem Sankt Wolfgangs-Segen, allem Vieh zum Heil. Nächst Thaining auf einem einschichtigen hohen Büchel steht eine kleine Kapellen, der Mutter Gottes von Altötting geweiht, da lugt man weit ins Land hinein über den heiligen Berg nnd den Würmsee hinüber auf die Münchner Hochebene, vor sich die ganze prächtige Alpenkette von Salzburg bis zu den Anfängen der Schweizer Gebirge. Viele erratische Blöcke (Fündlinge) liegen da herum in den Hölzern, theils offen, theils unter der Erden unbewußt. Es war im Jahr funfzig, kommt eine Frau nach Thaining hineingefahren, ganz aufgedamt, sagte sie käme von München und hätte durch ihren Erdspiegel erfahren, daß in dem Büchel, darauf die Muttergottes-Kapelle steht, unter einem mächtig großen Steine ein überaus reicher Schatz verborgen läge, den wolle sie heben, mit Verlaub der Gemeinde. Es war zwar keinem Menschen

gerade auf dem Büchel so ein Stein bekannt, allein sie bezeichnete deutlich den Platz und bedeutete, da müsse man nachgraben. Das alles ist eine Oedung, der Eigner gab daher leicht die Vergünstigung, und wirklich sechs Schuh unter der Erden kam der Stein hervor. Jetzt ward rüstig gegraben, hoffnungsfroh des Schatzes. Sie mochten aber graben so weit sie wollten, der Stein erreichte seine Endschaft nicht, weder in der Breite noch in der Länge. Ungern gaben sie darum endlich die Sache auf, die Frau sagte, sie müßte weitere Fragen stellen, bezahlte alle Kosten ordentlich und fuhr wieder fort. Um diesen großen Büchel stehen noch viele, viele kleine Hügel, aus manchem hat man schon Beiner, Kohlen und selbst Waffen gegraben, sind lauter Todtenhügel und der große, darauf die Kapellen steht, darinn soll ein König aus der Heidenzeit liegen. Bei Hofstetten und Hagenheim gibt es deren noch viel mehrere, davon sind schon manche so auf guten Wiesmaden stehn ganz abgetragen, hat man allzeit obgenannte Gegenstände darin gefunden. — Die Thaininger halten viel auf Vorstellungen ähnlich wie im Ammergau, sind überaus geschickt darin, wird ihnen aber zu ihrem Leidwesen selten vom Gericht vergunnt. Vor einigen Jahren haben sie eine überaus schöne Passion aufgeführt. Der, so unsern Heiland vorgestellt, hat ein ganz halb Jahr jedweden Tag einige Stunden in der Muttergottes-Kapellen zugebracht, um sich da in Betrachtungen zu seinem hohen Fürhaben zu stärken und einzuüben! Nebst dem treiben sie die Musik der Leibes Nothdurft halber, denn sie sind gar arm und sagt man darum, daß in

Thaining die Mäuse in der Tischladen (darin das Brod aufbewahrt wird) verreckt seien. — Auf einem Berg gen Morgen steht der alte Burgstall, heißt man darum den Berg noch den Schloßberg und geht der alte Gang wie eine Schnecken noch um den Berg herum. Oben ist eine tiefe Höhlen, von der geht ein Gang in den Pfarrhof, darin fährt die Herrschaft alle Sonntag zur Kirchen in einer Kutschen, kann man deren Räder, sonderlich im Auswärts, deutlich sausen hören. Wachsen jetzt auf dem Schloßberg die schönsten Tannen; war daselbst das Stammenhaus der Thaininger desselben Geschlechts wie die von Schondorf, deren beider Adel schon im sechzehnten Jahrhundert mit Schild und Helm erloschen ist.

Wie die Schloßkirche zu Peringen entstanden.

Peringen, ein uralter Edelsitz, so sich auf den Trümmern einer römischen Warte erhoben, hat vor Alters seinen sondern Adel gehabt. Der erlosch im Jahr 1546 mit Sixt von und zu Peringen, fürstlichem Kastner in Rain, welcher zu Pitzling in der Pfarrkirchen mit seiner ehligen Hausfrau Magdalena, einer gebornen von Werdenstein unter einem schönen Marmelstein begraben worden. Wie auf dem Stein zu lesen, ist sie hundert Jahr alt worden. Deren Tochter brachte ihrem Mann Menasses von Holdingen, fürstlichen Landrichter in Landsberg, Peringen zu. Die von Holdingen entstammen gar einem

alten Geschlecht Niederdeutschlands, und war selber Menasses von Ostfriesland zu haus. Derselben Namen erinnert an die freundliche Göttin Holda, deren Lieblingsaufenthalt an Seen und Bronnen gewesen, und demgemäß führten die von Holdingen auch drei Mooskelben, wie sie in den Flüssen wachsen, in ihrem alten Wappen in Schild und Helm. Aus Ostfriesland nun brachte Menasses ein uraltes Hailthum seines Geschlechtes, eine von Holz geschnitzte Muttergottes mit dem Jesukind auf einem Schiff stehend, das seine Ahnen schon von Thüringen, wo ihr Stammensitz, vor Alters mit nach Ostfriesland geführt und stellte es in der kleinen Schloßkapellen in Peringen, seinem neuen Haim zu weiterm Schutz und Schirm, andächtiglich auf. Da rastete nun das heilige Bild an anderthalb Jahrhundert ruhig von denen von Holdingen und den sie aufgeerbt habenden Berndorffen hochverehrt, doch ohne großen Zulauf des Volkes. Im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, da geschah es, daß in der kleinen Schloßkapelle unter Anrufung eben dieser Mutter Gottes ein Franziskaner einer Besessenen den Teufel austrieb, wo dann aus deren Munde vor der versammelten Gemeinde ein Geist ausfuhr, ähnlich einer Fledermaus, worauf sie ruhig und ganz geheilt vom Gotteshaus sich entfernen konnte, da doch zuvor viele Männer sie kaum hineintragen gekonnt, so unsinnig hatte sie sich gewehrt, ganz voll Faim an Mund und Nasen und mit blutunterlaufenen Augen. Das war die alte Feidlnandl, die viel Jahre zuvor schrecklich vom Bösen besessen war, daß er sie oft auf offener Straßen mächtig

aufhob und herumschlenkerte. Eine solche Begebenheit machte nun eine große Wallfahrt aus Bayern wie aus Schwaben dahin, und die kleine Kapelle war bald zu klein für die vielen Leute, so nun täglich da angeströmt kamen. Doch der Opferstock wurde so reichlich bedacht, daß in einem kleinen Jahrzehent viel tausend Gulden Gelds beisammen waren, worauf man eine neue große Kirche zu bauen beschloß. Von allenthalben gab man dazu Geld, Steine, Fuhren und was immer nur nöthig umsonst her, und so entstand Ende der dreißiger-Jahre die prächtige Kirche, viel schöner und umfangreicher denn die mehrsten Pfarrkirchen der Nachbarschaft. Der damalige Weihbischof von Augsburg, aus dem Geschlechte der Grafen Adelmann weihte sie ein und hielt bei der Gelegenheit in der Schloßkirche eine Firmung für nah und weit. Von der Pfarrkirche in Pitzling wurde unter einem ungeheuern Zulauf von Menschen das Wunderbild von vier Jungfrauen in die neue Schloßkirche getragen und die Feidlnandl schwebte mehr denn daß sie ging der Procession unter beständigen Verzückungen voraus. Die vier Jungfrauen so das heilige Bild getragen, ergaben sich einem heiligen Leben, heirathete keine von ihnen, und starben im höchsten Lebensalter, alle hoch in die achtzig, die Meßner Madlene sogar 97 Jahre alt. Als mit der Fräulein Marianne von Berndorff im Jahre 1778 das letzte Zweig dieses alten Stammen abgestorben, trugen eben diese vier Jungfrauen, damals auch schon in die 50 Jahre alt, diese 83jährige Fräulen mit dem Jungfrauenkranz in die Gruft ihrer Väter, die sich nun für immer

schloß. Eine der Glocken auf dem Thürml dieser Kirche ist hochgeweiht und wettergerecht, und sie klingt so lieblich und fein wie lauteres Gold. Wenn man sie läutet zertheilen sich alle Wetter und die Riesel lösen sich in der Luft vom festen Eis in weichen Schnee. Darum ist ihr auch eine große Verehrung geweiht, und wenn im Sommer die Wetter dräuen, versäumt man nie sie zu läuten, oft wie lang. Auf ihr ist kein Bild, doch eine Schrift, die sagt: Wo der Herr die Stadt nit behüet, da wacht der Wächter umbsunst. 1531.

Die Feidlnanndl.

Die Feidlnanndl war das ledige Kind eines gar bösen Unthüms und darum war in ihrer Jugend der Böse auch gar mächtig in ihr. Wie er ihr ausgetrieben wurde, ist schon erzählt. Darauf wurde sie nun gar eine fromme Jungfrau und hatte oft hohe Verzückungen, daß sie während der Kirche ihrem Stuhl entrückt im Gebet schwebte. Auch hatte sie oft Gesichte in die undurchdringlichen Geheimnisse der andern Welt, und gab den damals oft von Landsberg aus die Christenlehren auf dem Lande besuchenden P. Jesuiten Offenbarungen über die tiefsten Stellen der Propheten, so daß diese sich stundenlang mit ihr in der Kirche besprachen. Auch wußte sie alles was in der Gemeinde vorging, obwohl niemand zu ihr auf den Haimgarten kam, und gar manchem hielt sie

sündliche Thaten vor, der gedacht, solche wären tief verborgen vor aller Welt. Darum war sie aber auch arg gefürchtet und ging ihr alles gern weit aus dem Weg. Auf dem Haus zum wälschen König in Pitzling saß ein Schuster, gar ein gspaßiger unsteter Mann; der bekam zur Zeit des siebenjährigen Krieges, obwohl verheirathet, Lust zum Soldatenstande und ließ sich wirklich bei den Kaiserlichen in Augsburg anwerben. Nachdem er als Dragoner einige Feldzüge mitgemacht, gerieth er in die Gefangenschaft der Preußen und ging bei diesen als ein Husar zu. Nächst Spandau kam ihm mit fünf anderen Lust und Gelegenheit, wieder überzugehen, und ritten sie gleich in der Nacht mit Sack und Pack davon. In der Finster geriethen sie jedoch in ein Moos, versanken gleich darein bis an den Leib und kamen bis auf den Schuster elend daselbst ums Leben. Der rief die Mutter Gottes von der Versöhnung in Peringen gewaltig an, that ein hohes Gelobniß und gelangte glücklich heraus und nach beendigtem Krieg auch ohne weitere Gefährde nach haim. Aber am andern Morgen derselbigen peinlichen Nacht sagte obige Feidlnanndl zu des Alexis Hausfrau: du! ich muß dir doch sagen, heut Nacht wäre dein Mann weit in Preußen drinn in einem Moos untergangen, hätte ihm die große weiße Frau im Himmel nit geholfen; es ist so gewiß wahr, als er seiner Zeit glücklich zurückkommen wird. Da darfst du in der Schloßkirchen schon etwas Uebriges thun. Und das alles hat sich bestätigt auf die Nacht und die Stund. Der Alexis aber ließ bei seiner Zuhausekunft eine Tafel malen, wie er in dem

Moos die Gelöbniß that, und die Tafel hängt noch am alten Platz. Derselbig war der Vater von dem jetzt auch schon gar alten Schusterfranzl, der diese Geschichte von seinen Eltern viel oft erzählen gehört.

Rauhenlechsberg.

Hier stand einst ein uraltes Schloß, gehörte in den ältesten Zeiten den damals überaus mächtigen Herren von Haltenberg, so mit denen von Hegnenberg und von Wildenrott desselben Stammes gewesen und in Heinrich von Schmaleneck, einem Dienstmann der Hohenstauffen, ihren gemeinsamen Ahnherrn verehrt. Da Conrad von Haltenberg im fürstlichen Rathe zu Landsberg den Winhart von Rohrbach erstach, ward ihm zur Strafe Rauhenlechsberg eingezogen, das geschah im Jahre 1297. Später kam es auf einige Zeit an die Pfetten und von diesen wieder an die Landesherrn, bei welchen es auch als ein eignes Pfleggericht bis in das erste Jahrzehent dieses Jahrhunderts geblieben ist. Es war nur ein kleines Gericht in einer wilden unwegsamen Gegend mit etwas über 200 Herdstätten und an dritthalbtausend Seelen. Das Schloß, darinn früher die fürstlichen Pfleger gewohnt, ließen diese absichtlich, wie an so vielen Orten, verfallen, damit sie von der rauhen entlegenen Bergveste zu den Vergnügungen der Städte herabziehen konnten. Im vorigen Jahrhundert wohnten die Pfleger

deßhalb bereits schon in Landsberg, doch stund das Schloß noch wohl bewohnbar bis in die zwanziger Jahre, wo es letztlich, nachdem mit dem bedeutenden Hofbau alles zertrümmert worden war, ein Schneider bewohnte, über dem das alte Gemäuer ob lauter Schatzgräberei so zu sagen über dem Kopf zusammenfiel. Der letzte Pfleger war ein Freiherr von Oberndorff, den Unterthanen ein gütiger, milder Herr, dessen Name noch wohl im Angedenken, auch in Landsberg, wo er den dortigen englischen Garten angelegt hat. — Auf dem Schloß nun war es im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, der Scherg hatte gerade die Kastengefälle an 600 Gulden eingenommen, als des Abends ein Scherbenhändler zum Uebernachten (auf dem Schlosse) zusprach. Selbiger war gar ein gottesfürchtiger Mann, der seinem Handel emsig nachging und darum beim Pfleger hoch in der Gunst. Darum durft er auch allzeit, wenn er sein Geschäft wieder antrat und ins Gebirg, wo sein größtes Gäu war, zog, seine erste Nacht auf dem Schloß zubringen, damit es ihn kein Schlafgeld kostete. Wie er nun hinauf kam, war gerad niemand da als das Hausmensch, die ihn wohl kannte und mit freundlichem Willkomm in die untere Baustuben führte. Da lag auf dem Boden ein Enzionpack, sagte das Hausmensch es hab ihn einer gebracht und angegeben, er sey von Seiner Gnaden dem Herrn Pfleger in Landsberg beauftragt worden, ihn hier auf dem Schloß abzuliefern. Es sey nur eine kleine Weil, daß der Pack gebracht worden und der Mann hätte sich gleich wieder fortbegeben, gesagt, er sey schon

bezahlt. Als sich nun der Scherbenhändler den Pack beschaute, kam ihm der nit recht richtig vor, auch däuchte es ihm, er bewege sich. Er sagte es dem Hausmensch und ging fort den Schergen und den Jäger zu suchen. Die waren in Apfeldorf. Das Weibsbild überkam aber mittlerweil eine arge Angst, der Pack bewegte sich ganz deutlich und sie konnte sich nimmer helfen, riß ein geladenes Gewehr vom Jäger von der Wand und schoß es auf den Pack ab. Der brüllte da laut auf und es floß viel Blut heraus. Gerad recht kamen nun auch der Händler mit dem Schergen und dem Jäger, es dunkelte schon mächtig und sie verrammelten schleunig das Schloß, luden alle Gewehre und stellten sich auf die Paß. Nit lang darauf kamen sieben Rauber, gaben mit Pfeifen ein Zeichen und vermeinten, sie dürften nur so zum Thor eingehen. Die drinn schoßen aber alle Gewehre auf sie ab, worauf sie, einige fast blutend, sich hastig davon machten. Im Pack aber lag ihr erschossener Spießgesell. Der Händler erhielt vom Pfleger eine feine Belohnung und lebt noch als ein fast alter Mann, der diese Geschichte als das wichtigste Ereigniß seines langen Lebens jedem, der es hören mag, zum wie viel hundert- oder tausendstenmale erzählt. — Uebrigens ist diese wilde Gegend, darinn so viele arme Leute ganz vereinödet wohnen, recht für das Rauberwesen geschaffen, und sind es noch keine zwanzig Jahre, daß da herum eine große Rauberbande ihr Unwesen trieb.

Die Rauberband von Apfeldorf.

Apfeldorf ist das einzige größere Dorf des ehemaligen Gerichtes Rauhenlechsberg und gleich nächstbei des eingegangenen Burgstalls, hart am Lech gelegen. Auf der Riedlselden saßen allda drei Brüder, Kaitan, Hanns und Seppel, mit dem Geschlechtsnamen schrieben sie sich Spicker, führten ein Leben voll Ueberlust, was ihnen ihre gute Selden, bei der zwei Ochsen und keine Schulden waren, wohl vergunnte. Aus freier Lustbarkeit an ungebundenem Leben und zum Herumstreunen, auch aus Freud am Wildpretschießen thaten sie sich mit vielen andern Buben aus Apfeldorf und der weiten Umgegend zusammen und bildeten eine Rauberband. Eine halbe Stund von Apfeldorf, schon im Rotter Gebiet, machten sie eine Höhlen unter der Erde zwölf Schuh im Geviert, auf den Eingang steckten sie allzeit einen grünen Tannengrößling, daß kein Mensch da dergleichen sich denken gekonnt. Als die Höhlen zu feucht war, gruben sie auch noch einen zwei Schuh breiten Abzuggraben in die hundert Schuh lang. Und nun brachen sie nit nur bei reichen Bauern, Müllern, Kramern und Pfarrhöfen mit Gewalt ein, sondern sie packten auch Reisende auf offner Straßen an. Der ganze mittere Lechrain bis weit ins Schwäbische ward durch ihre Streifzüge unsicher. Die Kramerin von Mühlhausen ward am heiligen Ostersonntag ausgeraubt und erschlagen; der Pfarrer von Kinsau wurde ebenso auf freier Straßen beraubt und nacket ausgezogen, in

welchem Zustand er bis Hochenfurch laufen mußte. Einige wollten ihm sogar die Scham ausschneiden, was jedoch der Nidelhans, als der Bessere, noch verhindert. Die Sach bekam aber erst ein rechtes Gsicht, als der Egwolf Dami von Thaining der Bande beitrat. Das war ein überaus geschickter Mensch, was er sah, konnte er nachmachen, auch Geld, dessen er in der Höhle nun eine erkleckliche Menge falschmünzte. Dieser Dami war in seinen jungen Jahren Anderknecht beim Wirth in Thaining. Als er dem Geld entwendete, zeigte es der Wirth an, und der Dami ward hart gestraft im Eisenhaus in Landsberg. Darauf schwur er dem Wirth tödtliche Rache. Das verzog sich aber, er heirathete unterdessen und ward ein Wildbratschütz. Als er einstmal auf dem Anstand stund, lauft ihm der unglücklich Wirth auf freier Weiten an, und da schuß er ihn auch gleich nieder und ging zur Bande. Von Kempten bis Rosenheim hatten sie Hehler und Helfer, und die stillschweigend drum wußten, waren viele hundert, darunter wohlhabende Bauern, Müller und solcher mehr. Aber wer wills einem verdenken auf der Einöd draußen, wo er ohne allen Schutz frei vom guten oder bösen Willen der Rauber abhängt, die ihm seinen Hof wegbrennen ohne Leid und vielleicht ihn erschießen dazu! Doch Zeit verdeckt und entdeckt, und den zeitigen Dieb erlauft ein hinkender Scherg. Die ganze Band wurde aufgegriffen und kam nach München, doch so viel ihrer waren, starben merkwürdiger Weis alle während der Untersuchung inner wenigen Jahren weg, Alt wie Jung. Vom Geld und Geldeswerth ward wenig

aufgefunden, außer durch Zufall, in Brunnen, Starenhöhlen, hohlen Bäumen und dergleichen; kommt jetzt davon noch manches zu Tag und sind heut noch Sachen bei Gericht, deren man nimmer ihren Herrn gefunden. Ebenso gings mit der Höhlen, die konnte man trotz allen Streifen nit finden; doch ein Bauer von Rott der hatte in der richtigen Lage oft Bursche gesehen, denen er nit viel zugetraut, und der führte das Gericht an dieses Ort. Da wurde denn überall angegraben und eingeschlagen, aber ninderscht wollte sich die Höhlen finden. Schon wollten sie unverrichter Dinge heimkehren, da schlug noch ein Arbeiter mit seiner Kreutzhauen neben den eingesetzten Größling und sagte, sollt denn der Teufel grad da seyn! Da klangs hohl und man entdeckte nun endlich diesen Aufenthalt; aber weder in der Höhlen noch im Graben fand man nicht das Mindeste mehr vor. War alles schon auf die Seiten geschafft worden, auch die Geldpreß; doch die fand sich später in einem Dam vom Mühlbach. Viel Geld bekam man bloß bei der alten Mutter der Riedlbuben, die hatte viel gutes Gold in einer Gurten um den Leib geschnallt. Den Egwolf Dami hat sein eignes Weib verrathen in einem Kornfeld bei Thaining. Die hat später wieder geheirathet und lebt noch alldort. So sind auch von den Helfershelfern noch viele am Leben, könnten viel erzählen, wenn sie wollten. Im Mund des Volkes wird darum nit allzuviel davon gesprochen, ist die Zeit noch zu neu, und sitzt noch an gar manchem Tisch ein Mann, der mit unter den schwarzen Buben war. Aber vom bayrischen Hiesel, der im Holzwinkel

der Amper zu sein Wesen getrieben hat, gibts noch viel leb-frische Gsangln, und wie er auf alle Jager gwagt war, kameten ihm noch so viel gleich. Sein fraidiges mannliches Thuen hat alle Verbrechen, die er begangen, langaus überlebt.

Das Bauernjahr

in seinen Festen und Gebräuchen, Loostagen und Lebensweisen.

Wie sich Stadt und Land in Auffassung und Beachtung vieler Dinge wesentlich unterscheiden, so ist dies auch bei den das Jahr hindurch fallenden Festen und Gebräuchen nicht zum kleinsten Theile der Fall. Der Kalender mit seinen Loostagen und Himmelzeichen dem Städter als ein veralteter Wahn schon längst unnütz und lächerlich geworden besteht auf dem Lande in seinen Ueberlieferungen noch streng zu Rechte. Alles was der Bauer in seinem Leben Wichtiges und Feierliches begeht, deuten darin wenige kurze Zeichen. Für das: warum er so treu an diesen alten Gebräuchen hange, hat er keine andere Ursache anzugeben, als daß es eben der Vater und der Großvater auch schon so gehalten. Die tiefere Bedeutung kennt er so wenig wie der Städter, welcher darüber lacht. Wenn aber Beide ihre Unwissenheit damit bekunden, so ist mindestens die der Bauern von achtungswerther Denkart begleitet. Wie sehr aber aus diesem so oberflächlich bei Seite geworfenen Stück Volksleben sich die Kenntniß unserer allerältesten Zeiten ergänzen läßt, das wird erst jetzt so recht von den Kennern deutscher Alterthumskunde gewürdigt. Vergleicht man die bereits angestellten Forschungen in anderen deutschen Gauen mit der hier folgenden Zusammenstellung, so ergibt sich das

sicher bedeutende Vorkommen, daß, während man anderwärts bereits in die wenn auch nächste Vergangenheit zurückgreifen mußte, das ganze hier geschilderte Bauernjahr einzig und allein noch aus dem frischen Leben genommen wurde. Daß dies in nur fünfundzwanzig Jahren nochmals geschehen könnte, muß geradezu verneint werden.

Von allenthalben ertönen Klagen über untergegangenes und untergehendes Volksleben. Allüberall zeiht man vorzüglich die Schreibstubenherrschaft in ihrer Bevormundungssucht der Schuldursache dieses traurigen Verfalls. Diese Beschuldigung ist in der Endbeziehung sicher unbegründet. Was frisches kräftiges Leben hat, kann selbst von einem Landgericht nicht so mir nichts dir nichts abgeschafft werden. Das Verbot besteht nur auf dem Papier, in der Wirklichkeit geht alles nach wie vor. Nur wenn die Menschen anders geworden sind, ihren alten Ueberlieferungen untreu, und dem Geiste ihrer Väter abwendig, dann lassen sie auch von den wohlhergebrachten Sitten, und die alten Feste und Gebräuche verfallen einem vernüchterten neuen Geschlecht; das lächerliche Verbot hat wenig dabei gethan. Von den im Bauernjahr geschilderten Lustbarkeiten werden schon jetzt in manchen Gemeinden wenige mehr geübt; in einigen hat sich davon viel, in andern wieder das meiste erhalten: je nach dem frischen Geiste, den diese oder jene Gemeinde volkskräftig bewahrt hat oder nicht. Aber alle diese Volksfeste sind mehr oder minder verboten, verboten nicht erst seit gestern oder seit Beginn dieses Jahrhunderts; es lassen sich von

Zeit zu Zeit immer wiederkehrende Verbote für so gar manche dieser Gebräuche durch volle drei Jahrhunderte verfolgen! Wie wenig sie fähig waren etwas Volksthümliches auszurotten, beweisen diese Schilderungen, welche noch dem wirklichen Leben entnommen werden konnten. Die hereinbrechende neue Zeit mit einem ganz andern Geschlecht droht auch diesen alten Sitten den völligen Untergang. Was aber amtliche Verbote bisher nicht vermochten abzuschaffen, das werden spätere Gebote, da man mit Bedauern der verschwundenen Zeit gedenken wird, um keinen Preis der Welt mehr herzustellen vermögen. Diese Zeit ist bereits da. Die Jugend gefällt sich nurmehr noch in seit dem Jahr 48 auffallend zunehmender Rohheit und Genußsucht, und von der Regierung ertönen bereits Gebote zur Erhaltung der altherkömmlichen Tracht!

Unbeirrt von allem Treiben der übrigen Welt lebte bisher der Landmann noch in der alten Weise als wirklicher Bauer ruhig und abgeschlossen von jeglichem Umgang mit den Städtebewohnern seine Tage dahin. Von allem was in der Welt geschah, drang wenig zu ihm, waren es nicht Schreckenberichte von Krieg oder Rebellion, von verheerenden Krankheiten und dergleichen mehr, dann aber in ungeheuerlicher Auffassung, und ohne je zu einem Verständniß darüber zu gelangen, denn Zeitungen werden auf dem Lande nur von den Geistlichen gelesen. Der Bauer liest nur in den Wintermonaten, und da am liebsten so alte Geschichtenbücher, wie er sie bei den Landkrämern kauft, oder Legenden, alt und neu.

So geht denn auch die Zeitrechnung noch immer in der alten Weise nach besonders hohen Festtagen, Loostagen und den Märkten der nächstliegenden Stadt. Nie aber wird der Bauer dem sogenannten Datum nach rechnen. Dies steht abermals im grellen Gegensatze zu dem heutigen Gebrauch der Städter, für welche der Kalender einzig und allein noch zum Nachschlagen des Monatdatum benutzt wird, während gerade nach diesem Theil des Kalenders der Bauer niemals sieht. Ebenso werden die Himmelszeichen und der Wechsel des Mondes noch genau beobachtet. So beginnt man im Vollmond alles lieber, er bringt Glück und Kraft. Das Unkraut, welches man vertilgen will, jätet man deßhalb im abnehmenden Mond aus. Eier dagegen legt man den Hennen in solcher Berechnung im wachsenden Mond unter, daß sie auch in diesem und nicht im Neumond ausgebrütet werden. Der Neumond selbst wird der schwarze Mond genannt, was dem Kalender insofern entnommen ist, weil er im Gegensatze zum rothen Vollmonde schwarz gedruckt wird. Das Obst, welches im zunehmenden Mond blüht, gedeiht sicher, denn da kann seine Blüe recht schöpfen. Von den Himmelszeichen scheiden sich welche in harte und weiche. Erstere, im Allgemeinen nicht gut, sind der Widder, der Stier und der Steinbock. Im Mai ist der Stier roth, und während dieser Zeit ist das Zeichen gut, da beeilt sich alles diesen Zeitraum wohl zu benützen. Weiche Zeichen sind der Fisch, der Wassermann und die Jungfrau. Erbsen und Linsen werden nur in diesen Zeichen besonders im Fisch gelegt, sonst können

sie nie weich gesotten werden. Der Zwilling wird für ein sehr gutes Zeichen gehalten, da geräth alles wohl; auch der Krebs, letzterer jedoch nur für Pflanzen, welche in den Boden hinein wachsen, wie weiße Rüben, Erdbotschen, Rettig, Ranen. Im Schütz dagegen darf man nichts versetzen, sonst verschießen alle Pflanzen, ebenso nichts im Steinbock, da wird alles gstarr. Letzteres ist überhaupt ein sehr schlechtes Zeichen. Damit in enger Verbindung stehen auch die Aderlaßtage. Hierbei frägt man jedoch mehr nach den Planeten, und gleich wie dieselben um die Sonne, so stehen auch die sieben vornehmsten Glieder um das Herz. Dasjenige Glied, welches Wehtage leidet, soll demnach denjenigen Tag der Woche zum Aderlaß wählen, welcher den gemeinsamen Planeten hat. So steht das Gehirn im Planeten des Mondes; dessen Tag ist der Montag. Ganz im Zusammenhang mit den ältesten Ansichten, welche das Fest des Verstandes, welcher dem Mond entstammte, vor dem Eintritt der Hundstage feierten, glaubt man noch gegenwärtig, daß die Brettensteiger (Mondsüchtigen) während der Hundstage ihre Umgänge halten müssen. Deßhalb soll man auch während der Hundstage weder baden noch aderlassen. Ueberhaupt wird jede Art von Irrsinn als mit dem Mond in Verbindung sich vorgestellt. — Von keiner kleinen Bedeutung ist natürlich auch die Himmelsgegend. Noch immer benennt man dieselbe Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht; nie Osten, Süden, Westen und Norden. Der Wind, so von Morgen kommt, heißt der vördere, der von Abend her der hintere

Wind. Der erstere bringt gute, der letztere schlechte Witterung. Der vördere Wind weht grob und kalt, und heißt im ganzen Lechrain der Bayerwind; aber gegen die Würm zu wird er schon der österreichische Wind genannt. Die vier Jahreszeiten haben dieselben Namen wie im hochdeutschen mit Ausnahme des Frühlings, welcher der Auswärts genannt wird. Ebenso bezeichnet man die Zeit, wo der Schnee weggeht, mit Aberwerden oder Aber-Wetter. Dieser Ausdruck geht durch ganz Bayern, Tirol und Schwaben bis nach Franken hinein, und gehen viele fröhliche Lieder und Gsangeln auf das Aberwerden. — Von den Wochentagen wird der Dienstag im Lechrain und Allgäu durchgehends der Aftə'mā̃'də' (Aftermontag) genannt, gleich entfernt vom altbayerischen Erchtag (Jərtə'), wie von dem schweizerisch-schwäbischen Zistag. Der Mittwoch heißt auch hier wie in ganz Altbayern der Micktə'; der Donnerstag hiegegen, welcher altbayerisch Pfinztag geheißen wird, heißt im Lechrain entweder der Daə̃'schtə' oder ähnlich wie bei dem Dienstag der Aftə'micktə'. Von allen diesen Tagen ist der Donnerstag der beliebteste, alles was von Vieh an ihm geboren wird, ist besonders kräftig; ja im Gebirge nennt man sogar junge Kälber, die am Donnerstag zur Welt gekommen sind, mit belobender Betonung schlechtweg nur Pfinztelein. Dagegen hat der Samstag (Sampste') auf den Abend hin einen schlechten Ruf, da fahren die Hexen aus. Es ist deßhalb ein altes Herkommen, daß auf den Samstag Abend die Buben nicht fensterln gehen sollen, und nur schlechte Dirnen öffnen am Samstagabend ihr Kammerfenster;

dagegen geschieht dieß am Sonntag gewiß, und unter der Wochen oft genug. Die drei Samstäge im Advent heißen die goldenen Samstäge, während der Sonntag nur dann ein goldener Sonntag genannt wird, wenn auf ihn ein Frauentag fällt, und unter diesen ist U. L. Frauen Kerzenweih der kräftigste. Alle Kinder, so an einem solchen Sonntag zwischen 11 und 12 Uhr Mittags geboren werden, sehen uud erfahren mehr denn andere Leute; sie haben einen großen Blick in das Geisterreich. Der neue Sonntag dagegen findet statt, wenn an einem Sonntag der Mond neu wird. Eine gleiche Bewandtniß glücklicher Geburt hat es mit Kindern, die auf solchen Sonntag geboren werden, doch der goldene Sonntag ist der beste. — Von den ziemlich vielen ganzen und halben Feiertagen ist zu merken, daß erstere streng mit Besuch des Gottesdienstes gehalten werden, und zwar Vor- wie Nachmittags, doch ist die Vesper oder der Rosenkranz allzeit um 2 Uhr schon zu Ende. Zur Zeit der Heu- oder Getreideernte, wo trockene Tage oft selten, die Benützung derselben aber dringend nöthig ist, wird allerdings an Sonn- wie Feiertagen des Nachmittags auf dem Felde gearbeitet, jedoch geschieht solches nur ungerne und in äußerster Noth. Auch dieß sticht sehr vortheilhaft gegen den städtischen Handwerker ab, der den Sonntag morgens arbeitet, statt die Kirche zu besuchen, den Nachmittag aber und den folgenden Montag wohl dazu im Wirthshaus verbringt. Die sogenannten halben Feiertage auf dem Lande waren früher ganze gebotene Feiertage, welche aber nun schon seit bald einem Jahrhundert

von der Kirche aufgehoben, von der weltlichen Obrigkeit sogar als Festtage verboten worden sind. Die noch immer zu Recht bestehende Haltung derselben auf dem Lande darf nun nicht so verstanden werden, als wenn an diesen Tagen alle Arbeit ruhe. Man enthält sich nur gerne der gröbern Feldarbeit, geht morgens in die Kirche, verrichtet dann die oft auf solche Tage versparten vielfältigen häuslichen Arbeiten, und besucht vielleicht auf den Abend das Wirthshaus. Da die mehrsten dieser abgegeschafften Feiertage in Zeiten fallen, wo die Feldarbeit ohnehin gering, so ist deren schädlicher Einfluß durchaus nicht in der städtisch eingebildeten Größe zu suchen. Schneider und Nätherinnen, Sattler und Schuster gehen an diesen Tagen ordentlich ihrer Stör nach; Maurer und Zimmerleute desgleichen; doch thun diese, durch ihre Arbeit viel in die Stadt geführt, auch nach städtischer Art den Montag gern vertrinken. — Was die Loostage und ihre verschiedene Bedeutung anbelangt, so sind dieselbe auf alte Beobachtungen reiflich begründet. Daß sie nicht immer eintreffen haben sie mit den mehrsten berechneten Dingen dieser Welt gemein. Als allgemeine Witterungsanzeigen kann man annehmen:

Woher das erste Gewitter im Jahr kommt, daher kommen alle übrigen in diesem Jahr.

Früher Dunner, später Hunger.

Abendroth (goldfarbig) gut Wetter Bot;

Abendroth (feuerfarbig) morgen Koth.

Wie der Wind am dritten, vierten, fünften Tag nach dem Neumond, so den ganzen Monat hindurch.

– Hat der Mond einen Hof — in drei Tagen geht's Trof.

Ein Reif geht durch das ganze Land.

Ein Schauer ist ein Unglück, den es trifft, macht aber noch keine Theurung.

Die Sonne hat noch keinen zum Bettelmann geschienen, aber der Regen hat schon manchen vom Hof gebracht.

– Wie der Freitag so der Sonntag.

Am Mittwoch in der zwölften Stunde ändert sich gerne das Wetter.

Wenn das Salz feucht wird, gibt's Regen.

Wenn die Pfannen blühn, gibt's Wind.

Wenn die Tage langen, kommt erst der Winter gegangen.

Je länger der Tag — je kürzer der Faden.

Frühvogelsang — macht den Winter lang.

Sommerkatzen hat man gerne; Winterkatzen nicht, sind Ofenhocker, bringen gern Feuer in's Haus.

Viel Nudeln auf der Tanne — viel Roggen in der Wanne.

Viele Eicheln — früher Schnee.

Viel Schnee — viel Heu; und dergl. mehr.

Beim Besprechen der Witterung erzählt man gerne die Geschichte von dem Bauern, der von unserm Herrgott die Macht bekommen hatte, sich einmal ein Jahr lang das Wetter nach Gutdünken zu machen. Da ließ er nun Regen und Sonnenschein walten und wechseln nach Herzenslust. Die Saat ging herrlich auf und sein

Getreide wogte in den schönsten goldenen Fluren. Doch siehe da nach dem Schnitt zeigte es sich, daß alle Egern taub waren, so daß er wohl viel Stroh doch kein Getreide geerntet. Der Talk, er hatte den Wind vergessen! — Sider der Zeit mogte er keine Witterung mehr tadeln, sagte nur allzeit ruhig vor sich hin: wer weiß wozu das gut ist!

Januar.

1. Der Neujahrstag, in alten Zeiten der Ebenweihtag genannt, ist als Erinnerungstag der Beschneidung Christi zwar ein kirchlicher Feiertag, und als solcher durch Besuch des Gottesdienstes wie Enthaltung von Arbeit gefeiert, allein sonst ohne alle Bedeutung, denn für das Volk beginnt mit ihm nicht das neue Jahr, weßhalb ein Neujahr-Wünschen, -Anschießen und dergl. nicht gang und gäbe ist. Bloß die Nacht als eine der vier Rauchnächte ist wohl zu merken.

6. Das Fest der heil. drei Könige, früher der obriste Tag nach Weihnachten, auch der Obrist allein genannt. Mit ihm fängt erst in Wirklichkeit das neue Jahr an; man heißt darum diesen Tag auch das große Neujahr. Denn jetzt erst beginnt der Tag wieder sichtbar zu wachsen und zugleich schließen sich mit ihm die Gennachten völlig ab. Die Kinder sammeln daher heute nochmals die letzten Gaben der Klöpfelsnächte, und wünschen Glück mit dem Ruf: Ge`náhht'n, Noijár und alles mit

'nandə'. — Das Wandern der heil. drei Könige, sonst auch am Lechrain stattfindend, ist längst abgekommen. Das Lied, welches dabei gesungen wurde, ist vollständig zu lesen bei Docen. Auch in diesem Lied heißt es noch Caspar, Balzar, Melchior, während man jetzt allzeit Caspar Melchior Balthasar sagt. Mit dem erstern in Beziehung steht der aus den ersten Sylben der heil. drei Könige zusammengesetzte Name Cabame, welcher noch im fünfzehnten Jahrhundert als Taufname gebraucht wurde und jetzt noch als Hausname hie und da vorkommt. Unter der Verkleinerungsform Casperl ist der böse Feind gemeint. — Von hoher Bedeutung sind die Weihen, die die Kirche am Vorabend dieses Festtages hält: Wasser, Salz und Kreiden. Wie dem Tage selbst, so wird auch diesen Weihungen große Kraft zugeschrieben. Aus dem Wasser und Salz wird der schon besprochene Salzstein gebildet. Daß man von ihm nur dann genießt, wenn man verreist, steht in augenscheinlicher Beziehung mit der Wanderung der heil. drei Könige, allein der Salzstein selbst, in seiner Form wie ein Kuchen, wird sicher einen anderen viel älteren Ursprung haben. Mit der Kreiden werden an allen Thüren des Hauses wie der Stallungen die Anfangsbuchstaben der heil. drei Könige † C † M † B † mit der Jahreszahl hingeschrieben, welche als Bannzeichen gegen den bösen Feind und alle Unholden für äußerst wirksam betrachtet werden.

20. Fabian und Sebastian ist des Letztern halber ein kleiner Feiertag. Er ist der große Schutzheilige gegen Pest und Viehseuchen; darum in den mehrsten Kirchen

sein gemaltes oder Standbild, oft mit mächtig vielen Verlobnissen. Auch als Taufname unter der Abkürzung Wastl ziemlich häufig. — An Fabian und Sebastian soll der Saft in die Bäume gan.

23. Maria Vermählung ist ein halber Feiertag.

25. Pauli Bekehrung, ebenfalls ein halber Feiertag.

Pauli Bekehr — Winter halb hin, halb her; heißt daraum auch der Halbwintertag.

Hornung.

2. Maria Kerzenweih. Ein hoher Feiertag mit Umgang. An ihm wird das Wachs für die Kirche, (auch die Oster- und die Wetterkerzen), sowie für die ganze Gemeinde geweiht. Jedes Haus kauft eine weiße Kerze für den Mann, und einen (meist rothen) Wachsstock für die Frau. Außerdem erhält der Pfarrer eine Vierlingskerze, seine Hauserin und die Kirchenpflegerin jede einen schön verzierten Wachsstock; und die, so auf dem Chor mitsingen, jede einen minder schönen. Die Osterkerze wird gebraucht bei den Taufweihen, am Charsamstag bei der Auferstehung, an Ostern und während dem Antlaß. Die Wetterkerze wird den Sommer über bei den Schauermessen während der Wandlung angezündet; hält die Wetter ab. Die Kerze, welche sich der Hausvater weihen läßt, wird das ganze Jahr durch aufbewahrt und nur während eines argen Wetters in der Nacht, oder (und besonders) am Sterbebett angezündet, wodurch der böse Feind verhindert wird dem Sterbenden zu nahen. —

Von dem rothen Wachsstock hängt man gerne ein Stück an das Crucifix in der Stuben in Form eines heiligen Strahls; mit einem andern Stück bildet man hie und da einen Trudenfuß. Vorzüglich aber dient dieser rothe Wachsstock den Weibern in der Kirche, wenn sie in der Klage sind, dann zünden sie dieselben an, den armen Seelen im Fegfeuer zum Labsal. Fällt das Fest der Kerzenweih auf einen Sonntag, dann hat die ganze Weihe eine zehnfache Kraft, und solches Wachs wird dann sehr lange verwahrt. Sehr schlecht dagegen und von übelster Vorbedeutung ist es, wenn die Sonne während der Kerzenweih scheint, dann tritt ein Sterben bei Menschen und Immen ein. Geht an Lichtmess'n der Dachs vom Loch, und das Wetter ist grob, dann macht er 'n Freudensprung; ist's aber schön, dann schüttelt er 'n Pelz, und geht wieder 14 Tag 'nei'. — Maria bläst 's Licht aus — Michel zünd's wieder an. Auch stehen an Lichtmeßn die Dirnen aus und an Agatha (5. Februar) wieder ein. Diese Zeit, welche die Dirnen gerne ungebührlich lange ausdehnen, liederliche Waare gleich bis Ende der Faßnacht, heißt deßhalb die Schlenkelweil, vom Herumschlenkeln, wogegen gar oft schon amtliche Gebote verfügt worden sind. Während des Austretens, wenn die Dirne heimwärts geht, hat man's gerne, wenn ihr die Lerch über's Feld singend das Geleite gibt.

3. Blasius; da laßt man sich am Morgen in der Kirche blaseln. Indem der Geistliche zwei über Kreuz gelegte Wachskerzen unter das Kinn hält und ein Gebet spricht, ist man dies Jahr vor Halsweh sicher.

22. Petri Stuhlfeier ist ein halber Feiertag.

24. Matthias, auch ein halber Feiertag, und als Taufname sehr üblich unter der Abkürzung Hiesel. — Dieser Tag ist im Schaltjahre der Schalttag, und so ist auch Matthias an Judas Stelle als Apostel eingeschaltet worden. — Mattheis bricht's Eis — findt er keins, so macht er eins.

26. Mechtild, ein sehr häufiger Taufname, Meche-l ausgesprochen.

In diesen Monat fällt der Fasching. Auf dem Lande fangt er in seinen Freuden eigentlich erst am letzten Donnerstag vor der Fasten an. Dieser heißt darum auch der gumpətə Daə˜schtə' (von gumpen = lustige Sprünge machen), und der ihm folgende Freitag der rueßige Freitag, von wegen der Bemalung des Gesichts mit Rueß. Während dieser sechs Tage geht es auf dem Lande sehr lustig zu. Die Buben des einen Dorfes besuchen das andere, alle verkleidet und durch Bemalung des Gesichts mit Mehl und Rueß unkenntlich gemacht. In Leilachen verhüllt, den Schellenkranz der Rosse um den Leib, das Haupt mit Hahnenfedern geziert, das sind die gewöhnlichen Masken, und heißt man dies auch Máschkərəgə˜. Einer ist allzeit der Anführer, der Schellenrüerer genannt, welcher in narretem Thun und Sprechen sich hervorthun muß. Besonders gibt er beim Eintritt in die Wirthsstuben, gleichsam als Eingang, eine größere Rede zum Besten, wie z. B.:

Meine lieben Leute, habt ihr schon gehört von der neuen großen Mordthat, welche sich erst vor etlichen

Tagen ereignet hat? Zwischen Pfingsten und Krakau nämlich, ihr werdet wissen wo dieß liegt, hat ein Räuber in einem abgebrannten Bauernhofe eingebrochen, und den Bauern, der eben nicht zu Hause war, erbärmlich aus dem Bette gerissen und zu guter letzt noch mit einem Teller jämmerlich erstochen. Darauf suchte der Räuber alle Winkel des Hauses aus, und was er da fand, Heugabel und Strohgabel, packte er in seine Brieftasche zusammen, und begab sich mit seinem Raube nach Venedig. Dort wurde er von einem stockblinden Hausknecht verrathen, und durch einen lahmen Eisenknecht verarretirt. Der führte ihn zum Assessor Haselstock und dieser ließ gleich vom Oberschreiber Schmiermichgut ein Protokoll aufnehmen, und so werden wir in einigen Jahren schon einmal etwas Weiteres hören. Ich hoffe wir werden nichts dafür zu zahlen haben, und jetzt laßt aber mir einstweilen eine Maas einschenken rc.

Erst nach dem Gebetläuten am Abend wird Máschkərə gegangen, wo sich dann ein lustiger Sang und ein fröhlicher Tanz die halbe Nacht durchzieht. Mit dem Sonntag beginnt erst die Fásnáhht, bis dahin sagt man Fasching. Diesen Sonntag aber heißt man die Herrn Fásnáhht, während der Dienstag aller Narrn Fásnáhht ist. Mit ihm schließt sich um Mitternacht der Fasching.

In der Faßnacht viel Stern — legn die Hennen gern.

Der darauf folgende Tag, der äschrigə Micktə', versammelt alles in der Kirche zum äschern lassen. Man streut auf den Abend wohl auch geweihte Aeschen auf die

Roggensaat, was ihrem Gedeihen wohl ersprießlich ist und sie vor Würmern wahrt.

Am Vormittage dieses Tages kommt in Dörfern, in denen es lustig zugeht, noch öfters der alte Brauch des Begrabens der Faßnacht vor. Der spöttischen Nachahmung kirchlicher Verrichtungen halber ergibt man sich dieser Ausgelassenheit meist in Orten, die keinen Geistlichen haben; doch liegt in der Absicht der Leute durchaus nichts kirchlich feindliches. Die Darstellung aber besteht in Folgendem. Die Faßnacht selbst wird vorgestellt von einem Mann in weiblicher Tracht mit einem schwarzen recht abgerissenen Gewand angethan, statt der Haare viel Werg auf dem Kopfe und darüber noch eine alte Pelzhaube, dann falsche lange Zähne von Erdäpfel ausgeschnitten im Munde. Diese Figur liegt auf einer Misttragen und wird von vier Männern, ebenso gekleidet, getragen. Ihnen voran geht einer mit einer Mistgabel, daran eine alte Roßblahen statt der Fahne hängt. Hinter den Trägern geht der Pfarrer mit einem dreigestülpten Hute, ein schmutziges Hemd über dem Rock, ein altes Buch in der Hand. Ihm folgt der Meßner mit einem Lägel voll Wagenschmier, welches er gleich wie ein Rauchfaß öfters herumschwingt und dazu schreit: Hast gfressen und gsoffen bald gkonnt hast, bald gkonnt hast, bald gkonnt hast, Schnapsbruder nost — er! worauf der ganze Zug jedesmal Amen ruft. Im Zuge selbst kommen zuerst als Weiber verkleidete Mannsleute, die schwarzen Röcke verkehrt angethan, Klagleute vorstellend und heftig weinend, einen triefenden Abwaschhader in der Hand.

Den Zug beschließen zwei Hauptkläger um die dahingeschiedene Faßnacht, der eine mit alten Kartenblättern, der andere mit leeren Geldbeuteln über und über behängt. So geht nun dieser Aufzug durch alle Gassen des Dorfes, macht öfters Halt und wirft während dem jedesmal die Faßnacht in den Schnee. Darauf gibt dann der Meßner ein Zeichen mit einer Kuhglocken und der Pfarrer spricht beim ersten Halt das Evangelium, das lautet: „In derselben Zeit da steht ein Weichselbaum auf der Straß, und die Straß ging nach Frank. In Frank da war eine hölzerne Kapell, da liest ein kohlschwarzer Pfaff eine buchnhagnfeichtne Meß; und bald er sagt Sanktus, Sanktus, versteh ich fangts'n, fangts'n, und lauf zur Kirchthür hinaus. Bald ich nun zu Venedig durchreite schlägt's zwölfe, und da schreit die Mariagath stand auf, künd die Kuh an, die Latern hat kälbert. Sie springt gleich mit sammt dem Hemd über die Stiegen runter, und ich klimm auf den Kirschbaum und brock Aepfl, und habe mein Lebtag keine solche gute Birnen gegessen. So viel sind Worte wegen der Faßnacht über das Evangelium." Hierauf geht der Zug wieder weiter, steht einige Zeit darauf wieder still und der Pfarrer spricht dann in folgenden Worten die besoffene Schuld: „Ich armer elender Trinker widersage allen bösen Weibern. Ich glaube an den Herrn Wirth, wie an den Herrn Bäck, und glaube auch alles Uebrige, wie daß zehn Maas Bier ein guter Trunk, und zwölf Pfund Fleisch eine gute Suppe siedet, welches alle versoffene Bier- und Schnapsbrüder glauben. Mit diesem versoffenen

Glauben bekenne ich, daß ich oft und vielmals getrunken habe, aus Kanteln, Krügen, Schüsseln, Häfen und Gläsern; ich habe mich versoffen wider die zehn Groschen, wider die sieben Kreuzer, wider die fünf Pfennig meines Heirathsgutes. Solches alles mein Geld ist jetzt versoffen, ich klopfe nun an meinen leeren Geldbeutel, und schrei aus vollem Halse: oh Herr Wirth, sey mir armen Sünder gnädig!" Nun geht der Zug abermals weiter, singend: Oh jerum, Oh jerum, die Faßnacht wird hin! Die Faßnacht ist alles werth, die Faßnacht ist heuer und fert. Faßnacht bleib do, bleib do, Kirchweih kimmt o. — Endlich kommt der letzte Halt, den man macht vor dem größten Dunghaufen des Dorfes. Da wirft man nun die Faßnacht wieder herunter, der Pfarrer gießt einen Schapfen voll Wasser statt des Weihbrunnens über dieselbe, und die Träger graben sie nun in die Mistgruben ein und bedecken sie ganz mit Stroh. Der Pfarrer hält darauf die Leichenrede, sprechend: „Nochmal an alle versoffene Faßnachtsbrüder! Euch alle zu erinnern, daß wieder auf das andere Jahr Faßnacht ist, und wir sie nun für heuer begraben haben. Sie nannte sich Dudl und Bärtl, stammte aus grobem, keuschem Blute aus der Leckerfelder Heimath: ein Großhändler und Kleingewinner. Sie wurde geboren im selben Jahr, da Pfingsten vor Ostern war, zwischen Lichtmeß und Maria Jammerling, wo der Weg über die Stauden hinumhängt und der Sack voll Wasser anbrennt. Zum Gedächtniß vermachte sie einem Jeden, welcher diesem Fest beigewohnt hat, ein paar birnbäumene Hosen

mit Ziegelplatten ausgefüttert und einen ledernen Dreibätzner an baarem Geld. Und nun adie von dieser Welt, Amen." Damit schließt dieser Umgang, der obgleich uralt, doch von Vielen nimmer recht geduldet werden will.

In diesem Monat werden die Bauern mit dem Ausdreschen fertig; die Seldner sind es um Gebnachten schon und dreschen dann bei den Bauern. Der Tag wo bei einem Bauern der letzte Getraid-Schinkel angelegt wird, muß Alles im Hause mit dreschen, denn jetzt geht es an die Lôs. Der Knecht oder die Dirn so beim letzten Schinkel den letzten Schlag mit der Drischel gethan, der hat dann die Lôs. Nun wird aus diesem Strohschinkel ein Buschn gemacht und den muß derselbe nun zum nächsten Nachbarn tragen, der mit dem Ausdreschen noch nicht fertig ist und dort in dessen Tenne werfen, aber heimlich daß es niemand sieht. Lebt man nun gerade mit diesem Nachbar in Feindschaft, dann thut man wohl in diesen Strohbuschn etwas feindseliges, z. B. einen tüchtigen Stein, der einen niederwirft, oder eine Schandschrift, wie etwa: Hätt'st di' bessə' bflissə˜, hätt diə Lôs nit i˜ dei˜ Tennə gschissə˜, u. dergl. ähnliches. Bei dem Nachbar weiß man aber gewöhnlich, daß an dem Tag dort ausgedroschen wird, und es steht deßhalb schon Alles auf der Paß die kommende Lôs zu fahen. Glückt dieß, dann wirft man den Knecht oder die Dirn, welche die Lôs machen mußten, in Stadl hinein, bindet die Hände auf den Rucken, beschmiert das Gesicht mit Rueß, taucht ihn wohl auch in den Wassergrand und führt ihn letztlich mit einem Strick am Fuß zu seinem

Bauern wie die Lôs zum Beren. Daß daraus oft Streit und selbst Todtschlag schon entstanden, ist leicht zu denken. Auf den Abend gibt's Küecheln, Datschen, Bier und Branntwein, auch wird getanzt, wenn es in die Tanzzeit fallt. Der aber so die Lôs bekommen, erhält für sich ein eignes Küechel, das Lôsküechel, oft zwei bis drei Schuh breit, darauf wird von Teig eine Lôs gestellt und kleine Mannln mit Drischeln und kleine brennende Wachskerzen umgeben dieselbe. In dem Augenblick, wo das Lôsküechel auf einem großen Brett hereingetragen wird, da schreien dann alle Ehalten und Drescher zu zu zu, schluk schluk schluk, gro˘gro˘gro˘, was man die Sau locken heißt, und zupfen den nun alles überstanden habenden Glücklichen, denn das Lôsküechel verzehren zu dürfen ist auch eine Freude, noch zu guter Letzt an Nasen und Ohren. Lustig endet dann dieser Gebrauch, welchen man die Drischelhenket heißt.

März.

10. Die vierzig Ritter. Vierzig ist eine bedeutungsvolle Zahl. Vierzig Tage war Christus in der Wüste, vierzig Tage dauerte die Sündfluth; vierzig Tage dauerte die Wanderung der Juden durch die Wüste.

Wie die vierzig Ritter eingehn, halten sie's vierzig Tage hindurch.

12. Gregor; steckt den Brand in Boden (die Erde beginnt aufzuthauen, erwärmt zu werden).

17. Gertraud; die erste Gärtnerin.

21. Benedict; macht Zwiebel dick.

25. Maria Verkündigung; kommen Schwalben hinwiederum.

Märzenschnee thut dem Roggen weh.

Märzenstaub bringt Gras und Laub.

Märzenstaub ist Gold gleich, ein Loth ist einen Dukaten werth.

Märzengrüen muß man mit dem Hojeschlägel hineinschlagen.

Märzenbier, Märzenferkeln, Märzenkälber, Märzenfüllen — vorzüglich beliebt.

Die Nebel im März schreibt man sich auf. Regnet es den Nebel nicht binnen drei Tagen herunter, so bleibt er so lange oben als ein Schwein trägt (achtzehn Wochen und neun Tage), dann kommt er auf diesen Tag mit einem Wetter herunter.

In diesen Monat fällt gewöhnlich der Sonntag Lätare, auch der Rosensonntag genannt und als Sommertag allenthalben noch heute geehrt. Der Umzug des Sommers und Winters an diesem Tage war sonst in ganz Bayern, auch am Lechrain üblich, und kommt noch jetzt, doch nurmehr vereinzelt vor. Der Sommer mit Bändern und Blumen geziert trägt einen Baum mit Aepfeln und Birnen, der Winter, in rauhen Pelz gehüllt, klappert mit einer Drischel. Das Lied, welches sie singen, gibt Panzer in seinen Beiträgen zur deutschen Mythologie ziemlich ähnlich dem wie es im Lechrain gesungen wird. Doch wurde nie das ganze Lied gesungen, sondern allemal in einem andern Haus ein

anderes Gesätzlein. Sie bekamen da so viel Brod, Küecheln, Eier u. dergl. geschenkt, daß sie zuletzt wie ein Esel schwer tragen mußten. Wenn man eine schwere Bürde, die einem aufgeladen worden, bezeichnen will, so sagt man zur Stunde noch, „der muß wie der Sommer und Winter tragen.“ Die uralte Weise des Lieds ist hinten bei den andern Liedern in Noten gesetzt zu finden.

April.

1. In ersten April schicken, ist bekannt und geübt.

24. Georg; ist ein halber Feiertag, und als Taufname wie als Kirchenheiliger sehr üblich, weßhalb in vielen Dörfern an diesem Tage die kleine Kirchweih (Patrocinium) stattfindet. Außerdem haben in dieser, der Jürgen Nacht, dann am weißen Sonntag und am 1. Mai die Ledigen ihre drei Freinächte. Diese Nächte gehören ihnen, was sie waidlich benutzen. Es wird da unglaublich viel Unfug getrieben und es ist ein absonderliches Herkommen, alles Ackergeräthe, das man habhaft werden kann, weit hinaus ins Gefild zu schleifen und dort hoch aufzuthürmen, und zwar gerne an einem wilden Birnbaum. Niedern Häusern, die auf einer Seite an Bergleiten anlehnen, werden wohl ganze Wagen auf den First des Daches gesetzt, Mühlbäche abgelassen und dergl. mehr.

An Jürgen geht die Wis ins Heu.

An Jürgen soll sich 'ne Kräh im Roggen verstecken können.

So lang die Frösch vor Jürgen schrein, so lang schweigen's darnach.

25. Marcus. Ist ein halber Feiertag, an welchem in jeder Pfarrei Kreuzgänge abgehalten werden.

Sanct Marx bringt oft viel Arg's.

Sanct Markus kalt, ist auch die Bittwoch kalt.

Schöner April — wilder Mai.

Nasser April — ist der Bauern Will.

Aprilenschnee düngt — März'nschnee frißt.

Der April treibt sein G'spil — Der Mai hat auch noch allerlei.

Aprilblüh — wenig Müh; Maiblüh — viel Müh.

In diesen Monat fallen gewöhnlich die Ostern. Den schmerzhaften Freitag zuvor ehrt man gleich dem stillen oder dem Charfreitag durch fleißiges Beten und Kirchenbesuch, doch ist weder jener noch dieser ein halber und noch weniger ein ganzer Feiertag.

Der Palmsonntag ist ein hoher Feiertag mit Umgang. Vor dem Amt ist die Palmweih, auch gehen die Ledigen an diesem Tag zum Abendmahl. Der Palmbuschn bildet in seiner nachhaltigen Wirkung für das ganze Jahr einen bedeutenden Gegenstand dieses Tages. Durch die Weih erlangt er eine große Kraft gegen alle Zauberei und gegen den Blitzschlag, und bildet sohin einen schönen Haussegen. Seine Zusammensetzung ist an und für sich schon bedeutend. An den Stab einer Haselstauden, in die Hasel schlägt ohnehin kein Blitz, sind angebunden Zweige von der Palmweide mit ihren jungen Mudeln, einem der ersten Triebe, die der herankommende Lenz

erzeugt; von der Mistel, diesem uralten Hailthum; dann vom Sävling, dessen Geruch den Hexen unausstehlich; von der die Gesundheit so sehr erhaltenden ehrwürdigen Kranewit; und gegen das Gebirg zu auch von der Stechpalmen, dem Wachslauberbaum, wie er dorten genannt wird. Der Haselstecken darf nicht zu lang, und muß geschält seyn, denn die Hexen vermögen in den engsten Raum, sogar zwischen Holz und Rinde zu schliefen. Nur bei der Handhab ist der Stab nicht geschält, darum muß man ihn aber auch keiff greifen, um die Hex heraus zu drucken. Jedes Haus läßt so viele Buschn weihn, als er für Stuben, Kammern, Stallungen nöthig hat. Während einem Wetter wirft man einen kleinen Theil des Palms in das Herdfeuer, wodurch man sich den Einschlag des Blitzes abwehrt. Sonderbare Kräfte ruhen aber hauptsächlich in dem Haselstecken. Indem man ihn z. B. beim erstmaligen Austrieb des Viehes seiner Kuh über den Rucken streicht, nimmt man andern Kühen zu Gunsten der seinigen die Milch und dergl. mehr. — Von den frühern bilderreichen Umgängen an diesem Tag lebt der Palmesel noch am meisten in der Erinnerung und daher auch in Sprüchwörtern des Volkes.

Palmsonntag klar — fruchtbar Jahr.

Der grüne Donnerstag ist auf dem Lande nur ein Feiertag für die Verheiratheten, welche an diesem Tag ihre österliche Zeit halten. Die Ledigen gehen an diesem Tage nicht einmal in die Kirche, sondern arbeiten wie an einem Werktage; nach altem Herkommen ackern die Knechte auf dem Felde, man weiß dieß nicht anders.

Auf den Abend nach Predigt und Oelberg führen alle Männer ihre Weiber ins Wirthshaus zum Bier, doch allzeit nur in das ihrer Gemeinde, so daß hier die gesammten ehelichen Haushaben eines jeden Dorfes in Ruhe und fröhlicher Eintracht den Abend verbringen, durch die am Morgen geweckte Reu und Leid und den Genuß unseres lieben Heilandes im Abendmahl ohnehin feierlich und versöhnlich gestimmt. Es ist dieß gleichsam dem im alten Zeiten folgenden Liebesmahl zu vergleichen, und Nachbarn, die in der Läuft des Jahres einander kein gutes Wort gegeben, begrüßen sich da wieder freundlich mit dem Zubringen des Kruges. — Der grüne Donnerstag hat auch sonst eine hohe Weih, wie bei manchen später zu finden, so u. a. auch bei den an diesem Tage gelegten Eiern.

Der Charfreitag, auch der stille Freitag geheißen, versammelt frühmorgens die Gemeinde zu den an diesem Tage üblichen Kirchenfeierlichkeiten, nach deren Beendigung allezeit ein oder mehrere Häuser in ihren Inwohnern je nach der Größe der Gemeinde eine Stunde vor dem Allerheiligsten dem zehnstündigen Gebet obliegen, was bis zur Einsetzung am Abend dauert. Die Kirchenfenster sind mit schwarzen Loden verhängt, und der Nebenaltar, vor dem die Andacht, mit farbigen Glaskugeln schön beleuchtet und geziert. Zur Seite dieses Altares auf dem Boden liegt ein Crucifix, dessen Wundmale Jeder beim Kommen und Gehen andächtig küßt. Diese Andacht ist um so schöner, als die ganze Gemeinde da wie eine Familie zusammensteht, und was an prächtig gezierten heiligen Gräbern der Städte abgeht, wird

reichlich ersetzt durch die heilige Ruhe und Fassung, welche die ganze Feier beseelt.

Am Charfreitag soll kein Wind wehen.

Am Charfreitag solls gefroren seyn, und wenn's auch nur einen Spatzen trägt.

Wenns unserm Herr Gott in's Grab regnet, vergibt das ganze Jahr kein Regen nit.

Am Charfreitag werden vor Sonnenaufgang viel Stecken geschnitten vom Elsebeer-, Eschen- und Haselholz, auch Wurzen gegraben; denen allen wohnt da eine große Kraft inne.

Wer am Charfreitag den Essig reinigt, erhält ihn das ganze Jahr rein und lauter.

Den Charsamstag besucht man des Morgens die Kirche nicht anders denn an einem Werktage, die Männer und die Ehalten gehen ihrer Arbeit nach wie gewöhnlich; nur schickt jedes Haus durch eines seiner Inwohner ein Scheit Holz zum Charsamstagfeuer, welches vor der Kirche, demnach auf dem Freithof mittelst Stahl und Stein, nie mit Schwefelspan, angezündet wird. Mann nennt dies noch immer den Judas brennen, obwohl dessen Bild schon längst abgeschafft ist. Für den Geistlichen ist es die kirchliche Feuerweihe, für das Volk aber beruht die Bedeutung allein in dem angebrannten Scheit. Dieß ist allzeit ein Astprügel von einem wälschen Nußbaum, in Armsdicke und einige Schuh lang, welcher bei jedem wilden Wetter auf das Herdfeuer gelegt wird und mit seinem Rauch dann zur Abwehr des Blitzschlags dient. Gewöhnlich tragen die Kinder den Prügel zur Kirche und von

da zurück ohne jedweden Spruch oder Lärmen. An den Judas selbst denkt kein Mensch dabei. Es besitzt aber dieses feuergeweihte Scheit auch noch andere Kräfte; so z. B. gegen einen, der sich gfrört gemacht und gegen Schuß und Stich fest ist, so daß kein Blut aus ihm herauskommt, den braucht man nur mit genanntem Prügel zu schlagen, so spritzt gleich das helle Blut heraus und er ist überwunden. Ferner wenn der Ofen verhext ist, daß kein Feuer mehr ausgibt, oder keins mehr fangen will, was oft vorkommt, muß man denselben sauber auskehren und die Asche in ein fließendes Wasser schütten, rückwärts vor Sonnenaufgang, dann schlägt man ein oder zwei Kohlen von dem geweihten Scheit in den Ofen, zündet an und es brennt und heizt nun wieder ordentlich wie voreh. — Des Charsamstags am Abend wird die Auferstehung gefeiert wie überall. Beim Umgang trägt der Kirchenpfleger die Osterkerzen.

Ostern, das hohe Fest, mit Weihnachten und Pfingsten die drei Hoch- oder Heilige Zeiten des Jahres bildend, gehört zu den heiligsten Tagen der Christenheit wie des alten germanischen Heidenthums. Sein Name selbst ist heidnisch. Er entstammt der heidnischen Göttin Ostara, der Göttin des wiederkehrenden Frühlings und des aufsteigenden Lichtes. Ihr flammten die Osterfeuer auf den Bergen, jetzt noch üblich, doch mehr dem Gebirge zu als in der Ebnet. An diesem Tage haben die Wasser, nicht bloß die geweihten, eine sonderbare Kraft. Morgends vor Sonnenaufgang, stromabwärts und stillschweigend geschöpft hat das Wasser an und für sich schon

eine heilige Weih, denn wie im Sonnenaufgang die höchsten Geheimnisse verborgen sind, so erhält an Ostern auch das durch die Erde rinnende Wasser von dieser die wiederkehrenden Kräfte der aus dem Winterschlafe erwachenden Natur mitgetheilt. Denn im Frühling dunstet die Erde stark, und kräftigt somit auch das Wasser vor Fäulniß. Schon am Charsamstag wascht man sich deßhalb des Morgens beim Frühläuten die Augen mit fließendem Wasser, und ist damit gesichert vor Wehtagen am Gesicht auf ein Jahr. Doch darf man auch dabei keinen An= noch Widergang haben, denn stillschweigend muß man jede geheimnißvolle Handlung verrichten, sonst verschwindet der Zauber schnell.

Das Auferstehungsfest unseres Herrn und Heilandes wurde schon in den ältesten Zeiten auf diese freudige Zeit zu verlegen von der Kirche für anwendbar gehalten und gestattet. Alles ist an diesem Tage feierlich und mit dem höchsten Schmuck angethan. Die Kirche im Prang ihrer Heiligthümer und Zieren, die Leute durch Anlegung ihres schönsten Gewandes, das auf solche Zeiten, aber nur für den Morgengottesdienst aufgespart ist. Auch geht heute die ganze Gemeinde, selbst die Kinder zum Opfer auf zwei Altären. Bei der Vesper wird der heilige Kreuzpartikel geküßt und dabei ein Umgang um den Hochaltar gehalten und ein Pfennig geopfert, der dem Opferstock gehört. Des Morgens ist zuerst die Weih der von jedem Haus in einem Kretzen am Seitenaltar aufgestellten Eßwaaren, und zwar gesottene Eier, roth gefärbt; Salz, Kren, Kalbfleisch und Geselchtes; Brod und Kuchen,

letzterer gerne in Gestalt eines Hasen. Jedes beeilt sich früh zur Aufstellung seines Korbes zu kommen, denn je näher derselbe dem Altar je kräftiger geweiht ist sein Inhalt. Auf Mittag nimmt man diese Eßwaaren zum Mittagessen und trinkt Bier dazu, wohl auch Meth. Mit Eiern beschenken sich Viele um diese Zeit, besonders werden die Godln (Tauf- und Firmpathen) reichlich bedacht. Auch finden sich oft Sprüche auf den Eiern, wie: Ich lieb was fein ist, wenn's auch nicht mein ist; oder: Aus lauter Lieb und Herzenstreu, schick ich dir hier dieß Osterei; oder: So lang ich leb, lieb ich dich; wann ich sterb, so bet für mich u. s. w. Solche Eier werden natürlich nicht geweiht, sie dienen zu fröhlicher Kurzweil, wohin besonders das bekannte Eierbecken zu rechnen; jenen aber wohnt ein kräftiger Segen inne. Wenn man kann, nimmt man welche so am Gründonnerstag gelegt worden sind. Auch grabt man von den geweihten Eiern etliche unter die Thürschwellen des Hauses, die zurückgebliebenen Schelfen der gegessenen geweihten Eier streut man auf die Saatfelder. Roth müssen alle seyn. Wohl nur aus der Bibel entnommen ist die angebliche Ursache, nämlich mit Blut waren die Thürschwellen der Juden bestrichen, an welchen der Würgengel vorüberging. Die rothe Farbe rührt sicherlich, wenn auch unbewußt, aus dem Heidenthum, da roth die dem Gott Donar geweihte Farbe gewesen; die Eier aber, welche man gerne am Donnerstag gelegt sieht, mußten daher nothwendig ihm auch geweiht seyn.

Der Ostermontag ist ein gewöhnlicher Feiertag. Der

ihm folgende Osterdienstag wird noch wie alle abgeschafften Feiertage in Enthaltung von aller gröbern Arbeit und durch Wirthshausbesuch gehalten.

Der erste Sonntag nach Ostern heißt der weiße Sonntag. An ihm bringen die Pfarrkinder ihrem Herrn auf den Abend ihre Beichtzettel, und entrichten für jeden zugleich den alten Beichtpfennig, einen halben Kreuzer. — Die weiße Sonntagsnacht gehört als Freinacht den Ledigen, wie schon bei Georgi gemeldet worden. — Auch darf an diesem Abend zum erstenmale wieder getanzt werden.

Mai.

Den 1. Mai begrüßt wohl männiglich mit Freuden. Uralt ist die Feier dieses Tages, doch die Feste, die an ihm gefeiert werden, sind oder waren sehr verschieden. Am Lechrain ist der 1. Mai ein abgeschaffter, demnach halber Feiertag; Feuer wie an Ostern und am Sunnwendtag brannten ihm wohl in dieser Gegend nie. Die Bezeichnung des Tages selbst mit Philipp und Jakobi benimmt ihm jeglich heidnisch-feierlichen Anstrich, allein die dem Tag vorhergehende Nacht auch als die Haupt Trudennacht berüchtigt, ist noch gut heidnisch. Sie gehört nicht nur als Freinacht mit allem ihrem Unfug den Ledigen wie bei Sanct Jürgen das Nähere zu sehen ist, sondern es werden in dieser Nacht auch die Maibäume gesetzt. Jedoch nicht jene großen hochaufgezierten Maibäume, wie sie in unsern Dörfern prangen,

sondern Maien, so man den Dirnen auf den First ihres Hauses oder vor ihrem Kammerfenster aufsteckt. Nur fünfzehn bis zwanzig Schuh hoch sind es theils grüne Tannenbäume, die mit farbigen Bändern, Marschanzkern, Kipferln und vollen Rosoli-Flaschen geziert werden, theils aber dürre Bäume mit verschmierten Hadern statt der Bänder und einem Strohmann mit altem zerrissenem Janker und Hut. Letzteres heißt man einen Tattermann setzen (tattern = erschrecken) und geschieht solches nur schlechten Weibsbildern auf lange ihnen zu großer Schand. Das fröhliche grüne Tannenreis aber wird braven Dirnen nicht allein von ihrem Schatz, sondern auch ihnen zu Ehr und Zier oft von allen Buben der Gemeinde dargebracht. Die hohen aufgezierten Maibäume aber werden am 1. Mai unter Theilnahme der ganzen Gemeinde mit fröhlichem Sang und Tanz gesetzt; doch beginnt dieser Gebrauch erst gegen die Amper zu an Allgemeinheit. Längs dieser und der Würm feiert man daher den 1. Mai als großen Freudentag.

Am 1. Mai soll man recht schmalzen, dann hat man das ganze Jahr viel Schmalz im Haus. Dieß hängt offenbar mit der Trudennacht zusammen, denn bekanntlich lieben die Truden nicht nur das Schmalz sehr, sondern sie können auch welches künstlich erzeugen.

3. Heilig-Kreuz-Erfindung; ist ein halber Feiertag, und wird in den Kirchen ein Amt für die Gemeinden gehalten. Am ersten Freitag nach diesem Tag beginnen die Schauermessen; damit hängen viele Kreuz- und Bittgänge als Verlobnisse zusammen. Die folgende Woche

heißt deßhalb auch die Bittwoche. An jedem Freitag wird nun eine Schauermesse gelesen, wo man während der Wandlung die Wetterkerzen anzündet. In dieser Messe gehen auch die Knechte zum Opfer, und jedes Haus schickt mindestens eine Person zur Kirche.

4. Florian und Monika. Dieser Tag hat keine besondere Feier, obwohl Sanct Florian als Schutzheiliger gegen Feuersgefahr hochverehrt wird. Monika ist ein hielands sehr üblicher Taufname.

12. 13. 14. Pankratius, Servatius, Bonifacius. Diese drei Tage sind mit Grund sehr gefürchtet. Der Reif zerstört um diese Zeit oft die Hoffnungen für gar mancherlei Ernte. Alles ist froh, wenn diese Tage ohne Schaden vorübergegangen. Darum sagt man auch: Vor Servaz kein Sommer — nach Bonifaz kein Frost.

16. Johann Nepomuk. Dessen Bild ist allenthalben zu sehen, gleichwohl kein Feiertag. Auch ist der Name (Muck'l) häufiger in der Stadt, als auf dem Land, wo der Johann Baptist alle andere Johanne weitaus beherrscht.

25. Christi Himmelfahrt, ein hoher Feiertag. An ihm wird von jedem Haus ein großer Teller von Kernmehl auf einem Seitenaltar geopfert. Dieß nennt man den Auftrag, welcher dem Meßner gehört. Das Standbild Jesu Christi mit der Fahne war sonst in der Kirche aufgestellt, und schwebte während des Gottesdienstes, die Himmelfahrt vorstellend, durch eine eigene Vorrichtung die Kirche hinauf in den Boden. Daher kommt das Sprichwort:

Wo sich unser Herr Gott hindreht — da der Wind hergeht.

Diese Feierlichkeit ist zwar abgeschafft, und in vielen Kirchen trägt der Officiator während dem Magnificat die Auferstehungsfigur in die Sakristei, allein es wird doch an vielen Orten auch noch nach dem alten Brauch verfahren.

Im Mai hat die ganze Natur noch die Jugendkraft, alles was dieser Monat erzeugt, ist deßhalb auch von vorzüglicher Güte.

Nur im Mai ist der Stier roth, im rothen oder im Maienstier thut man deßhalb gerne viel vornehmen. Die Erdäpfel insonderheit legt man gerne im Maienstier. Wer viel Erdäpfel will — der legt sie nit im April. Kraut dagegen soll man nicht im Mai setzen, da verfault es gerne (eben weil es zu üppig wird).

Kühler Mai — bringt viel Heu und Gstreu (Stroh).

Ein guter Mai ist des Tags mild, und die Nacht kühl.

Wenn der Schlehendorn stark blüht, gibt's wenig Jungfrauen.

Im Monat Mai ist die Hauptzeit zum Aderlassen.

Dieses von der gebildeteren Welt jetzt so ganz hintangesetzte Heilmittel wird auf dem Lande noch ganz in der alten und häufig höchsten Uebertreibung unserer Vorfahren geübt. Es lassen sich zwar die mehresten des Jahres öfters zur Ader, aber alle wenigstens einmal des Jahres, und dieß im Mai. Den Badern und Landärzten ist das Aderlassen der einträglichste Zweig ihres

Gewerbes. Die Aderlaßregeln von 1477 sagen: „Wer im Mai zu der ader last, der sol des ersten Tags wenig essen, des andern tags frölich seyn, des dritten tags ganz rue haben, des vierten tags paden, des fünften tags der min pflegen.“ Wenn wir noch von unsern Großältern hören konnten, wie der Aderlaßtag so zu sagen ein Festtag war, so ist er auf dem Lande noch zur Stunde ein drei Tage dauernder Ruhetag. Mit dem Ausdruck I há' mə' lassn (zur Ader nämlich) verbindet der Landmann das von Natur und Gesetz ihn verpflichtende Bewußtseyn größter Ruhe, besserer Nahrung und starken Trunks. Den ersten Tag mäßig, den zweiten Tag gfräßig, den dritten Tag toll und voll. Durch angemessenen Genuß von Bier, Branntwein und Semmeln (nie Schwarzbrod) muß man den Verlust des Blutes wieder zu ersetzen suchen, d'Adə'láss ausl éscsh'n. Auch darf nur im aufnehmenden Mond der Aderlaß geschehen. Ebenso unumgänglich nöthig hält man es, dem Vieh alle Jahre wenigstens einmal zur Ader zulassen.

Brachmonat.

2. Erasmus; der Rasimustag ist gut zum Lein säen. Bei der Aussaat gibt die Hausfrau gern Küecheln, damit die Saat gedeihe.

8. Medardus. Wie's wittert am Medardustag — so bleibt's sechs Wochen lang darnach.

10. Margareth, ist die Heusaicherin.

Am Margarethen-Tag soll man auf keinen Kirschbaum steigen, sonst erfällt sich einer zu tod.

13. Anton von Padua; große Wallfahrt nach dem Lechfelde; deßhalb ein halber Feiertag. Auch dieser Tag ist sehr beliebt zur Leinsaat.

15. Vitus, als Taufnahme gerne zu Beichtel und Beidl verkürzt, woher das Räthsel kommt: Wiə haəsst de' Háling, der nét truckə`-r-is und nét nàs?

Antwort: Sanct Beichtel (feucht).

Sanct Veit schütt't gern sein Haferl um (bringt Regen).

Sanct Veit bringt Fliegen mit.

Die Veitsnacht ist eine Freinacht für die Wegelə-Schneider (siehe Durchschnitt).

24. Johanni, ein hoher Feiertag; sehr viele Kirchen des Lechrains sind Sanct Johannsen dem Gottstaufer geweiht; ein gutes Viertel der Mannsleute trägt seinen Namen. Nur dieses Heiligen Geburtstag wird neben dem von unserm Heiland von der Kirche gefeiert, aller andern Heiligen feiert man ihren Todestag. Um die Zeit da Johannes geboren ward, beginnt der Tag wieder abzunehmen, während mit der Geburt Christi der Tag wieder zunimmt. Deßhalb sagt auch Johannes: Er Christus muß wachsen, ich aber abnehmen, und Er allein ist der Erlöser aus den Banden der Finsterniß. — Darum steht der Juni auch in dem Zeichen des Krebses, weil die Sonne, nachdem sie in diesem Monat ihren höchsten Standpunkt erreicht hat, wieder den Krebsgang machen muß. — Vor allem aber bedeutend ist das Feuer, welches am Abend auf allen Bergen auflodert. Es steht dieser Abend der Sommersonnwende in seinen uralten

Freuden und deutungsreichen Gebräuchen so recht merkwürdig jenen Nächten der Wintersonnwende gegenüber. Am Lechrain wird dieß Feuer Simməts-fuir geheißen (Su˜-wentn, Sü-went, Simmət sind die verschiedenen altbayrischen Ausdrücke für Sonnenwende). Auch heißen bis über die Würm hinüber jene Orte, wo das Feuer brannte oder noch angezündet wird, Simməts-Berge, -Halden u. dergl., welches unsere hochstudirten Feldmesser in den Steuerbogen mit Zimmeth verdeutscht haben! Das Verbot der Johannesfeuer von Seiten einer hohen Polizei hat dieselben in der Ebnet an vielen Orten unterdrückt, im Gebirge lohen sie an Hunderten von Stellen noch freudig auf, und gewähren einer nächtlichen Landschaft eine wundervolle Zier. Die Freude, die sich während des Feuers bei Alt und Jung ausdrückt, und die auch fremde Zuschauer unwillkürlich ergreift, bleibt wohl Jedem unvergeßlich. Neben dem Simmətsfuir wird aber auch noch an vielen Orten ein oft dreißig Schuh und mehr hoher, dick mit Stroh umwundener Balken mit zu höchst oben überliegendem Querholz aufgerichtet, welchen die Buben mit zwanzig Fuß hohen Stangen, an deren Spitzen brennende Besen stecken, anzünden; dann aber bildet Alles einen großen Ring, faßt sich fest um die Hände und dreht sich nun in immer schnellerem Reigen unter dem fortwährenden Ruf: Ahó zuəhhi zuən Simmetsfuir, ahó! beständig um diesen flammenden Baum herum, bis zuletzt im Taumel an einer Stelle der Ring zerreißen muß. Wer je diesem wilden mächtigen Reigen im glühendrothen Feuerschein unter dem

eintönigen, aber tief aufregenden Rufe Ahó zuəhhi zuen Simmetsfuir! hoch oben über der Menschen Wohnungen beigewohnt hat, wird von der allgemeinen tollen Lust sicher ergriffen und zur jubelnden Theilnahme mit angeregt worden seyn. Es liegt etwas ganz Eigenes, dem gewöhnlichen Leben Entrückendes in diesem Fest. Erst wenn der Reigen sich mit dem tief herabgebrannten Balken geendigt, beginnt der eigentliche Sprung über das Feuer, allzeit paarweise (ein Bub und eine Dirn) von Groß und Klein, von Alt und Jung, und zwar unter dem Gesang:

Untə'm Kopf und obə'm Kopf tuə I mei˜ Hiətl schwingə˜
Madl wan-d-mi gê'n hàst, durch's Fuir muəst mit mə' springə˜.

Und dann nach dem Sprung:

'N Sprung durch dés fuir, 'n Juchəzə' drau'
Deənə-l sei lusti' heint wéck I di' nó˜au'.

Die Art, wie jedes Paar über das Feuer kommt, der Fall eines oder des andern Paars u. dergl. erhöhen die Freude ungemein, und dieß wahre Volksfest schließt sich oft lang nach Mitternacht. Den ungesengten Springer kommt dieß Jahr kein Fieber an; die ungesengte Springerin wird für dies Jahr nicht angebrannt (nicht schwanger). Ein angebranntes Scheit in die Flachssaat gesteckt, befördert deren Gedeihen.

So hoch der Sprung über's Feuer, so hoch wachst der Flachs in diesem Jahre.

Erst mit dem Untergang der Sonne wird das Feuer angezündet.

Die Johannes-Nacht ist ebenfalls eine Freinacht der Bilwezschneider.

Vor Sonnenaufgang an Johanni muß man unbeschrien Gras mähen und es im Schatten abdorren lassen, um es in der h. Christnacht während der Metten dem Vieh zu fressen zu geben; dann kann das ganze Jahr diesem Vieh kein Zauber an, und es bleibt unbeschrien.

Ferner soll man an Johanni zwischen eilf Uhr und Mittag in drei Schnitten im Namen der h. h. Dreifaltigkeit eine Aschen schneiden, mit welcher man dann viele Schäden durch bloßes Auflegen heilen kann.

Um Johanni blüht der Holler, da schimmelt dann das Brod, weßhalb man es in Mehlsäcken aufhängen muß. — Hollerküecheln (in Schmalz gebachene Blüe mit sammt dem Stingel) dürfen in keinem Hause am Johannestage fehlen, dieß gäbe für die Ehalten Ursache zu den gröbsten Aergernissen. — Auch wird die Hollerblüe in der zwölften Stunde gebrockt und getrocknet aufbewahrt ein gutes Heilmittel für gar vielerlei.

Wenn's an Johanni regnet, werden die Nussen wurmig und viele Mädlen schwanger.

Vor Johanni mit Gunst — nach Johanni mit schwerer Arbeit umsunst (Heuernte).

Vor Johanni ein Immen — nach Johanni ein Immlə.

Schreit der Gucker lang nach Johanni, bedeutet's Mißwachs und theure Zeit.

Bald das Wetter vor Sanct Johanns grob, ist es

nach Sanct Johanns mild und lind: denn Sanct Johanns will sein'n Regen haben.

26. Johann und Paul, aller Wetterherrn Tag. Zu den vielen Feiertagen des Brachmonates ist auch dieser Tag noch an manchen Orten ein halber Feiertag.

29. Peter und Paul; ein hoher Feiertag; an vielen Orten die kleine Kirchweih.

Regnet's am Peterstag, so regnet's den Bäcken in Trog und den Weibern in Suppenhafen.

Ist's am Peterstag schön, so dürfen die Müller zum Wein, und die Bauern zum Bier gehen.

Peterstag bricht dem Korn die Wurzen ab — in vier Wochen schneiden wir's ganz ab.

Der Brachmonat ist der Fesenflicker (während guten Wetters werden in diesem Monat die leichten Stellen auf den Fesenäckern dichter).

In den Brachmonat fallen gewöhnlich Pfingsten und Fronleichnam.

Pfingsten, dieß hohe schöne Fest, an dem die ganze Natur im reichsten Prang, dauert jetzt noch gut seine drei Tage, doch von den alten Gebräuchen, welche sonst um diese Zeit stattgefunden, hat sich sogar in der Erinnerung wenig mehr erhalten. Es scheint mir deßhalb, daß dieselben am Lechrain nicht so tiefen Boden hatten als z. B. gleich über der Amper drüben, wo noch mehr davon zu hören.

Am Pfingstsamstag ist die Taufwasserweih, und gehört dieß Wasser auch zu den hohen Weihbrunnen, die zu vielem gebraucht werden.

Den Pfingstmontag geht auch auf dem Lande Alles auswärts, vorzugsweise in die benachbarten Städte Friedberg, Landsberg, Schongau und Weilheim.

Die Redensart: ja, ja, zu Pfingsten auf'n Eis, bedeutet auf Nimmerwiedersehen.

Auf Pfingsten soll's nicht regen, sonst regnets den Weibern in den Suppenhafen (es wird nämlich der Fesen brandig).

Dem heil. Dreifaltigkeitssonntag wird eine ungemein tiefe Andacht gezollt, und wird schon der Name mit der höchsten Verehrung ausgesprochen. Alles was für den Landmann von nur einiger Bedeutung ist, wird im Namen der h. Dreifaltigkeit, gewöhnlich nur die drei höchsten Namen genannt, begonnen. Selbst bei den abergläubischen Gebräuchen eröffnen sie in der Regel den Spruch.

Fronleichnam, das höchste Fest der Christenheit, wird auf dem Lande ebenso schön als feierlich gehalten. Die ganze Gemeinde nimmt an dem festlichen Umgang zu den vier schön aufgeputzten Altären Theil, alle Häuser sind mit Blumen geziert, der Boden ist mit frischen Kräutern und den Blättern der Antlaß-Rosen (Paeonia officin.) dicht bestreut, der Weg mit Maien (Birken- oder Erlenzweigen) umgrenzt, und dem Ganzen noch der Stempel der Andacht und des lebendigen Glaubens aufgedrückt. Die feierliche Stille der ländlichen Umgebung und der Abgang einer gaffenden Menge heben diese einfache ländliche Feier sehr vortheilhaft vor dem städtischen Prunk heraus. Alles ist im höchsten Feiergewand, hat den schönsten Beter, und selbst die kleinsten Kinder, welche

man an die Altäre hinträgt, damit sie dort des gespendeten äußerst kräftigen Segens theilhaftig werden, sind mit schön verzierten Skapulieren umhängt. Diese kirchliche Feier heißt das Fronleichnamsfest, doch sonst wird alles darauf Bezügliche der Antlaß genannt. Ebenso nennt man die acht Tage dauernde Kirchenfeier (die Vesper, die Abendandachten, das Läuten, die Gebete &c.) die Antlaß-Wochen, oder im Antlaß. Sie schließt sich am folgenden Donnerstage ebenfalls mit einem Umgang. Dieser geht jedoch nur auf dem Freithof um die Kirche herum, während der erste durch das ganze Dorf und oft noch ein gutes Stück durch das blühende Gefilde seine feierlichen Schritte zieht. — Am Vorabend vom Antlaß ist jedes Haus hoch beschäftigt, sonderlich der vielerlei Kränze halber. Denn nicht nur daß in der Kirche alle Altäre, Bildstöcke, der Himmel und die Fahnen mit Kränzen vom Singrün (Si˘gri = vinca minor) umwunden werden, macht auch noch jedes Haus für sich vier Kränze, den ersten vom Terksenlaub (Elsenbeerbaum, auch Trudenblüebaum, prunus padus); den zweiten vom Hasellaub (corylus avellana); den dritten von unseres Herrn Näglein (sedum acre) und den vierten vom Feldthymian (thymus serpillus). Diese vier Kränze werden mit Wifft zusammengebunden und ihnen irgend noch eine heil. Tafel beigefügt, dann in einem großen Kretzen in der Kirche nächst dem Hochaltar aufgestellt. Während dem Antlaßumgang werden sie nun von einem Buben in diesem Weidenkretzen auf dem Kopf herumgetragen und bei jedem Evangelium auf den Altar gestellt. Dadurch werden

sie hochgeweiht. Unter der Antlaßwochen bleiben sie in der Kirche am genannten Platz, machen beim Antlaßausgang nochmals den Freithofumgang mit und werden dann erst nach Hause genommen. Auf den Abend trägt sie dann der Bauer oder die Bäurin selbst auf jedes der zwei Felder, besprengt sie mit einem hohen Weihbrunnen und wirft sie dann zerreißend im Namen der h. h. Dreifaltigkeit durch die Lüfte über ihr Feld dahin. Dieß geschieht, damit kein Durchschnitt oder sonst eine Bosheit dem Felde widerfahre. Die Kränze vom Singrün, womit die Kirche geziert war, werden ebenfalls beim Antlaßausgang heruntergenommen und zu Hause vor den Kammerfenstern aufgehängt. Sie sind gut gegen den Wetterschlag, ebenso die Maien, deren Laub man auch aufbewahrt. Der schöngezierte Himmel, unter welchem der Herr das Allerheiligste trägt, wird von den vier Gemeindebevollmächtigten getragen, den Rauchmantel halten zwei der sonst angesehensten Bauern, Wirthe oder Müller, und die Wetterkerzen trägt der Kirchenpfleger, welcher unmittelbar hinter dem Himmel geht. Alle sind ebenfalls mit Kränzen um ihr Haupt geziert. Ebenso tragen an diesem Tage die Jungfrauen den Jungfrauenkranz und ein weißes Fürtuch. — Wird am Antlaßtag die Streu (womit der Boden bestreut ist) dürr, dann kommt auch die Heumad gut herein.

Juli.

2. Maria Heimsuchung; ein halber Feiertag, an manchen Orten auch die kleine Kirchweih.

Wie die Mutter Gottes hinum geht, so geht sie auch herum.

3. Ulrich; Bisthums-Patron und deshalb Feiertag. Er wird gegen den Schaden der Mäuse und Ratzen mit großem Erfolg angerufen, weshalb dieser Feiertag, schon öfters abgeschafft, immer wieder erlaubt werden mußte.

22. Maria Magdalena; häufiger Taufname. Die Magdalena weint gern (es gibt Regen).

25. Jakobus; großer Festtag für die Knechte und Dirnen, welche an diesem Tage von den Bauern Geld bekommen, jeder mindestens einen Gulden, damit sie sich die Jakelsstärke trinken können, sonst bleiben sie bei dem herannahenden Schnitt in den Halmen stecken.

26. Anna, wird noch mit dem Jakelstag als Nachfest gefeiert, zudem heißt sicher ein Drittel aller Weibsbilder Nanny (Nannə'l), und hat demnach heute seinen Tag.

An einem dieser Tage finden in vielen Kirchen Gebete um glückliche Ernte statt.

Wie die Hundstage eingehn, so gehn sie aus.

In den Hundstagen soll man nicht baden und nicht Ader lassen.

August.

6. Portiuncula. Großer Feiertag wegen des Ablasses so im Lechfeld zu gewinnen, darum sehr bedeutende Wallfahrt dahin, besonders von den Unterländern, von den reichen Beuerbachern, Scheuringern, Weilern, Prittrichingern ꝛc. Diese bringen an diesem Tage ganze Wägen voll Lebensmittel, Butter, Eier, Schmalz, besonders auch Gersten für das Bräuhaus in das Kloster.

Dafür werden sie in einem großen Saale ausgespeist mit einem förmlichen Mahl (Knödlsuppen, Voressen, Rindfleisch und Kraut, dann Weißbrod und Bier so viel einer trinken mag). Beim Abschied erhalten sie noch ein Sterbablaßkreuz, geweihte Beter und Bilder.

7. Afra; ein halber Feiertag. Ziemlich häufig vorkommender Taufname.

10. Laurentius. Zu Lorenzi kann man in der zwölften Stunde Kohlen graben, man grabe wo man nur will. Lorenz und Barthl schön — wird der Herbst gut ausgehn.

15. Maria Himmelfahrt, oder gewöhnlich Maria Kräuterweih genannt, ist ein hoher schöner Feiertag, an welchem vor Beginn des Gottesdienstes die Sangen geweiht werden. Dieß sind große Kräuterbuschn, von welchen jedes Haus einen weihen läßt. In diesen Sangen sollen vorzugsweise folgende Kräuter eingebunden seyn: vor allem die Himmelkerzen in Mitte des Busches und hoch hinausragend, das Wollkraut (verbascum thapsus; davon der Wollenblumenthee bereitet wird); gewöhnliche Mooskolben (typha latifolia); Bibernell (pimpinella saxifraga); Frauenkraut (Hartheu; hypericum perforatum); Glocken (Rapunzel-Glocke (campanula rapunculoïdes); Teufelsabbiß (scabiosa succisa); Gemeiner Kümmel (carum carvi); Geschwulstkraut (mentha sylvestris, Waldmünze); Mühlkraut (Reinfarrn, tanacetum vulgare); Rauten (ruta graveolens); Unseres Herrn Kron (scirpus); Kraftwurz (carlina acaulis; die Wurzel der Wetterdistel); Liebstöckel (levisticum officinale); dann noch Teufelsklatten und Fünffingerkraut,

welche mir leider nie zur Blüthezeit vorkommen wollten, deßhalb auch nicht botanisch bestimmt werden konnten. Diese Sangen werden zu oberst dem Boden aufbewahrt, und sind gut gegen den Wetterschlag. In den Rauchnächten werden sie verbrannt und mit ihnen geräuchert, besonders in den Stallungen.

An Maria Himmelfahrt beginnt der Frauendreißigst, darauf freuen sich schon alle Kräuter, blühen ihre Blumen alsdann am schönsten Unserer lieben Frauen Tag der Ehren (wie man ihn vor Alters genannt) zur Ehr und Zier. Nach Unserer lieben Frauen Namenstag, an h. Kreuz-Erhöhung (14. September), endigt der Dreißigst. Während dieser Zeit ist die ganze Natur dem Menschen am freundlichsten gesinnt, die Kräuter und Wurzen haben die mehrste Kraft, weßhalb man sie jetzt auch brocken und graben muß, die giftigen Thiere (Ottern, Schlangen, Blindschleichen, Eidechsen, Wiesel, Iltis, Fledermäuse und Krotten) sind während dem nicht giftig und die beste Zeit sich ihrer zu bemächtigen. Besonders die Krotten fängt man gerne im Frauendreißigst, spießt sie an langen, geschälten Gerten und läßt sie mit dem Sonnenniedergang verenden, worauf sie in Ställen aufgehängt werden. Da sammelt sich denn alles Gift, so etwa im Stalle befindlich, in ihren Körpern und weicht nimmer aus. Vor allem vorzüglich sind die Eier, welche während dem Frauendreißigst gelegt werden. Diese werden gut aufbewahrt und im Auswärts den Hennen zum Brüten untergelegt.

An Maria Himmelfahrt soll es schönes Wetter seyn.

24. Barthlmä, ein halber Feiertag. Jetzt beginnen schon die großen Kirchweihen. Dieser Tag ist für die Witterung ein Lostag; es soll schön warm seyn. Auch hat man um diese Zeit keinen Schauer mehr zu fürchten, denn da kommen die Wetter des Nachts.

Mit diesem Monat endet gewöhnlich die Erntezeit. Je nachdem sie ausfällt ist Alles fröhlich und guter Dinge oder traurig und in Sorgen. Darnach fällt auch der Schnitthahn aus. Dieß ist das Erntefest, welches jedoch bei jedem Bauern einschichtig von seinen Ehehalten, Taglöhnern und Schnittern begangen wird. Dasselbe wird an dem Abend gehalten, wo der Schnitt zu Ende geht. Da werden denn Küecheln und Datschen gebacken und Bier gegeben, für den Mann bis fünf Maas. Dieß erhöht die Lustbarkeit ungemein; es wird gesungen und getanzt bis tief in die Nacht. Von den heimgehenden Burschen wird dann fast viel Muthwillen verübt, und des Schnitthahns muß mancher Bauer noch lange und nicht gerade mit Freuden gedenken. Uebrigens werden während dem Schnitt täglich zu Mittags Küecheln, und auf die Nacht Nudel gegeben; jedem Mann fünfzehn bis zwanzig Küecheln zum essen und sechs zum heimtragen. Die Knechte und Dirnen erhalten dasselbe, jedoch kein Bier. Für den Schnitt erhält auch jede Dirn ein weißes Schnitt-Fürtuch. Um halb drei Uhr wird während dieser Zeit schon aufgestanden und bis neun Uhr Abends gearbeitet. Den Tag nach dem Schnitthahn geht der alte Lohn und das gewöhnliche Essen wieder an.

Die Stoppeln des Durchschnitts schneidet man ab

und verbrennt sie gleich auf dem Acker. Auch schiebt man den ersten Erntewagen von einem Acker, auf dem ein Durchschnitt geschehen, verkehrt in den Stadel und besprengt die ersten Garben mit h. Dreikönigwasser, h. Dreikönigsalz und Pfingsttaufwasser, dann ist dem Wegels-Schneider der Nutzen wieder genommen und auf diesen Acker traut er sich nimmer.

September.

1. Aegidius. Wie der Hirsch in die Brunst geht, so geht er heraus.

Am Aegiditag schön Wetter, sagt der Bauer, brauch ich um 'n Dienstboten weniger und um 'n Roß.

6. Magnus; ziemlich häufiger Taufname, Mang ausgesprochen.

Sanct Mang — schlagt's Kraut mit der Stang (damit es feste Köpfe bekommt).

8. Maria Geburt; hoher Feiertag und ein Hauptfest im Lechfeld. An diesem und dem Maria Himmelfahrtstag erhalten die Franciskaner allda beträchtlich viele Lebensmittel. Die Wallfahrt dahin und die Ausspeisung geschieht gerade so wie bei Maria Himmelfahrt. — Der heurige Festtag wird allen, die ihn im Lechfeld zugebracht haben, unvergeßlich seyn. Gerade um diese Zeit wüthete nämlich die Cholera furchtbar auch in Augsburg. Da hatten sich nun einige Hundert zum Lechfeld verlobt, aber nurmehr dreißig kamen hin, die andern hatte alle die Seuche dahingerafft. Schauerlich war es nun wie diese

dreißig Männer laut weinend und betend auf den Knieen durch die ganze Kirche hin zum Altare rutschten. Da überkam alle ein eisiger Schrecken und der leidige Tod trat so recht nahe unter sie. Alles brach in lautes Zanen aus, allen Lippen entfuhr unwillkürlich hellauf der Bittschrei: Heilige Mutter Gottes, hilf!

An Maria Geburt — fliegen die Schwalben furt.

21. Matthäus; ein halber Feiertag und viel vorkommender Taufname unter der Abkürzung Heiß.

29. Michael; obwohl kein kirchlich gebotener, doch mehr als halber Feiertag. Zu viele Ereignisse greifen an Micheli in das gewöhnliche Leben ein.

Um diese Zeit fallen vorab die Kirchweihen, auch Kirchtag (Kir'tə) genannt, welche das lustig ausgelassenste Fest des Jahres bilden. Nur am Sonntag und dem demselben folgenden Montag werden sie gehalten, nie in mitten der Wochen. Auf Kir'tə wird alles im Hause geputzt und gefegt, damit alles recht blank aussehe bei dem Besuch der eingeladenen auswärtigen Freundschaft. Die Kinder, die auswärts dienen, kommen heim, oft unglaublich weit, und die ganze Familie ist da womöglichst in fröhlicher Gesammtheit beisammen. Jeder legt sich Bier für diese Zeit in Keller, Fleisch und Küecheln im Uebermaß auf den Tisch. Ein eigentlicher Kirchweihkuchen ist nicht üblich, überhaupt der nach hochdeutschem Begriff zu verstehende Kuchen gänzlich unbekannt. Auch wird das hohe Feiertaggewand an diesem Tag nicht angelegt, nur das gewöhnliche Sonntagskleid. Musik und Tanz gehen bis in den frühen Morgen hinein. Ein

guter Kirchtag dauert bis zum Dienstag, kann sich aber auch schicken bis zum Mittwoch. Am Montag Morgens ziehen die Musikanten durch das Dorf und machen bei jedem etwas vermöglichen Hause, besonders bei den Bauern, Müllern ꝛc. einen Tanz auf, wo sie dann reichlich mit Fleisch, Küecheln und Bier bewirthet werden. Dieß muß jedoch schleunig gehen, denn an diesem Montag Morgen findet in der Kirche auch ein Seelenamt mit Vigil, Requiem und Libera für alle Verstorbene aus der Gemeinde statt, wobei die Frauen schwarz gekleidet gehen. Auf dieses Seelenamt wird mit einer unglaublichen Halsstarrigkeit gehalten, welche oft zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde zu Zerwürfnissen führt. Wenn es sich nämlich trifft, daß gerade dieser Montag auf einen Frauentag oder den eines großen Heiligen, wie z. B. Sankt Michael selber, fällt, wo nach kirchlichen Vorschriften kein Seelenamt gehalten werden darf (festum duplex), so hat der Pfarrer einen schweren Stand, denn lieber verzichten die Bauern auf die ganze Nachkirchweih, als auf ein Verschieben des Seelengottesdienstes; natürlich verlieren sie aber die Nachkirchweih auch nicht gerne. Meistens halten dann die Geistlichen ein Lobamt und nach demselben das Libera, womit sich beide Theile, wenn es vernünftig zugeht, begnügen. Bei diesem schwarzen Amte wird von den Bauern der Altarlaib, auch Kirchtrachtbrod genannt, geopfert.

An Micheli geht bei den Handwerkern auch die Arbeit bei Licht wieder an, da bekommen die Gesellen vom Meister den Lichtbraten (Martinsgans), auch etwas Geld

zum Trinken. Darauf freut sich jedweder Gesell und Lehrbub in Stadt und Land.

Der jetzt so früh wieder nöthigen Beleuchtung halber heißt es auch: An Micheli kommt der Michel mit der Latern.

Michel ist auch ein sehr üblicher Taufname.

Im September soll es regnen, das ist für die Saat nöthig.

Ende dieses Monats fällt gewöhnlich auch der Rosenkranzsonntag, an diesem wird meistens die kirchliche Danksagung für eine glückliche Ernte mit einem Te Deum gefeiert.

Oktober.

15. Therese. Sehr häufiger Frauenname; auch ein halber Feiertag. Er fällt heuer auf den neunzehnten Sonntag nach Pfingsten, an welchem nach dießjähriger Verordnung alle Kirchweihen im ganzen Königreich gehalten werden sollen. Dieses höchst wohlthätige Gesetz wird den Städtern, die so gerne die vielen Feiertage des Landvolks in ihre Mitleidenheit ziehen, noch wohler thun, als den Bauern, welche doch höchstens nur drei bis vier, die Städter aber gleich zehn bis zwanzig Kirchweihen des Jahres hindurch in der Nachbarschaft mitgemacht haben. Dieses Gesetz ist jedoch schon öfter verordnet worden, ohne sich eine Darnachhaltung erringen zu können. Es wird sogar diesen Sommer schon umgangen, denn die Kirchweihen fanden allenthalben an den althergebrachten

Sonn- und Montagen statt, mit der einzigen Ausnahme, daß nicht getanzt werden durfte! Aber Blechmusik war erlaubt, und alles wie gewöhnlich überfüllt mit Städtern, unter denen Beamte sicher an vielen Orten nicht gefehlt haben werden. Sehr bemerkenswerth ist dabei, daß das Landvolk nicht sowohl die verbotene Tanzmusik als den ebenfalls verbotenen Seelengottesdienst beklagte, und zwar hörte man dieß selbst von noch jungen Männern und Weibern, die gerne tanzen, immer zuerst anführen.

16. Gallus; ein hochverehrter Heiliger.

Sanct Gall — baut der Kuh 'nen Stall (die Weidenschaft hört nun bald auf).

Sanct Gall — thuet haim euer Kraut all,
Sonst kimmt der Siman und wirft Schnee dran.

20. Wendelin, ein hoher Schutzpatron des Viehes; darum in vielen Kirchen ihm ein Altar geweiht. Hat auch viele Verlobnisse. — Als Taufname nicht selten.

21. Ursula. An Ursula mueß das Kraut hinein,
Sonst schneiben Siman und Judä drein.

Bald 's Kraut mißräth — wird auch 's Traid theuer.

28. Simon und Judä; ein halber Feiertag, und ersterer ein sehr häufiger Taufname (Simmerl). Dieser Tag bildet die Grenzmarch des Sommers und Winters, und ist gewöhnlich rauh und kalt. Auch ist er ein Loostag, und rechnet man gerne nach dieser Zeit. — Simon hat übrigens noch eine andere Bedeutung, er ist der große Patron der Simannlbrüderschaft, der Ehemänner nämlich, welche unter dem Regiment ihrer Weiber stehen.

Man sagt deßhalb in dem und dem Hause werden Sanct Simá˜ und Sanct Erweï verehrt, wo nämlich Sie (die Frau) den Mann, und Er (der Mann) das Weib vorstellen (Sie Mann und Er Weib).

Am Sanct Simonstag soll kein Mann seinem Weib widersprechen.

31. Wolfgang, ein hochverehrter Schutzheiliger für das Vieh. Es scheint, daß er als solcher sogar älter ist als z. B. Wendelin oder Lienhart. Wenigstens sind die Kirchen, wo er besonders hochverehrt wird (in Thaining und in St. Gangwolf befinden sich herrliche alte, noch durch keine neuern Verschönerungen verdorbenen Kirchen ihm geweiht, mit Verlobnißtafeln aus dem fünfzehnten Jahrhundert), viel älter als die in der Gegenwart angerufenen Heiligen. Uebrigens werden ihm zu Ehren noch Wallfahrten und Kreuzgänge angestellt; auch wird an diesem Tage Vieh um seine Kirche herumgeführt und ausgeweiht. Ebenso ist der Wolfgangssegen noch wohl bekannt.

November.

1. Allerheiligen, 2. Allerseelen. Zwei Tage von ernster Feierlichkeit, welche so zu sagen in einen verschmelzen, denn das Fest aller Seelen beginnt schon gleich nach der Vesper des Allerheiligenfestes, und dieses selbst ist ohne eigentlich volksthümliche Bedeutung. Schon am Tage vor Allerheiligen wird der Freithof gereinigt und jedes Grab feierlich aufgeziert, was darin besteht, daß

man an jedem einschichtigen Grabhügel das Unkraut ausjätet und auf die nun reine Erde eine leichte Schichte Kohlen legt, in welche mit rothen Vogelbeeren Einfassungen und Figuren eingezeichnet werden. Die sogenannte Todtenblume (calendula officinalis), welche um diese Zeit noch blüht und in jedem Wurzgarten wächst, wird in einem Kranz vom Singrün unten mehr oder minder schön um das Grabkreuz gewunden, der Weihbrunnen mit frischem Wasser gefüllt und ein Buchszweig hineingelegt. Der Buchsbaum gehört überhaupt zu den Sterbgegenständen. Schon am Allerheiligen-Abend beginnt der Gräberbesuch und das Opfern der Seelenzöpfe. Am Allerseelen-Morgen beginnt schon vor acht Uhr die Vigil, das Requiem, die Libera und der Gräberbesuch. An Allerheiligen opfert jedes Haus auf dem Seitenaltar einen Teller (den Sêlnapf) von Kernmehl und an Allerseelen einen von Muesmehl, Haber und Kern, und in Mitte der Kirche ist die Todtenbahre mit Bahrtuch, Kerzen und Weihbrunnen aufgerichtet. Die Kerzen, welche heute und überhaupt bei allen Todesgottesdiensten gebrannt werden, sind roth. Abends ist Rosenkranz mit der Armenseelen-Litanei, welche acht Tage lang jeden Abend wiederholt wird. Auf den Armenseelen-Abend kommen alle in jenes Dorf, wo sie geboren sind, und ihre Eltern, Geschwister &c. ihre Ruhestätte haben, wenn sie nur irgendwie in der Nachbarschaft dienen oder verheirathet sind. Diese opfern alsdann auch auf einem Seitenaltare Seelenzöpfe, geben dem Grab von ihrem Haim einen Weihbrunnen und beten für die armen

Seelen. Der Auftrag des Muesmehls sowie die Seelenzöpfe gehören dem Meßner. Letztere werden auch unter den Tauf- und Firm-Godln gegenseitig einander geschenkt. Der Seelenzopf ist ein Gebäck aus einem Teig wie dem der Semmeln, in Form eines Zopfes geflochten und von allen Größen wie man sie haben will. Es gibt welche, die bis zu drei Schuh lang sind. Von schlechterm Stoff ist der Seelenwecken, ein Brod, was ebenfalls eigens für diese Tage gebacken wird, aber nur für die Armen und die Kinder, die an diesen Tagen über Land gehen, um auch ihren Theil zu erhalten; diese heißt man die Seelenleute.

Allerheiligen bringt den Altenweibersommer.

Die Nacht von Allerheiligen auf Allerseelen ist männiglich geschieen und gefürchtet, in ihr zeigt sich jedwederlei Art von Weiz und Spuk sonderlich gerne.

Ueberhaupt kommt jetzt die Zeit, da die Geister offen walten und schalten, das wilde Gejäg, die Holzweiblen, die Hojemännlen, die verwünschten und die weizenden Seelen, sie alle haben nun bis Dreikönig eine sonderbare Erlaubniß zu weizen und spuken nach Herzenslust.

6. Leonhard; ein halber Feiertag. Es gibt viele, besonders einschichtige Kapellen, die ihm geweiht sind; in diesen ist an diesem Tage großes Fest, auch wird dann mit dem Vieh ein Umgang gehalten und dasselbe ausgeweiht. Es fallen wohl auch Pferderennen u. dergl. dazu.

11. Martin; ein bedeutender Tag, geht bald alles zur Kirche wie an einem Feiertag. Auf Martini bezieht

man auch gerne Zeitrechnungen. Auch ein häufiger Taufname.

Sanct Martin kommt auf einem Schimmel geritten (weil es um diese Zeit schon manchmal schneit).

Sanct Martin muß noch ein Heu für sein Rößl finden (der sogenannte Nachsommer).

19. Elisabetha; ist als Lisabeth ein häufiger Taufname.

21. Maria Opferung; ist ein abgeschaffter Feiertag.

23. Clemens; wie der Clemenstag, so der halbe Winter.

25. Katharina; ein halber Feiertag und ein Loostag. Als Taufname ziemlich häufig unter Kathrein.

Kathrein — stellt den Tanz ein (heute wird zum letztenmale getanzt; doch bezieht sich dieß nur auf die Städte).

Am Kathrinentag muß der Müller die Räder stellen, sonst kommt in seiner Mühle Einer ums Leben.

30. Andreas; der Andreasschnee bleibt hundert Tage liegen.

Der Andreasschnee thut dem Samen weh.

Wenn der erste Schnee auf den Koth fällt, gibt's einen nassen Winter; und umgekehrt.

Wenn im November die Flüsse (Quellen) steigen, thun sie's den ganzen Winter.

Mit dem November beginnt das Spinnen. Da wird denn gesponnen den ganzen Tag bis neun Uhr auf die Nacht. Wenn die Drischelhenket vorbei ist, geht man mit der Kunkel aus in Rockenstuben, wo Viele zusammen

kommen. Dazu wählt man am liebsten Häuser, wo es nicht viel streng zugeht, wo man Vene und Schwung hat (Begünstigung größerer Ungebundenheit). Da versammeln sich gern auch die Ledigen des andern Geschlechts und nach lustigem Plaudern und Singen kommt oft noch ein Tanzl aus. Die Redensart 'nə réhhtə Gunkəlfuər will eben den Lärm bedeuten, wie er in den Rockenstuben leichtfertiger Häuser vorkommt. Es sind diese Zusammenkünfte schon vor vielen Jahrhunderten mit steten Wiederholungen bis in die neueste Zeit verboten worden, allein was so nothwendig natürlich ist, läßt sich nur auf dem Papier verbieten. D'Spinnerinnə˜ müəss'n auf d'Gunkl gə˜ und diə Náderinnə˜ auf d'Ster. In ordentlichen Häusern leidet man die Rockenstuben nicht länger als bis nach neun Uhr, in den andern wird es oft spät nach Mitternacht. Auf die Nacht haspelt der Bauer das Garn ab, denn das thut weder die Bäurin noch die Dirn. Jede freut sich am meisten zu spinnen; sagt man das ist die brävere Dirn, die bekommt die erste Heirath.

December.

4. Barbara; soll Blüthenknospen zeugen. An diesem Tage schneidet man sich Kirschenzweige ab, stellt sie in einem Wassernapf in das Zimmer, und an Weihnachten blühen sie alsdann längere Zeit. Barbara ist auch ein öfters vorkommender Name, wird Waberl ausgesprochen, im Gegensatz zur Walberl, was Walburg bedeutet, deren Tag am 25. Hornung ist.

Mit dem ersten Donnerstag im Advent kommen die Kinder mit dem Klépflsnáhht anwünschen, was sich mit jedem Donnerstag im Advent bis Weihnachten wiederholt und am h. Dreikönig erst endet. Es kommen da alle Kinder, nicht bloß die ärmern, und indem sie an die Hausthüre klopfen, schreien sie: heunt is Klépflsnáhht! Von den mancherlei Sprüchen, die bei Schmeller zu lesen sind, haben sich keine mehr erhalten, doch das Herumgehen ist allgemein, wo sie dann Aepfel, Nüsse und Brod erhalten.

Wenn der Wind in den Klöpfleinsnächten recht an die Bäume rumpelt, gibt's viel Obst.

6. Nikolaus; allgemeiner Festtag. Da kömmt der heilige Seneclos und beschenkt die braven und bestraft die bösen Kinder. In Pelz gehüllt und mit klirrenden Ketten angethan, ist er ein wahrer Tattermann der Kinder. Er ist auch schon öfters verboten worden, aber noch nicht unterdrückt. Eigentlich sollte nicht der Seneclos, sondern sein Knecht, der sogenannte Klaubauf, so furchtbar angethan seyn, doch trifft man letztern selten mehr, wie denn der ganze Aufzug im Verschwinden begriffen ist. — An diesem Tag beschenkt man die Gödln am reichlichsten, besonders mit geschnitzten Spielwaaren von Diessen, die im ganzen Gäu um diese Zeit herumgetragen werden. Nebst dem werden noch Aepfel und Nüsse gereicht; machen die Kosten dieses Tages einem richtigen Hause gut seine zehn Gulden aus.

8. Maria Empfängniß; ein hoher Feiertag. An diesem Tage hält man gewöhnlich das erste Engelamt.

Dieß sind die in der frühen Morgenstunde (zwischen vier bis sechs Uhr) in der Adventzeit gesungenen Messen bei möglichst großem Kerzenschein, wo allzeit eine große Andacht zu finden. In vielen Gemeinden sind eigene Stiftungen dazu gemacht. Es ist eine unglaubliche Vorliebe für die Engelämter im Volke, und werden deßhalb auch in jeder Pfarrei mindestens zwei in jedem Advent abgehalten, wovon das eine die Eheleute, das andere die Jünglinge und Jungfrauen halten lassen. Bei der Verkündigung von der Kanzel wird streng darauf gesehen, daß der Pfarrer nicht die sonst gewöhnliche Form „die Ledigen," sondern eben jene der Jünglinge und Jungfrauen gebrauche, worunter nur solche zu verstehen sind, bei denen noch kein Fall in geschlechtlicher Beziehung vorgekommen oder mindestens nicht bekannt geworden ist. Diese allein dürfen einen Geldbeitrag leisten, welcher sich oft ziemlich hoch beläuft, da der Hochaltar allein seine sechzig Kerzen haben muß, wenn es schön seyn soll. Darüber, daß die Geistlichen so mancher Jungherrnschaft schlechten Glauben schenken müssen, entstehen oft große Aergernisse.

13. Lucia; dieß ist der bedeutungsvolle Mittwintertag. Als Luzi und Luzei ein häufiger Taufname.

Luzi wascht den Pelz.

21. Thomas, der Apostel. Mit ihm beginnen die Rauchnächte. Deren sind vier: Sanct Thoma, Weihnachten, Neujahr und h. Dreikönig, allzeit der Vorabend. Die erste und letzte Nacht sind die Haupt-Rauchnächte, inner deren man mit den Sangen von Maria Himmelfahrt,

so zu trockenes Pulver zerrieben und mit Kranbeeren und Weihrauch gemischt, nach dem Abendläuten Haus und Stall tüchtig ausräuchert. Zuvor muß man schon gemelkt haben, denn nach dem Räuchern darf niemand mehr in Stall. Ein solches wird von dem Gleichgültigsten nicht unterlassen. In der Sanct Thoma-Nacht tritt man auch häufig die Bettstaffel. Dieß geschieht so: Ledige, die gerne heirathen möchten, stellen vor dem Schlafengehen einen Bettschammel vor's Bett, und nachdem sie sich völlig entkleidet, sprechen sie:

Bettstaffel, ich tret dich, heiliger Sanct Thoma ich bitt dich,
Laß mich sehen den herzallerliebsten Meinigen
Diese heutige Nacht.

Hierauf begibt man sich lautlos zu Bett und in der Nacht wird man den sehen, der kommendes Jahr zum Freien kommen wird. — Auch die so auf Lichtmessen aus dem Dienst treten, und noch nicht wissen, nach welcher Weltgegend sie kommen werden, schütteln gerne in dieser Nacht um die zwölfte Stunde einen Kriechenbaum. Auf welcher Seite nun ein kleines Hündl bellen wird, dahin werden sie dienen gehen. Das geschieht fast viel, und würden es noch viel mehrere thun, wenn sie sich's nur getrauten.

25. Weihnachten, die letzte der drei Hochzeiten im Jahr. Mit ihm beginnen die Gennachten, welche sich am Dreikönig schließen. Während dieser zwölf Nächte geht das wilde Gejaid am ärgsten, und ist dieß eine Zeit, wo man viel unternehmen kann. Der Vorabend vom heil. Christtag und dieser selbst heißt auch auf dem

Lande Weihnachten, aber sonst spricht man von dieser Zeit nur „um Genachten," ein Wort, dessen Bedeutung, und ob Geb= oder Gen= richtiger ist, noch nicht aufgeklärt werden konnte. Am Vorabend ist schon um vier Uhr die Vesper, dann geht Alles heim, theils zur Vorbereitung des hohen Festes, theils zu den wichtigen Verrichtungen dieser Nacht. Gerade wie am Sanct Thoma=Abend, wird wieder geräuchert, auch alles mit einem hohen Weihbrunnen in den drei höchsten Namen besprengt, und dann der Stall abgesperrt. Hierauf nimmt man ein kaltes Mahl, aus Käse, Brod und Bier bestehend, was man kollatzen heißt (ein aus Collation entnommenes und von den Klöstern herstammendes Wort). Nach demselben liest man in der Legende oder beschäftigt sich wohl auch mit dem Bleigießen. Man gießt nämlich in den drei höchsten Namen siedendes Blei in einen Weitling mit Wasser; aus den Gestalten, die nun das Blei annimmt, kann man ersehen, was dem Gießenden und denen, die ihm angehören, binnen Jahresfrist zustoßen wird. Ein Sterbfall, eine Brunst, eine Heirath, ein Verkauf u. dergl. mehr. Gießen thun Viele, auslegen können nur Wenige.

Auch geht in dieser Nacht jetzt noch in mancher Gemeinde irgend ein armer Selder, der gut singen kann, mit seinen Kindern durch das Dorf und singt nachstehendes schöne Weihnachtslied. Es ist dieß sicher ein uralter Brauch und gewährt Allen eine große Freude, weßhalb der Sänger auch reichlich bedacht wird. Das Lied lautet:

Es kam die gnadenvolle Nacht, wie leuchtete des Mondes Pracht;
Wie glitzerte der Sterne Schaar, als Jesus Christ geboren war.
Gelobt sey Jesu Christ!
Froh jubelte der Engel Heer; Gott, hoch im Himmel, Gott sey Ehr
Und Fried und Freud und Seligkeit herrscht' auf der Erde weit und breit.
Gelobt sey Jesu Christ!
Auf goldnen Wolken sangen so die Engel Gottes himmlisch froh,
Himmlisch froh und hoch entzückt hat sie die Hirten-Schaar erblickt.
Gelobt sey Jesu Christ!
Die hocherfreuten Hirten gehn, in Windeln Gottes Sohn zu sehn,
Erblicken in der Krippe ihn und sinken auf die Kniee hin.
Gelobt sey Jesu Christ!
Und wer das holde Knäblein sah, war froh und sprach: der Herr ist da,
Es kommt sein gnadenvolles Reich; welch Kind ist diesem Kinde gleich?
Gelobt sey Jesu Christ!
Ja, Gottes Lieb ist unumschränkt, ein Gott, der seinen Sohn uns schenkt,
Schenkt alles was uns heilsam ist, schenkt alles uns durch Jesum Christ!
Gelobt sey Jesu Christ!

Auch grabt man gerne noch vor der Metten Heu in den Dung ein, welches nach den drei heiligen Messen wieder ausgegraben und darauf dem Vieh zu fressen gegeben wird. Solchem Vieh kann dann für dieß Jahr keine Seuche an. Einem alten Glauben nach soll das Vieh in dieser Nacht mit einander reden, daß es Menschen, so an den goldenen Sonntagen geboren sind, verstehen können. Eine sehr hübsche Geschichte gibt darüber Panzer von dem Wolfbauer (S. 224) welche ganz dem Leben entnommen ist. Vieh, was in solcher Nacht geboren wird, stirbt entweder bald oder bleibt zeitlebens krüppelhaft. — Um zwölf Uhr beginnt die Metten, welcher alles im gewöhnlichen Sonntagsgewand anwohnt. Nach derselben nimmt man Morgens gegen zwei Uhr die erste Mahlzeit ein, Braten und Bier, dann geht man erst zu Bette. Zur zweiten Messe geht man ebenfalls nur sonntäglich gekleidet, genießt nach ihr die Morgensuppen, und dann erst legt man sich festtäglich an. Die schönsten Kleider, bei der bayerischen Tracht oft so reich, der prächtigste Beter, kurz was man nur schönes hat, kommt heute ans Tageslicht. Das Amt wird dann auch sehr feierlich gehalten und die Kirche prangt nicht minder in ihrer höchsten Zier. Auf Mittag wird nun das Hauptmahl gehalten: Plunzen, Kuttelfleck, gesottenes und gebratenes Fleisch, Sulz und Bier, alles im höchsten Ueberfluß, in Beschaffenheit wie Menge eine wirklich barbarische Zehrung. In einem richtigen Bauernhause braucht man zu den drei Mahlzeiten dieses Tages allermindestens vierzig Pfund Fleisch. Nach der Vesper spricht man dem

Wirthshaus zu, trinkt ein oder zwei Maas Bier, ißt einige Bretzen dazu, geht aber wieder zeitlich heim zum dritten Mahl, welches man ganz in demselben Umfang wie am Mittag genießt, Bier dazu trinkt und dann bis zum Schlafengehen in der Legende liest oder den Rosenkranz betet. Diese zwei Abende besucht Niemand das Wirthshaus, dieß ist unerhört; aber den zweiten Feiertag geht dann alles nach dem Gottesdienst auswärts in die benachbarte Stadt, besucht die Krippen dort, auch wohl irgend eine schöne Andacht, vergißt ebensowenig dort die Wirthshäuser, und auf den Abend kehrt man dann dem Wirthshause im Dorfe zu. — Gerade so ist es an Ostern und Pfingsten zum Theil auch am Antlaß, desgleichen in der Faßnacht, nur daß bei diesen Zeiten das Mahl in der tiefen Nacht wegfallt, eine Fraßordnung, welche wohl ihres Gleichen suchen wird. Zu diesen Festen kaufen sich die Aermern, drei bis vier Hausbaben zusammen, eine Kuh um einen geringen Preis, schlachten sie und theilen sich darin. Die Kuh gibt alles: Fleisch, Sulz, Plunzen, Kuttelfleck ꝛc.; für den der einigermaßen eine ordentliche Küche gewohnt ist, ist dieß ein kaum genießbares Essen. Auch kaufen solche für „zu Haus“ statt Bier nur Schöps. Wenn die Kuh nach Wunsch ausfallt, bekommt jedes Haus seine dreißig Pfund Fleisch, und das Unschlitt allein bezahlt die Kuh. Es ist dieß sohin ein sehr billiges Essen, dieses Freudenmahl! und dennoch wird man außer diesen heiligen Zeiten, auf Faßnacht und an Kirchweih, niemals ein Fleisch auf einem Tische finden. Nicht umsonst sagt man:

D'Gwonət is ən eisə'né Pfaəd,
Wer s' auszuihht, thuət si' laəd.

Die Krippen, welche in ihrer mannichfaltigen Abwechslung bis nach h. Dreikönig Alt und Jung so viele Freuden gewähren, sind gleichwohl wenig auf dem Lande zu finden. Es ist dieß mehr ein städtischer Brauch, daselbst aber nicht nur bis in die kleinste Kapelle, sondern sogar bis in die ärmsten Bürgerhäuser ausgedehnt. Der Christbaum und dessen freundliche Bescheerung ist in Altbayern bis zur Stunde nicht allein auf dem Lande, sondern auch noch in allen Landstädten gänzlich unbekannt. Nach München kam er erst im Beginn dieses Jahrhunderts mit der Königin Karoline, und hat sich daselbst nun bei dem Adel, den Beamten und in wohlhabenden Bürgerhäusern ganz einheimisch gemacht. Außer den schon genannten Speisen spielen auch das Klözenbrod, der Leblaib und die Lebzelten keine kleine Rolle um diese Zeit. Das Klözenbrod, aus Brodtaig und gedörrten Birnen bestehend, und mit etwas Branntwein vermischt, bringt meistens schon der Senecl os und dauert den ganzen Winter hindurch, ist aber mehr städtisch, wie auch das Klözenwasser, was man sogar in München noch bei allen Obstlern das ganze Jahr hindurch sieht. Der Lebzelten (Lebkuchen) ist allerwärts bekannt, und wird in Altbayern, besonders an Weihnachten und Dreikönig, auch an Lichtmessen, gerne mit Meth genossen. Der Leblaib aber wird nur an Weihnachten gemacht, ähnelt mehr dem Klözenbrod, nur daß der Brodtaig vorwiegt, und wird in jedem Bauernhause gebacken. Mißräth er, ist es der

Bäurin für ihr Leben eine üble Vorbedeutung. Selbst in dem Anschneiden desselben liegt eine gewisse Feierlichkeit.

Liechte Weihnachten — finstre Städl.

Grüne Weihnachten — weiße Ostern.

Grüne Weihnacht — macht den Freithof g'schlagt.

26. Der zweite Weihnachtstag ist dem h. Erzmärtyrer Stephan geweiht. Gegen die Würm zu findet man dessen Bild häufiger an den Stallthüren, denn jenes des h. Lienhart wie im Lechrain. Der Name Stephan als Taufname ist ziemlich häufig.

27. Johann Evangelist; ebenfalls noch ein Feiertag. An diesem Morgen wird in der Kirche der Johannessegen gegeben und der ganzen Pfarrgemeinde Wein aus einem eigens dafür vorbehaltenen Becher zu trinken gereicht; diesen Trunk heißt man auch den Johannessegen, und geht die ganze Gemeinde dafür zum Opfer. Ebenso wird an diesem Tage Wein geweiht für allenfalls unterm Jahre vorkommende Hochzeiten, wo allzeit das ganze Brautvolk die Johannslieb trinkt (siehe Hochzeit). Neben dem lassen sich noch viele Landleute eigens Wein für sich selber weihen, den trinken sie dann, wenn sie über Land reisen. Aus demselben Grunde machen Viele den Salzstein statt mit Weihwasser mit einem Johannessegen an. Den Johannestrunk nennt man auch gerne den Gseng dirs Gott, welches man auch beim Trinken einander zuspricht.

28. Unschuldige Kindleintag, auch noch ein halber Feiertag.

31. Sylvester; mit diesem Tag beschließt sich das

Jahr. Die Nacht auf das neue Jahr hinüber ist eine Rauchnacht. Was vom Salzstein in diesem Jahr übrig geblieben, gibt man jetzt dem Vieh zu fressen.

Sylveschi ist ein häufiger Taufname.

Noch ist letztlich von den unglücklichen Tagen zu merken, daß ihrer drei gar unglücklich sind, und welcher Mensch darin Blut laßt, der stirbt gewiß in sieben Tagen. Diese sind der 1. April, an ihm ist Judas der Verräther geboren; der 1. August, an ihm ward der Teufel vom Himmel gestoßen; der 1. December, da ist Sodoma und Gomora versunken. Welcher Mensch in diesen unglücklichen Tagen geboren wird, der stirbt eines bösen Todes, wird auch selten alt. Der 30. Juli und der 29. August sind Schwendtage. An allen diesen Tagen soll keiner etwas anfangen, so von Bedeutung ist, noch weniger eine Reise unternehmen, jung Vieh absetzen, Bäume pflanzen, säen u. dergl.; wer solches nicht beachtet, wird allzeit unglücklich seyn.

Das Haim.

Ohne Heimathsliebe keine Vaterlandsliebe. Wem nicht der Ort, in welchem er geboren wurde, und wo er als Kind gespielt, als Jüngling gejubelt und geliebt, als Mann gewirkt, entbehrt und genossen hat; wem nicht die heimischen Felder, Wiesen und Wälder, der Freithof selbst, wo seine Lieben ruhen, neben denen er dereinst auch ruhen will; — wem dieß alles nicht werth und überaus theuer ist, dem wird auch das Vaterland wenig seyn.

Noch besteht auf dem Lande, im Gegensatze zu großstädtischer Zerfahrenheit, unter deren schlimmem Einflusse man je von Ziel zu Ziel eine halbe Bevölkerung andere Miethwohnungen beziehen sieht, ein fester häuslicher Herd: das Haim, das elterliche Haus mit dem Gut zu Feld, zu Wies und zu Holz. Hier gilt noch das Sprichwort: ein eigner Herd ist goldeswerth; ist er auch arm, hält er doch warm. Noch kann man zu Hunderten die Güter finden, Bauernhöfe wie Selden und selbst Leerhäuser, welche sich seit unfürdenklichen Zeiten vererbt haben, wenn auch nicht im Geschlecht, doch in der Sippschaft. Stehet doch über dem Geschlecht noch das Haim; und führt dieß so gut seinen ererbten Namen je für und

für wie ein Geschlecht, und steht der Hausname über dem Geschlechtsnamen.

Ganz richtig gibt demgemäß der Bauer auf die Frage wie er heiße? den Namen seines Hauses an, denn nur unter diesem ist er bekannt. Bei Nennung seines Geschlechtsnamens sagt er, ich schreibe mich so und so. Wird doch seines Geschlechtes Name wirklich nur geschrieben, bei kirchlichen oder gerichtlichen Verhandlungen und ähnlichen Gelegenheiten. Seiner Freundschaft, den Nachbarn und allen Bekannten ist er immer nur der Maier des Haims mit dessen ererbten Namen; und wird dasselbe vererbt oder verkauft, das gilt gleich, der alte Name bleibt.

In ihrer Entstehung sind diese Namen jedoch sehr verschieden. Bauernhöfe, ohnehin von stätigerem Wesen, haben meist Namen, deren Ursprung sich sehr weit zurückverliert, und oft mit der ältesten Besitzer Tauf- oder Geschlechtsnamen in Verbindung steht. Besonders ist dieß bei Einöden der Fall, deren vortheilhaft geschlossener Besitz der Bauern höchstes Vorbild. Nicht ohne Grund sagen sie: vor einer Ainet soll man den Hut herabthun. — Sonderbare Vorkommnisse, spöttische Nachreden, vorzüglich auch gewerbliche Hantierungen haben vielfach bleibende Namen gegründet. Auffallend klingen Benennungen, wenn, wie so häufig, der Gewerbe mehrere einander angehängt sind. Heißt das Haus z. B. beim Metzger, der Maier desselben ist aber gerade ein Weber, dann fügt man des letztern Gewerbe dem ersten Namen bei, und hängt dem Ganzen den Taufnamen desselben

an, so daß es dann beim Metzger-Weber-Simon (-Michel, -Vicenz, -Seppel oder wie er gerade getauft ist) heißt.

Dieß Haim ist dem Bauern in Fleisch und Blut gewachsen, und die Gründe, die dazu gehören, sind seiner Meinung nach allemal die besten im ganzen Gefild. Nicht das kleinste oder schlechteste Stück davon gibt er gerne her, denn das alles hat ja der Eni schon so gehabt. Nur eines von den Kindern kann dereinst das Haim erben, aber alle denken mit Freude oder Wehmuth, je nachdem dasselbe bemaiert wird, daran zurück. In dem Wort „Dés is meĩ Haəmet", und wenn es der roheste Bauernknecht sagt, liegt mehr Tiefe wahren Gefühls, als in dem schönsten Klingklang moderner Humanitätsphrasen.

Finden wir diese Liebe an die elterliche Herdstatt noch so innig und warm, so wird es vielleicht auch erlaubt seyn, daß einmal Einer dieß Haus mit allem was drum und dran hängt, beschreibe. Ich gebe es hier in treuester Auffassung. Wenn ich vorzugsweise das Seldhaus zu Grunde legte, so geschah es, weil dieß einestheils die ganze ungeheure Mehrzahl bildet, und anderntheils, weil etwaige Verschiedenheit mit dem Bauernhofe nur in dessen größerer Räumlichkeit, oder gegen Augsburg zu in städtischem Anhängsel besteht, welch letzteres anzuführen nicht der Mühe werth ist.

Der mittlere Lechrain theilt sich bayerhalb wie schon gesagt in das Ober- und Unterland. Je nach dem Wohlstande seiner Bewohner sind die Häuser stattlich, haimlich

oder nöthig; die Stadeln und Stallungen großmächtig oder klein beisammen. Die bei weitem schönern Häuser findet man in den wahrhaft prächtigen Dörfern des Unterlandes. Ihr stattliches Wesen wird in keiner andern Gegend des Bayerlandes übertroffen, im übrigen Deutschland aber wohl nur an wenigen Orten erreicht. Die Bauart ist jedoch im Ober- wie Unterlande die gleiche. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts waren sämmtliche Wohnungen von Holz; dieß hat sich nun derart geändert, daß ein gutes Drittel aller Häuser und Stallungen bereits aus Backsteinen besteht. Die Stadeln beläßt man dagegen selbst bei größeren Neubauten gerne von Holz, in der Meinung, inner hölzerner Wände bewahre sich das Getreide wie das Heu besser. Alle Häuser sind zweigädig, und allzeit Haus, Stall und Stadel unter einem Dach. Dieses besteht im Unterlande mehr aus Stroh, im Oberlande aus Legschindeln mit großen Steinen beschwert. Das Schindeldach ist sehr flach und geht in seinem Fürschuß gewöhnlich fünf, oft aber bis an die zehn Schuh über den Hausstock hinaus. Dieß nennt man den Wettermantel, da er das Haus ebenso sehr vor dem Regen, wie vor Sonne und Kälte schützt. Alle Holzbauten sind von ebenso gefälligem Schnitzwerk als freundlichem Anstrich begleitet, und der Eindruck sicher für jeden Fremden behaglich. Die Ausdehnung der so zahlreichen Bauernhöfe im Unterland grenzt an das Unglaubliche. Man sehe nur derselben Gebäude u. a. in Egling, Weil, Prittriching, Mehring, in deren je eines man gleich zehn polnische oder ungarische Schlösser hinein-

stellen könnte. Für Neubauten besteht eigentlich das Gesetz, daß nur mit Ziegelplatten das Dach gedeckt werden solle. Dieß wird jedoch häufig unter verschiedenen Ausreden, besonders daß der Dachstuhl nicht stark genug sey, umgangen. Wenn einestheils nicht geläugnet werden kann, daß Stroh- und Schindeldächer für Orte, wo die Häuser nahe beisammen stehen, viel Feuergefährliches haben, so muß anderntheils jedoch zugegeben werden, daß dieselben dem Landmanne billiger, dem Getreide zuträglicher und unserem Erdstrich anpassender sind; davon zu schweigen, daß im Oberlande, wo sich die Dörfer in ihren einzelnen Wohnungen ohnehin ganz vereinöden, von einer Feuergefährlichkeit für die Nachbarn keine Rede seyn kann. Wer auf dem Lande seinem Hause freiwillig ein Plattendach gibt, den plagt jedenfalls der Hoffahrtsteufel; er will, sein Haus soll städtisch aussehen.

Die größeren Häuser haben eine eigene Thüre in das Hausfletz. Bei den älteren und kleineren ist das Stadelthor zugleich der Eingang, und die Tenne bildet das Fletz. Gleich nebenan befindet sich die Stube, allemal ein Eckzimmer mit vier und oft noch mehr Fenstern, darin wird gegessen, während der kältern Jahreszeit auch gekocht und gesponnen, überhaupt jedwede Hantierung getrieben, die im Zimmer thunlich ist. Die so zum Haimgarten kommen, werden darin empfangen. Auch bei ganz Fremden oder Vorgesetzten bleibt dann der Hausvater sitzen oder, wenn er gestanden, setzt er sich nieder, damit die Einladung zum Niederlassen ausdrücken wollend.

Bleibt der Städter gleichwohl stehen, so fragt ihn der Bauer, ob er ihm etwan die Ruhe aus dem Hause tragen wolle. Beide ärgern sich, besonders der Städter über die vermeintliche Grobheit des Bauern, da er dessen zwanglose Einladung selten versteht.

Wer ein Zimmer gesehen hat, hat sie alle gesehen. An der Rückwand befindet sich die Kammerstiegen und der Kachelofen, welcher mit seiner Ofenbank gut ein Viertheil des Gemaches einnimmt. Den Ofen umgeben auf drei Seiten in der Höhe an eisernen Klammern hangend fichtene Stangen, an welchen alles Mögliche zum Trocknen aufgehängt wird. Im Ofen selbst befinden sich einige Koch- und Bratröhren und der Hellhafen. Dieß ist ein eingemauerter irdener Hafen, der zum Wärmen und Sieden des benöthigten Wassers dient. Diese Seite des Ofens heißt deßhalb die Hell. Dieses Wort hat mit dem hochdeutschen Begriff der Hölle, wie mancher der an diesem Orte stattfindenden Feuerhitze halber denken möchte, nichts gemein. Es ist viel älter und steht in Beziehung zu dem alten helan, gibt demnach den Begriff des Verborgenen. — Die Ofenbank ist eine hölzerne Bank mit Kopfgestell, letzteres Faullenzer genannt, auf einer Seite des Ofens; hat sie noch einen Sprüwesack und Federkissen, heißt sie Gautschen; gepolstert und mit einer Rücklehne versehen, wird sie Canapé genannt. Letzteres ist noch selten, erstere beide bilden die große Mehrzahl. Sehr selten dagegen macht sich nun die Lotterbank. Während die erstern sehr schmal sind, hat die Lotterbank Aehnlichkeit mit den Britschen in unsern Wachtzimmern,

so daß immer drei bis vier Leute darauf ruhen können. Unterhalb ihrer befand sich sonst die Hennensteigen. Diesen ist jetzt ein Platz im Stall angewiesen. Niemand mag mehr dieselben im Zimmer haben. Man findet es nur noch bei alten Leuten, die ihrer Angewohnheit treu bleiben; dafür legen ihnen die Hennen der Ofenwärme halber schon um Lichtmessen Eier. Die Ofenbank dient für alle mögliche Gelegenheiten zur Liegerstatt, und gehört zu den Hauptgeräthschaften des Hauses.

Derselben gegenüber im Eck zwischen den Fenstern befindet sich ein großer vier- oder achteckiger Tisch mit Sitzbänken, an dem die ganze Haushaltung, Eltern, Kinder und Ehehalten die fünf verschiedenen Mahle des Tages halten. Hat man eine Stör im Hause, wird deren Arbeit meist auch an diesem Tische verrichtet. Ober demselben an der Wand im Ecke hängt ein geschnitztes Crucifix mit der Mutter Gottes und dem h. Johann dem Evangelisten zu Füßen in Begleitung einiger Tafeln der Hausheiligen, als da sind St. Sebastian, Rochus, Wendelin, Lienhart u. a. Neben der Thüre ist der Milchkasten, auf welchem die Schüsselrem mit möglichst vielen und blankgeputzten Schüsseln, Tellern und Kandeln steht. Hartan befindet sich eine hölzerne Hänguhre, der Weihbrunnkessel und der Salzstein. Letzterer wird um heilig Dreikönig mit geweihtem Salz, Weihbrunnen und diemalen auch mit etwas geweihtem Mehl angerührt und in der Form eines kleinen runden Kuchens auf dem Ofen getrocknet und dann an seiner innern Oeffnung aufgehängt. Wird er feucht, bedeutet es

Regen. Es ist allgemeine Sitte, daß jeder Fremde, wenn er herein oder hinaus tritt, einen Weihbrunnen nimmt; vom Salzstein dagegen bricht nur ein oder das andere der ehelichen Haushaben, wenn es über Land reist, ein kleines Stückl ab und verzehrt es zum Wohlergehen in der Fremde.

Von der Stuben führt eine enge gewundene Stiege in die Kammer, wie man das Schlafgemach heißt, und welches sich immer oberhalb der Stuben befindet. Nur bei großen Bauern, den Wirthen ꝛc. befindet sich mit mehreren Zimmern auch eine eigentliche Treppe im Hause. In der Kammer befindet sich das zweischläfrige Ehebett (eine breite Himmelbettstatt), dann zwei Gewandkästen, einer für den Mann, einer für die Frau, und eine Truhen für die Leinwand und den Flachs. Außerdem steht noch ein und das andere kleine Bettstattl für Kinder in diesem Zimmer, so daß man in Wirklichkeit nur darin schlafen, aber kaum sich rühren kann. Ein Benediktuspfennig, der, soll er recht wirksam seyn, mit einem alten Hufnagel angeschlagen seyn muß; die an heilig Dreikönig mit geweihter Kreide geschriebenen Buchstaben C † M † B; eine Wetterkerzen; Palmkätzeln; ein Trudenfuß von geweihtem rothem Wachs; irgend ein christlicher Haussegen, wie ihn die Landkramer feil haben u. dergl., fehlen in keinem Schlafgemach. Nebenan ist noch eine kleine Kammer, in der steht eine einschläfrige Bettstatt, das Aə˘serlə geheißen, in der schlaft eines der größern Kinder, oder der Mann, wenn die Frau in den Wochen ist. Von dieser Kammer führt eine Thür auf

den Soler, einem offenen Gang um einen Theil des obern Hauses, durch das weit vorspringende Dach vor Regen geschützt. Derselbe soll wo möglich gegen Morgen oder Mittag angebracht seyn, denn auf ihm werden die Betten gesonnt und gelüftet, und darf das Bett nicht wieder herein, bis der Schatten darauf gelegen, sonst trägt man die Sonne in die Bettstatt und mithin die Nachtruhe aus derselben. Diese Laubengänge gereichen einem Hause ebenso sehr zur Zier wie zum Nutzen, und nur der heutigen nichtsnutzigen Bauführung war es gegeben, dieselben, gleich den Erkern in den Städten, abstellen zu wollen. Von genannter Nebenkammer geht auch noch ein Eingang in das sogenannte Kümichkammerl, so sich über der Küche befindet und an dessen Kümich anlehnt. Darin verwahrt man gewöhnlich Kunkeln, Spinnräder und sonst altes Gerassel. Eine Oeffnung im Rauchfang, zur Räucherung eines allda aufzuhängenden Fleisches, kommt aus Ursache des so seltenen Fleischgenusses nicht vor. Die Kuchel ist immer zu ebener Erde, klein, aber reinlich, hat gewöhnlich einen Wassergrand, wo möglich mit fließendem Wasser, und wenn es der Platz leidet, auch nebenan eine Speis mit Keller. Kuchel und Speis sind gerne auf der Seite nach Mitternacht. Ueber der obern Stube ist die Heulege. Neben der Tenne ist der Stall, die Kornkammer und ein Einlegviertel für das Getreide. Im Unterlande hat man häufig die Tenne über dem Stall, so daß von außen auf einer oft zehn Schuh langen Brücke zum Stadelthor hinaufgefahren werden muß. Wenn eines-

theils dadurch unten mehr Raum gewonnen wird, so muß anderntheils das Gebäude um so höher seyn. Es kommt daher nur bei Bauernhöfen vor. Ober dem Viertel befindet sich die Plan, der obere Boden, auf dem ebenfalls das Getreide gelegt wird, und über diesem die Bretten, welche den obersten Boden unter dem Dachfirst bildet und nur in guten Jahren sich anfüllt. Ihr Name kommt von dem das Haus durchziehenden obersten Querbalken, Bretten genannt. Daher heißen auch die Mondsüchtigen, weil sie gerne in die Höhe steigen, hierlands Brettensteiger.

Das Hausgeräthe erneuert sich größtentheils bei jedesmaliger Uebernahme eines neuen Maiers theils durch neue Anschaffung, theils und noch mehr durch das mitgebrachte Geräthe der jungen Frau. Letzteres begreift jedoch mehr die Bettstatt sammt Bett, einem schönen Kleiderkasten ꝛc. Die Einrichtung in der Stuben bleibt oft durch vier oder mehr Menschenalter. Aber sie wird vor der Hochzeit gerne neu bemalt. Bisher war das alles von Fichtenholz mit sehr bunten Farben, meist lichtblau mit roth angestrichen, darin Blumensträuße, an dem Himmel der Bettstatt die Dornenkrone Jesu und das Herz Mariens, auch die Namenszüge der ehelichen Haushaben. Es fängt dieß jedoch an zu verschwinden und einem Anstrich von nußbrauner Farbe Platz zu machen; mehr nach Angeben der Tischler denn der Leute, welche sich, besonders die Müller, deren Leibfarbe das Blau ist, oft mächtig dagegen sperren. Jedoch die Versicherung, daß es nun so Modi seye, übt auch hier ihre Allgewalt.

Die Zimmer sind im Durchschnitt noch alle getäfelt, sowohl die Decken als die Mauersohlen bis zur Höhe der Fenster. Die Höhe der Zimmer beträgt im untern Stock selten viel über sechs Schuh, im obern dagegen oft kaum fünf, so daß Viele nicht einmal aufrecht darin stehen können. Nur die Stuben ist heizbar, doch geht durch die Decke oberhalb des Ofens ein Schieber in die Schlafkammer zum Wärmeeinlassen. An Wärme fehlt es überhaupt auch bei dem Aermsten nicht. Dagegen herrscht vielmehr den Winter durch eine Hitze zum Braten. Den Landleuten ist es aber nie zu warm; immer mit dem Rücken hart am Ofen, zu Hause allzeit die Hauben auf, im Wirthshaus auch den Mantel an. Auch wird im Winter kein Fenster geöffnet. Im Auswärts und Herbste (Ostern und Kirchtag) werden Stuben, Kammern, Fletz, diemalen der Stall und auch das Aeußere des Hauses frisch mit Kalch geweißt, welches kaum von den Aermsten unterlassen wird.

Der Stall bei den Seldnern ist klein, nieder und dunkel, eine wahre Höhle. Nur zu bedauern ist das arme Vieh, daß es durch die immer mehr eindringende Stallfütterung auch den Sommer über in solchen Keuchen zubringen soll. Bei dem geringen Umfang der Wohnungen, wie er bei allen Seldhäusern besteht und welche die ungeheure Mehrzahl bilden, kann dieß gar nie geändert werden ohne bedeutenden Geldaufwand, zu welchem der Seldner täglich mehr die Mittel verliert. Der Seldner bildet den Mittelstand auf dem Lande und fängt bereits an zurückzugehen, wie dieß mit dem Mittelstande

in den Städten schon mit Riesenschritten geschehen ist. In solchem Stalle stehen in der Regel drei Kühe, ein Pferd oder ein Oechslein, ein Kalb oder ein Rind, oft auch ein Schwein, dann befinden sich die Hennen darin, die Milch- und Trinkgeschirre, ein Wassergrand 2c., alles dicht auf einander, manchmal sogar ohne Abfluß des Odels. Gegen die Bezauberungen des Viehes und dessen nächtliches Melken dienen außer den auch in den Zimmern aufbewahrten Palmkätzeln, Sangen, Weihbrunnen 2c. noch Bockshörner, oberhalb der Stallthüre von außen angenagelt. Bauern, die nicht nach dem Futter schauen müssen, halten deßhalb einen lebenden Bock, doch soll er weiß seyn. In den Pferdestallungen hat man ihn sonderlich gerne. Der Dung wird außerhalb des Stalles in dessen Nähe ausgebreitet. Seine Pflege ließ zwar noch vieles zu wünschen übrig, jedoch ist es nicht so gar arg damit bestellt wie Viele meinen. Gehörige Lage nach Mitternacht, guter Zufluß des Odels, häufiges Begießen desselben, selbst eine eigene Odelgrube und fleißiges Ausbreiten finden sich schon sehr häufig. Nächst dem Dunghaufen befindet sich der Abtritt, meist unter dem Laubdach eines nahestehenden Baumes etwas versteckt. Es ist dieß um so nöthiger, da ihm sehr oft eine Thüre fehlt.

Hinten am Hause ist das Pfründstübl angebaut. Eine kleine Stube mit einem Kämmerl, manchmal auch einer Küche, dient dieser Anbau zur Wohnung der Eltern, welche dem Sohne oder der Tochter das Gut übergeben haben. Bei Bauern findet sich wohl auch ein eigenes Häusl für die Austrägler; dieß ist dann auch zweigädig.

zwischen dem Austrägler und dem neuen Maier, sehr häufig statt des Sohnes ein Schwiegersohn, findet leider selten ein gutes Verhältniß statt. Vorzüglich bildet die Ausnahme (die jährlichen Reichnisse an den Pfründner) den Hauptgegenstand des Streites, der oft nur mit dem Tode endigt. In dem Gesangl: Vàdə', wenn ge'ist ə`mál übə'? Hást də' denn no`nit gnuə' ghaust? Schér di ə`màl hintri ì` dei` Stübəl, nim dər ə`pár Erdäpfəl aus! liegt tiefe Wahrheit, und ist darum bei gar manchem Bauern Übə'gébm und nimmə' lébm gleichviel.

Ist das Pfründstübl selten in gutem Zustande, so befindet sich dagegen die Herberg meist im allerschlechtesten. Die Herberg ist ein weiteres Stübl, das manchen Häusern angehängt ist und in dem sich irgend welche der Geschwister oder Kinder früherer Besitzer zeitlebens die Wohnung vorbehalten haben. Das nennt man derselben Herbergsrecht. Sie müssen dies Stübl unterhalten, und da sie es nur dann einmal beziehen, wenn sie Alters oder Krankheit halber nicht mehr dienen können, so kann man sich denken, in welchen baulichen Würden die Herberg steht. Solche, die darin wohnen, werden Insassen genannt. Ihren Kindern fällt die Herberg nimmer zu, denn ledige Kinder fallen auf die Gemeinde; auf die Herberge hin kann aber niemand heirathen. Diese Insassen stören oft des Hauses Fried. Niemand hat sie darum gerne im Hause. Die Stübllent schickt einem der Teufel zu, und ein halbes Haus eine ganze Höll, sagt nicht umsonst das Sprichwort.

Irgend ein kleiner hölzerner Schupfen für die Wagen und jedwedes Ackergeräth steht wohl auch hie und da in die Quere, ist aber neuern Ursprungs. Bei den mehrsten hat dieß noch seinen Platz in der Tenne, und wird, wenn darin gedroschen wird, auf eine Weil hinausgeschoben.

Der Eingang des Hauses ist gerne auf der Seite gen Mittag. Angemalte Heiligenbilder, vor allen St. Florian und St. Lienhart, wohl auch die Muttergottes von Wessobrunn, finden sich häufig ober der Thüre, ebenso der schöne Spruch: Gelobt sey Jesus Christus in Ewigkeit, welcher übrigens als Begrüßungsform gänzlich verschwunden ist. Neben der Thüre befindet sich eine Bank, die heißt man die Sonnenbank; auf ihr rastet man des Sommers am Abend aus, pflegt des Haimgartens, und das Weib verrichtet da wohl auch häusliche Arbeit. Nächst dieser Bank oder am Eck des Hauses hat der Hund seine Liegerstatt. Ist er angebunden, dann zieht sich eine Stange am Hause hin, an welcher der Hund mit seiner Kette hin und her laufen und das Haus vertheidigen kann. Dann kann kein Fremder zur Thüre hinein, der Hullafaß riße ihm zuvor einige Fetzen vom Leib. Der ächte bayrische Fanghund ist ein fester bissiger Köter und, weil ihm der Schweif abgehauen, von gedrungenem Hinterbau. Seine Wildheit ist des Bauern Stolz, und die Hundhetze ein allgemeines Vergnügen.

Vor dem Hause ist der kleine Wurzgarten, darin werden Blumen, Rettig, Rahnen, Salat und die kleinen Krautpflanzen, die später auf die Krautäcker versetzt

werden, gezogen. Jedermann hat die Blumen gerne und pflegt deren im Winter so viele in der Stuben als er Platz hat. Ein schöner oft vier Schuh hoher Buxbaum fehlt in keinem Wurzgarten. Deßgleichen steht da häufig in den Zaun verflochten der Säving.

Das Ganze umgibt eine Wiese, der Hausgarten genannt, mindestens ein Drittel Tagwerk groß, darinnen stehen Obstbäume, Aepfel, Zwetschgen, Kriechen, Kirschen, Wälschnüsse u. dgl., die je nach ihrem geschützten Standort ihre Früchte tragen. In dem Geäste dieser Bäume sind Staarenkobel (ausgehöhlte Fichtenstöcke) angebracht. Da nisten und brüten im Frühjahr die Staaren, erfreuen den Eigner des Hauses mit ihrem fröhlichen Gesang. Nie werden die Jungen ausgenommen, im Gegentheil die Staaren hegt man nach Herzenslust. Nie fehlt auch der Hollunder, oft zu einem starken Baum erwachsen, der seine Zweige über das Dach des Hauses ausbreitet. Er steht allzeit nächst demselben, und ist ihm eine besondere Verehrung geweiht. Um jemanden, mit dem man im Streit, fast zu vergrämen, bedarf es nur seinen Hollerbaum zu schädigen; dieß wird er in Jahrzehnten nicht vergessen. Unter seinem Laubdach dengelt der Landmann im Sommer gerne seine Segesen und Sicheln. Die Hollerblüh wird in Schmalz gebachen um Johanni als Festessen genossen, und die reifen Beeren ißt man Herbst und Winter hindurch mit Vorliebe als Hollermues.

Seit einigen Jahrzehnten verschimpft die sonst meistens so malerisch hingeworfenen Gehöfte ein kleines

backsteinernes Gebäude, der Backofen, welcher Feuergefährlichkeit halber aus den Häusern heraus einschichtig im Freien erbaut werden mußte. Hätte man damals, als jeder einzelne Hausbesitzer gezwungen wurde, für Erbauung seines neuen Backofens die Geldsumme von allermindestens zwanzig Gulden auszugeben, jede einzelne Gemeinde angehalten, einen einzigen Backofen für die Gesammtgemeinde zu bauen, so wäre damals viel Geld und für alle Zeit viel Holz erspart worden, aber wenn hätte je ein hochlöbliches Landgericht wegen der ihm zukommenden Befehle und deren beste Instandsetzung über den Wortlaut hinaus viel nachgedacht! Mit der Feuergefährlichkeit war es übrigens nicht weit her. Es ist gerade so wie mit den Kaminen. Früher hatten die Häuser auch keine Schornsteine; es gibt noch welche. Nun da sollte man meinen, es müßte Alles im Feuer aufgehen, es ist aber nicht der Fall. Wer solche uralte Häuser gesehen, in denen eben der Rauch hinausgeht wo er kann und das Dach so ganz schwarz von Rueß, aber eben deßhalb unverwüstlich, denn es kann den Schindeln weder Nässe noch Wurmfraß mehr an, auch regnet noch wehet es ein, der wird anderer Meinung. Die wahre und größte Feuergefährlichkeit liegt in den Brand-Assekuranzen und der leichtsinnigen Art der übertriebenen Einschätzung. Die Hausbeleuchtung besteht den Winter hindurch in Oel (in blechenen oder in irdenen Ampeln) und in schlechten Unschlitt (Inschlt)-Kerzen mit einem Dochte aus Kienholz statt der Baumwolle, letztere jedoch nur während einer Stör. Im Sommer bedarf man gar

kein Licht, da man mit der Sonne schlafen geht. Zwei bis drei Stunden oberhalb Landsbergs geht schon das Kienleuchten an; dieß ist eine Beleuchtung aus Spänen von Föhren- oder Buchenholz; Latschen (Legföhren) wären die besten, welche in einem eigens dafür in jeder Stuben gebauten kleinen Kamine (Rendofen), je immer nur ein Span, angezündet werden, und mehr Helle denn Oel und Unschlitt geben, und noch dazu nichts kosten. So ein Span ist seine drei Schuh lang, und bildet das Spanschneiden eine Beschäftigung der Buben, während des Spinnens der Dirnen in den Winterabenden.

Auf dem Dache des Hauses gegen den First zu, doch in der Richtung der Hausthüre, steht in einem Scherben die Hauswurz (semper vivum tectorum). Sie sichert das Haus vor dem wilden Feuer (dem Blitzschlag) und wird hoch verehrt. Gewitterableiter kennt man in den Landstädten nur dem Namen nach, auf dem Lande selbst ist Namen wie Sache gänzlich unbekannt.

Noch muß ich der Hausatter erwähnen. Ihrer hat jedes Haus eine; sie ist weder giftig noch den Hausbewohnern feind. Wenn sie klappert muß eines im Hause sterben. Auf den Betten, wenn sie gesonnt werden, in der Kuchel und auf dem Brunnengrand kann man sie diemalen sitzen sehen.

Geburt, Hochzeit, Tod.

Kinder sind ein Segen Gottes, kommen ihrer viele, wird der Segen leicht zu groß. Daß die Armen mehr damit heimgesucht werden als die Reichen, ist bekannt. Gar mancher vermögliche Bauer jammert vergebens nach einem Stammeserben, während bei seinem nächsten Nachbarn dem Leerhäusler es von kleinen hungrigen Mäulern wimmelt. Im Durchschnitt werden jedoch viele Kinder erzeugt, man darf sogar ein volles Dutzend auf eine Ehe rechnen. Das erste und zweite Kind, besonders wenn ein Knabe darunter, sehen die Eltern gerne, alle aber, welche nach diesen kommen, werden nicht mehr freudig bewillkommnet. Uebrigens bleiben von diesen vielen Kindern wenige, man darf ihrer höchstens vier auf das Dutzend annehmen, die andern himmeln meist schon sehr früh. Bei kleinen Kindern, die sterben, hat man selten großes Leid, ist ein schöner Engel im Himmel, wir haben noch genug an den übrigen. Stirbt aber ein größeres Kind, das bald bei der Arbeit an die Hand gehen könnte, so ist das Bedauern allgemein: es hat schon so viele Arbeit und Mühe gekostet, nun war das all umsonst, lieber hätte eines von den Kleinen gehimmelt. Die rauhe Kost und die geringe Sorgfalt, die besonders den Seldnerskindern zu Theil wird, mag

eine der Hauptursachen dieser großen und frühzeitigen Sterblichkeit seyn, doch trägt sicher nicht wenig dazu bei, daß erst wenn das Kind so zu sagen den Tod schon im Leibe hat, man einen ordentlichen Arzt um Hülfe angeht. — Weiber, die guter Hoffnung sind, arbeiten fort bis zur letzten Stunde der Niederkunft. Wenn sie auch dadurch eine leichtere Kindhabung halten, so altern sie dagegen erstaunlich früh. Mit dreißig Jahren ist keine Spur früherer Schönheit mehr vorhanden. Es mag dieß jedoch um vieles mehr in der geringen Schonung nach der Niederkunft seine Ursache haben; denn wenn schon nur der Ausdruck Sechswöchnerin gang und gäbe ist, so kommt doch eine sechs Wochen lange Schonung selbst bei den reichsten Bäuerinnen nicht vor. Mehr als drei Wochen halten sich wenige dieser, die Seldnerinnen aber sieht man schon nach acht Tagen wieder zur Arbeit greifen. Der erste Ausgang nach dem Wochenbett ist in die Kirche, wo die Kindbetterin sich aussegnen läßt, was man fürhergehen (fürchə'gə˜) heißt. Es ist dieß dem Hinterhinkommen (hinterikemmə˜), in die Wochen kommen, entgegengesetzt. Die Aussegnung geschieht allzeit nur an Werktagen, besonders gerne aber in Frauenkirchen. Sollte vor dem Fürhergehen eine Sechswöchnerin allenfalls bei schöner Witterung herunter aus der Kammer in den Hausgarten gehen, so setzt sie allemal den Hut ihres Mannes auf, damit ihr nichts Böses zustoßt, d. h. von Hexen oder Verneiderinnen nichts angethan wird. Ebenso trägt sie während der Zeit des Wochenbettes ein Stück von dem rothen Wachs-

stock, so an Lichtmeß geweiht wird, in einem Ring verflochten, um das rechte Handgelenk, und sollte sie schenken, was aber ganz außergewöhnlich ist, einen Trudenfuß von diesem Wachs zu mitten der beiden Brüste. Aus dem Hause einer Kindbetterin darf nichts hergeliehen werden, dieß bringt Mutter und Kind Unglück; ebensowenig darf sie selbst während der Zeit spinnen, das deutete für den Kleinen auf einen bösen Tod. — Nur verheirathete Leute sind auch Gevattersleute, doch steht immer nur eine Familie zur andern in solcher Beziehung, und es mögen noch so viele Kinder kommen, der Gevattersmann und die Gevattersfrau ist allzeit der- und dieselbe. Bei der Taufe, welche sehr bald nach der Geburt in der Pfarrkirche statt hat, befinden sich bloß der Gevatter und die Hebamme; nach derselben ist zu Hause ein kleines Kindelmahl. Die Gevattersleute weisen bei solcher Gelegenheit, diemalen auch die Nachbarn, und zwar immer Meth, Semmeln, Eier und dürre Zwetschgen. Dieß genießt die Kindbetterin. Die Namen der ersten Kinder werden gewöhnlich aus der Freundschaft genommen, die der nachfolgenden schöpft in der Regel der Pfarrer und zwar vom Heiligen des Tages, so daß Namen wie Cirillus, Castulus, Isidor, Pantaleon, Thrasibul, Bibiana, Afra, Scholastika, oder Adolf, Hugo, Eduard, Thasilo, Adelgunde, Emilie ꝛc. durchaus nichts seltenes sind. Uebrigens kommt es häufig vor, daß ein Vater sich gerade auf einen Namen steift, wo denn gleich mehrere Kinder einen und denselben haben, der älter Jürgel, der mittler Jürgel, der jünger Jürgel u. s. f. Darauf geht auch

ein gar lustiges Lied, wo der Pfarrer und der Gevatter einem solchen Bauern, der schon drei Zachariesle hatte, den ganzen Kalender hersagen, fragend: magst kaə˜ Hansl, magst kaə˜ Franzl? etc. und wo er immer verneinend antwortet: Zachariəsl war so schö˜, so leicht zu verstə˜! — Die wenigsten Kinder trinken, wie schon gesagt, an der Mutter Brust, beinahe alle werden mit Mues aufgezogen und haben Tag und Nacht einen Zuzel im Mund. Das Mues besteht aus Mehl und Milch und im Zuzel ist gewöhnliches Schwarzbrod. Wird jedoch ein Kind an der Mutterbrust gestillt, so darf es nicht abgewöhnt werden, wenn zur Saat geackert wird, sondern soll der Acker im Sommer voll Getreide stehen, oder im Winter mit Schnee bedeckt seyn. Geschwister von kaum fünf Jahren müssen neben der Wiegen sitzen und dieselbe gautschen, bis der neue Sprößling in Schlaf launelt. Es trifft sich oft, daß solche kleine Kinder den größern Theil des Tages allein im Hause eingeschlossen sind. Wie sorgfältig demnach das neugeborne Kind gehütet wird, läßt sich leicht denken. So sterben denn ihrer gar viele jungerheit dahin! Dieß liegt jedoch weder in einer Rohheit noch in der mindern Liebe der Eltern gegen ihre Kinder; wer sich das tägliche Brod verdienen muß, hat sonderlich zur Sommerzeit keine andere Wahl: er kann seiner Kinder nicht warten, wie es der Reiche thut. Die innere Liebe ist jedenfalls die gleiche. — Mit der Kinder Begräbniß geht es nicht minder klein und stille zu. Liegt das Kind in Zügen, brennt eine geweihte Kerzen, doch im Augenblick des Todes löscht man

dieselbe aus und zündet eine gewöhnliche Oelampel an. Das Grab macht der Meßner, dem Gräbniß wohnen bloß die Eltern, oder wenn gleich nach der Geburt der Vater und die Hebamme bei. Der Vater trägt den kleinen Sarg wohl gleich selbst unterm Arm auf den Freithof. Auf das Grab stellt man ein Krönl von Buchsbaum oder Singrün und ein kleines schwarzes Kreuz von Holz. Stirbt eine junge Frau im ersten Kindbett, bleibt Mutter und Kind beisammen, so steht einer solchen der Himmel offen. Man legt ihr alsdann das Kind in die Arme und begräbt sie als eine reine Jungfrau. Jungfrauen tragen sie zu Grabe und auf ihr Grab wird ein Jungfrauenkrönl gelegt.

Geht es derart bei der Geburt gar klein auf dem Lande zu, so ist eine Hochzeit dagegen einer der festlich-fröhlichsten Tage nicht nur für Bräutigam und Braut selbst und deren Gefolge, sondern auch für die Gemeinde und oft für die Umgegend überhaupt.

Da nur derjenige heirathen kann, der ein bei der Gemeinde stimmberechtigtes Anwesen besitzt, der Geistliche ihn sogar nur dann erst trauen darf, wenn solches Anwesen gerichtlich auf ihn verbrieft worden ist, so können selbstverständlich sogenannte Winkelheirathen nicht vorkommen. Alles trägt daher bei der Hochzeit noch den alten ehrbaren und selbstbewußten Charakter, den ein, wenn auch kleiner Besitz, immer verleihen wird.

Das Haim kann durch den Tod oder die Uebergabe

der Eltern, durch Heirath oder aber durch Kauf erworben werden. Elterliche Uebergabe oder Anheirathung, sonderlich mit Wittwen, sind die gewöhnlicheren Erwerbsarten. Der Tag, an welchem das Gericht die Umschreibung vornimmt, heißt die Stuelfeste. Indem Bräutigam und Braut ein gerichtliches Ehegelöbniß ablegen, heirathen sie sich brieflich in der Regel das ganze Besitzthum gegenseitig an. Etwelche aus der Freundschaft wohnen allzeit der Stuelfeste als Zeugen bei und beschließen das Ganze dann mit einem kleinen Schmause in einem Wirthshause des Gerichtsortes.

Ist die Stuelfeste gehörig abgemacht, und alles zur Hochzeit bereit, dann läßt man ein solches durch den Hochzeitlader, der sich dazu festtäglich anlegt, mit einem rothseidenen Bande auf der rechten Seite des Rockes geziert, allen Freunden und Nachbarn, im Orte sowohl wie in der Umgegend, unter folgendem Spruch ansagen: Es wird euch nicht mehr unbekannt seyn, daß sich seit einigen Tagen der ehr= und tugendsame Jüngling N. von N. mit der ehr= und tugendreichen Jungfrau N. von N. in ein eheliches Verbündniß eingelassen hat, wozu am künftigen Wochentag . . dieß Monats um halb zehn Uhr des Morgens in dem lobwürdigen Pfarr=Gotteshaus des heiligen N. in N. die priesterliche Copulation vorgenommen wird; und nach derselben wird bei dem ehrengeachteten N., Wirth und Gastgeb daselbst, das gewöhnliche Hochzeitsmahl gegeben, wozu ihr höflichst inventirt und eingeladen seyd. — Freunden, die sehr entfernt wohnen, schickt man statt des Ansagers ein gedrucktes Ladschreiben.

Drei bis vier Tage vor der Hochzeit kommt der Kuchelwagen, wo möglich mit vier Rossen bespannt, Leitseil, Geißel und Geschirr mit rothseidenen Bändern verziert. Dieser Wagen überbringt die Fertigung, bestehend in einer Bettstatt, einem Bett, einem Kleiderkasten, und wenn der Wagen von der Braut aus kommt, auch einer Wiegen und einer Kunkel. Letztere ist besonders schön verziert und muß von der Hochzeiterin gehalten werden. Ihr zur Seiten sitzt die Natherin und hinten bei der neugefertigten Tischlerwaare der Schreiner. In manchen Dörfern sitzt statt der Hochzeiterin deren Kranzljungfer, die Nächstin genannt, auf dem Kuchelwagen, dem hinten angebunden allzeit noch eine schöne Kuh oder ein stattliches Rind folgen muß.

Am Hochzeittag selbst, der allzeit ein Montag oder Dienstag, nie aber ein Feiertag seyn soll, wird die Braut oder der Bräutigam von den Buben des Orts, wohinein geheirathet wird, zu Pferd abgeholt. Bei einer richtigen Bauernhochzeit kann man da leicht sechzig und selbst hundert und mehr Bursche vor dem Wagen, darin die Brautperson im festlichen Schmucke allein sitzt, herreiten sehen; das Sattelzeug mit blinkendem Natterngebiß belegt und Roß und Reiter in flatternder Bänder Zier. Im Hause des Bräutigams wie der Braut, bei Abholung und Uebergabe, erhalten dann die Buben den gebührenden Trunk, der unter keinem kleinen Juhschrei genossen wird. Kommenden Sonntag darauf folgt dann noch eine freie Bewirthung mit Bier und Brod im Wirthshause, nach

welcher gewöhnlich ein Weitrennen, Sack- und Ranzenlaufen u. dergl. stattfinden.

Mittlerweile haben sich alle Freunde und Nachbarn im Brauthause versammelt, auch wohl Flachs, Teller, Löffel, Hauseinrichtung, nie aber Geld geweist, und richten sich nun zum paarweisen Marsch unter Vorantritt lustig aufblasender Musikanten in das Wirthshaus zur Morgensuppen, welche man mit einer Beilage von Würsten und Bier genießt. Während dem theilt die Natherin den Rosmarin aus. Zuerst erhalten denselben die Brautpersonen in Form eines Kranzes; die Hochzeiterin auf ihren Kopf um das Krönl, so aus Perlen, Schmuck und Bändern besteht, durch welches eine lange silberne Nadel gesteckt ist; der Hochzeiter aber um seinen Hut mit einem tüchtigen Blumenstrauß vor die Brust. Dann näht die Natherin allen männlichen Gästen einen Rosmarinzweig auf deren Hüte, wofür sie sechs bis zwölf Kreuzer von jedem erhält. Frauen bringen dagegen ihren Rosmarin selber mit. Ist der Hochzeiter kein Jüngling oder die Hochzeiterin keine Jungfrau mehr, dann fallen auch Krönl und Kranz weg, und die Nächsten und Nächstinnen dürfen nur aus den Ledigen genommen werden. Kein Jüngling und keine Jungfrau gäbe solchen sich zum Nächsten her. Dieß wäre ihnen zu großer Schande. Bräutigam oder Braut tragen dann nur einen einfachen Rosmarinzweig auf der Brust.

Nach genossener Morgensuppe richtet sich der Zug auf's neue und geht unter abermaligem Vortritt der blasenden Musikanten in die Pfarrkirche. Nur die Braut erhält einen Ring, den Mächelring (von Gemachel) der

allzeit von Silber mit einem rothen Steine verfertigt ist. Die kirchliche Trauung ist wie überall die gleiche. Wenn dieselbe beendigt, dann geht Alles zum Opfer um den Hochaltar. Hat bisher die Musik in ernsten Weisen sich gefallen, so geht sie nun in die lustigsten Tanzstückeln über, und fällt dann beim Genuß des Johannesweins mit rauschenden Trompetenstößen ein. Wenn nämlich die Brautpersonen und das Brautvolk der Reihe nach um den Hochaltar herumkommen, steht auf der linken Seite desselben der Pfarrer mit einem eigens hierzu gefertigten Kelche, angefüllt mit dem Wein, der am Festtage des heil. Johannes des Evangelisten geweiht wird, und gibt jedem daraus die Johanneslieb zu trinken mit dem Spruche: Gsengs Dir Gott! Hochzeiter und Hochzeiterin thun zwei Schluck, das Gefolge nur einen unter der gehörigen Kniebeugung zuvor. Dann geht Alles hinaus an die erbliche Grabstätte des Hauses, gedenkt der Verstorbenen in einem andächtigen Vaterunser und gibt demselben einen Weihbrunnen. Hierauf zieht der ganze Zug wieder ins Wirthshaus zum Hochzeitsmahl. Dasselbe dauert allezeit von eilf bis sechs Uhr Abends, denn zwischen jeder Richt (eine Speise mit Zubehör; es müssen stets sieben Richten seyn) wird getanzt, aber nur von dem Hochzeitsgefolge. Erst nach dem Abdanken kann tanzen wer mag. Das Mahl bezahlen die Gäste, und geben überdieß noch ein stattliches Geschenk an Geld, welches man weisen heißt. Eine kleine Hochzeit ist jedem Wirthe lieber als eine große Kirchweih, denn der Gewinn, wie Ruhe und Ordnung, sind ungleich größer. Eine schöne Hochzeit gibt zugleich

einen Feiertag für einen Umkreis von zwei bis drei Stunden und der Zuspruch im Wirthshaus ist allgemein. Wenn beim Hochzeitsmahl das Brühfleisch (Rindfleisch in recht saurer Brühe) erscheint, es ist dieß die letzte Richt, so tritt der Abdanker vor und beendigt das Mahl mit folgender Rede, welche von Friedberg bis Schongau so ziemlich überall die Gleiche ist.

Nun, meine wertheste Hochzeitsgäst! naht sich das End unseres Hochzeitmahles, darum Stille ab auf eine kleine Weil nit von meinetwegen, sondern weil ich im Namen des ehrsamen Brautpaares etwas vorzutragen habe.

Vor allem muß ich fragen, haben Sie je eine schönere Hochzeit gesehen? Weil die höchste Ehr heute dem ehrsamen Brautpaar gehört, haben wir vor allem in der Kirche zu Gott um das Wohlergehen der Brautleute gefleht. Hienach war der Herr Wirth der brave Mann, der uns ein schönes Hochzeitmahl bereitete. Dabei muß ich gleich fragen, ob auch alle genug haben. Sagen Sie es nur gleich und nicht erst nach acht oder vierzehn Tagen.

(Hier rufen alle Gäste: Sach genug.)

In der Kirche die gebührende Andacht, beim Mahl die erforderliche Mäßigkeit, das sind zwei schöne Stück. Ich glaube daher, wäre heut wie bei der Hochzeit in Kanaan der Herr Jesus und seine Mutter zugegen, sie würden an uns ihr Wohlgefallen haben. Wann wir die Ansteckung des Mächelrings, die Umwicklung der geweihten Stola, den Abrahamssegen und am End den Johannessegen betrachten, finden wir lauter Dinge, die auf die eheliche Lieb und Treue abzwecken, doch

Ohne Kinder ehelig Leben
Wird uns keine Freude geben.

Darum vermehret euch hat Gott schon im alten Bunde zu den Patriarchen gesagt, und schon im Paradiese den Ehestand eingesetzt, weil Er ihn für den ersten und nöthigsten Stand hielt, worin das menschliche Geschlecht fortgepflanzt, der König mit guten Unterthanen, das Vaterland mit tapfern Soldaten, die Kirche mit guten Christen und der Himmel mit Heiligen erfüllt wird, um jene leeren Stühle wieder zu besetzen, von welchen die rebellischen Engel sammt ihrem stolzen Hauptmann Luzifer sind herabgestürzt worden.

Also liebt der Mann das Weib ebenso wie seinen Leib,
Also liebt das Weib den Mann ganz von Herzen wie sie kann.

Wenn das der Sinn des Brautvolkes ist, so wird Jesus Christus nit nur an ihrem Ehrentage, sondern all die Täge ihres Lebens in ihrem Hause gegenwärtig seyn, Er wird sie zu Tisch und Bett segnen. Das ist etwas Schönes, wann Mann und Weib gleichheitlich am Ehewagen ziehen, geduldig die gegenseitigen Mängel tragen, in Krankheit und Trübsal einander zu Troste stehen. Aber wenn Mann und Weib nur aus Wollust zusammengehen, wie die Pferd und die Steinesel, die keinen Verstand haben, denen sticht der Wehestand bald den Staar, sie haben eine fortdauernde Hölle dahier. Nur beständige Liebe, unverbrüchliche Treue und wechselseitige Hülfe werden süßen Frieden geben. Der Frieden bringt

Glück, Gesundheit und Gedeihen, er kommt aber weder vom Geld, noch von der Schönheit, sondern allein vom Himmel, darum gebet stets dem Himmel allein die Ehr.

Das Hochzeitmahl war schon recht brav
Und wirklich sind wir alle satt;
Der Wirth hat trefflich uns bewirth
Und nichts hat uns allhie fallirt.
Frau Wirthin hat nach gewohnter Art
Speis und Trunk gar wohl gepaart,
Die Suppen voll Gewürzen schmeckt,
Gut und sauer waren Kuttelfleck.
Auch's Rindfleisch war gut zugericht,
Am lieben Brode fehlt es nicht;
Die Plunzen waren rar und fett,
Der Braten kostbar vor uns steht.
Das Brühleinfleisch recht zänkelicht war
Und Zwetschgen kleckten auf ein Haar;
Das Bier so braun, der Faim so weiß,
Er stärkt den Magen und den Geist.
Die Aufwartung so flugs und fein
Und die Musikanten blasen drein;
Gut ist's also in hiesiger Tafern,
Drum lasset itzt die Vivat hören!

Der vorzüglichste Dank gebührt immer dem, der alles Gute gibt und fügt, dem allgütigen Vater im Himmel.

Nach Gott danket das hochgeehrte Brautpaar unserem hochwürdigen und hochgelehrten Herrn Pfarrer und Seelsorger allhier, welcher die feierliche Einsegnung vollbracht hat. Macht man ihm auf ein fröhliches Vivat!

(Alle stehen auf und rufen: Vivat, er soll leben! dabei blasen die Musikanten einen Tusch.)

Nun muß ich fragen, wo ist denn der ehrsamen Hochzeiter ihr Vater (Mutter, Bruder 2c.)? Ach leider er (sie) ist nicht mehr hier, wir haben ja nach dem Gottesdienst ihr Grab besucht. Gott hat ihn (sie) schon (hier wird die Todeszeit genannt) abgerufen, sein Urtheil ist unerforschlich und seine Gerechtigkeit will von uns den letzten Heller bezahlt wissen. Sollte er (sie) daher noch im Fegfeuer leiden, und wirklich ist's mir, als hörte ich ihn (sie) rufen: Misseremini (miserere) mei! erbarmet euch meiner, daß wir bald aus diesem feurigen Kerker erlöset werden.

(Der Hochzeitlader kniet nun nieder und alle beten ein Vaterunser und Ave Maria; während dem bringt die Wirthin einen großen Korb, darin für jeden Gast ein Stück Kalbs- und Schweinebraten, jedes sauber in ein Papier gewickelt, liegt. Der Abdanker spricht nach dem Gebet darum:

Itzt kommt der letzte Braten,
Ich werde jedem rathen,
Ihn einzuschieben ganz,
Dann lustig auf zum Tanz.

Nun nimmt der Abdanker einen Teller und spricht weiter:

Ich komm jetzt zu dem Weisen,
Laß drum den Teller kreisen,
Brav Thaler hör' ich klingen,
Laßt's nur in Schüssel springen,

Das macht euch eine Ehr,
Man kann's vergleichen mehr.

Während dem geht er um den ganzen Tisch und sammelt bei allen Hochzeitsgästen das Mahlgeld und das übliche Geldgeschenk für die Brautleute ein. Wenn dieß fertig, ruft er: Und nun, Musikanten, blaset mir auf ein Vivat zu Ehren der ganzen hoch ansehnlichen Gesellschaft.

Es lebe der Herr Hochzeiter!
Es lebe die Jungfrau Hochzeiterin!
Es leben alle Hochzeitgäste!
Es lebe der Abdanker! (rufen die Gäste.)
Es lebe die ganze Gesellschaft.

Nach jedem Absatz blasen die Musikanten eines und alle rufen: Vivat, er (sie) soll leben.

Nach dieser Abdankung geht es zum allgemeinen Tanz, wo denn oft noch die halbe Nacht durchtanzt wird.

Wenn die Brautleute sich endlich nach Hause begeben, tritt ihnen zu guter Letzt nochmals die Musik voran, und blast ihnen auf, bis sie sich niedergelegt haben.

Acht Tage nach der Hochzeit essen die neuen Eheleute bei den Eltern der jungen Frau, auch wenn es auswärts seyn müßte, und bedanken sich für alles Gute und Liebe. Es wird ein förmliches Mahl gehalten und wird dieß das Löffelhohlen genannt, obgleich dabei keine Löffel mehr überreicht werden, wenn ein solches überhaupt jemals der Fall gewesen ist.

Sterben ist ein altes Herkommen und ein ewiges Dableiben. Die Sterblichkeit auf dem Lande ist unter den Kindern, wie schon gesagt, sehr groß. Wer aber einmal die erste Jugend überstanden hat, wird meist alt. Das gewöhnlichste Gebrechen unter den Männern ist der Leibschaden, daher schreiben sich die mehrsten der Krankheiten, doch sterben Viele an Alter und Entkräftung. — Kommt es einmal dahin, so ist die erste Sorge, daß der Kranke ordentlich versehen werde. Man schickt deßhalb nach dem Pfarrer, welcher, indem er in der Kirche die heilige Wegzehrung holt, zugleich zum Versehen läuten läßt, wo dann Jedermann, der nur die Weil hat, herbei eilt, um den Pfarrer zum Hause des Sterbenden zu begleiten. Vor dem Hause wartet man, bis der Pfarrer wieder heraustritt, betet laut in der Gesammtheit Vaterunser und Gelobt sey das allerheiligste Altar-Sacrament, und kehrt mit dem Pfarrer in ernster Fassung in die Kirche zurück, woselbst er mit dem Viatikum dem Volke den Segen gibt. Stirbt der Kranke, wird alsogleich zur Schiedung geläutet. Wer immer dieß hört, im Dorfe oder im Feld, opfert ein Ave Maria und die fünf Wunden für des Abgeleibten selige Hinfahrt auf. Vom Hause des Verstorbenen aus wird umgehend die Anzeige beim Landarzt gemacht, damit er die Todtenschau vornimmt, wofür er 48 Kreuzer zu erhalten hat. Erst nach ausgestelltem Todtenschein wird der Pfarrer und die Todtentruhe bestellt. Mittlerweile wird der Todte mit Essig gewaschen und gestreckt. Dieß geschieht von alten Weibern, meist solchen, die ledig oder verwittibt sind.

Neben dem Leichnam brennt bei einem Crucifix und einem Weihbrunnen, darin ein Zweig des Buxbaums liegt, die geweihte Sterbkerzen. Eine Stunde nach dem Tode nimmt man den Leichnam aus dem Bett und legt ihn auf ein schon hiezu hergerichtetes Brett in die Haustenne oder bei Bauern in eine Nebenkammer. Er wird darauf ganz angekleidet, jedoch ohne Stiefel oder Schuhe (Reiche lassen oft ganz neue Sterbkleider machen) und erhält eine schwarze wollene Schlafhauben auf den Kopf. In die Hände gibt man ihm einen hochgeweihten Beter, einen Wachsstock und diemalen auch irgend ein Amulet, sonderlich gerne den Benediktuspfennig. Wenn das Gesicht des Todten weich bleibt, nit gstarr wird, oder gar die Augen aufbehält, ist es ein böses ängstliches Zeichen: er holt dann binnen Jahresfrist einen aus dem Hause oder der Nachbarschaft zum Tode ab. Damit er nicht wiederkehre, reckt man ihn am großen Fußzehen, oder man schüttet wohl auch, sobald er hinausgetragen worden, einen Schapfen frisches Wasser auf die Thürschwelle. Die Leichenwacht halten die Nachbarn, doch nur des Nachts, unter Beten, Essen und Trinken; dazu erhalten sie Brod und Branntwein. Ebenso wird von den Nachbarn das Grab gegraben und der Leichnam auf den Freithof getragen; dafür gibt man jedem fünfzehn Kreuzer, wogegen er aber vier Wochen lang jeden Sonntag in der Kirche einen Zweiring opfert. — Es ist ein alter Gebrauch, doch mehr gegen die Amper zu allgemein üblich, daß man das Brett, darauf der Todte gelegen, malen und mit dessen Grabschrift nebst irgend einem

schönen Spruch beschreiben läßt; darauf stellt man es an Feldkapellen, Straßen, sonderlich gern an Wegscheiden ꝛc., auch im Holze auf, wo man ganze Haufen solcher Sterbbretter aufgesteckt sehen kann, die des Nachts einem einsamen Wanderer im falben Dämmerschein kein heimliches Gedenke zurufen.

Die Sterbanzeige an die Freunde und Nachbarn übernimmt im Dorfe der Todansager, welcher mit dem Hochzeitlader ein und dieselbe Person ist. Dafür erhält er für jedes Haus zwei Kreuzer; auswärts müssen es die Trauernden selbst besorgen. Eingeladen wird nicht nur die ganze Freundschaft und Nachbarschaft, sondern auch bei Gewerben die Hauptkundschaft, vorzüglich bei den Müllern die Mahlbauern, welche alle sowohl dem Begräbniß als den drei Gottesdiensten beiwohnen. Der erste Seelengottesdienst findet unmittelbar nach dem Begräbniß statt und heißt des Absingens des Libera willen die Besingniß. Das zweite Seelenamt wird der Siebent genannt, weil es vor Alters sieben Tage nach dem ersten Amt abgehalten wurde, welche Zeit aber jetzt nimmer eingehalten wird. Nach jedem dieser beiden Gottesdienste versammelt sich das Leichengefolge im Haus des Verstorbenen zu einem kurzen Leichtrunk und kehrt dann also bald heim. Anders ist es aber mit dem Dreißigst, welcher seinen Namen eben daher wie der Siebent, obwohl jetzt keine dreißig Tage mehr abgewartet werden, gewöhnlich nur vierzehn. Zu diesem Gottesdienste werden von vermöglichen Bauern so viele Geistliche gesucht, als nur immer können gefunden werden zum Seelamt, zum Lobamt, zur

Vigil, zu möglichst vielen Nebenmessen. Alle Geladenen gehen dabei zum Opfer auf den drei Altären für des Abgeleibten Ruhe. Wenn nach dem mehrere Stunden dauernden Gottesdienste der Pfarrer den Weihbrunnen gegeben, tritt dann der Sterbansager vor und sagt: Alle werthesten Gäste und Freunde sind freundlichst eingeladen zu einem Dreißigstmahl bei dem Tafernwirth dahier, worauf der Herr Pfarrer mit seinen Geistlichen, und die Kläger mit dem Leichengefolge sich in das Wirthshaus begeben, wodann das Todtenmahl beginnt. Die Geistlichen werden allzeit in einem besondern Zimmer mit einem förmlichen Mahl ausgespeist und nach demselben auf Kosten der Kläger nach Hause gefahren. Das Leichengefolge wird jedoch je nach dem Vermögen des Verstorbenen nur mit Bier, Brod und Bretzen bewirthet oder aber auch mit einem Mahl. Letzteres besteht aus Suppe, Voressen und verschiedenen Braten, dann Bier so viel einer trinken mag und Bretzen. Zum Dreißigst eines Bauern, Wirthes oder Müllers, besonders des letztern, wo noch viele Mahlbauern erscheinen, kommen oft an hundert oder noch viel mehr Kläger, so daß der Dreißigst beim Wirth allein nie unter sechzig, oft aber weit über hundert Gulden macht. Der Dreißigst ist demnach dem Wirthe gleich einer Hochzeit lieber und einträglicher als die Kirchweih; denn außer den geladenen Gästen versammeln sich auf den Abend in der allgemeinen Zechstuben eine Menge Menschen von den umliegenden Dörfern zur geselligen Nachfeier. Erst gegen Abend endet ein ordentliches Dreißigstmahl, wo dann der Todansager

folgenderart abdankt: Hochansehnliche Freund und Nachbarn! ich bitte, schweigt eine kleine Weil, nit von meinetwegen, sondern weil ich etwas zu reden habe von dem verstorbenen N., den Gott im . . Jahre seines Lebens zweifelsohne zur ewigen Freud und Glückseligkeit abgefordert hat. Ihr seyd heute hierher gekommen, demselben die letzte Ehre zu erweisen. Für diese Anwesenheit soll ich allen Gegenwärtigen anstatt des N. N. innigst danken. Zuerst danken sie Gott dem Allmächtigen, daß er dem Todten so viel Zeit ließ, daß er alles hat noch können empfangen, wie jeder Christ es sollte wünschen und verlangen. Sie bedanken sich auch bei dem hochw. hochgel. Herrn Pfarrer und Seelsorger für die tröstlichen Zusprüche, mit welchen er ihm (ihr) das Sterben leicht und süß gemacht hat. Für Darreichung der h. h. Sterbsacramente, für Bestättigung zur Erde, für die drei Seelengottesdienste, „wo er opferte unseres Herrn Fleisch und Blut, wird kommen seiner Seel zu Gut.“ Sie bedanken sich bei allen hochw. hochgelehrten Herrn Pfarrern, welche durch Celebrirung der Lobämter, h. Messen, Vigil und Libera der armen abgeleibten Seele viele Linderung in den Flammen des Fegfeuers verschafft. Sie bedanken sich bei allen Befreundeten, Nachbarn und Anwesenden für die Ehre des letzten Geleites, für ihr eifriges Gebet, für die Opferung und alles was ihm (ihr) auf dem Wege zur ewigen Freud und Glückseligkeit viel verhülflich seyn wird. Wo ist der Mensch, der sagen kann, daß er niemals sterben wird? Der Tod ist gewiß, die Stunde ungewiß. Wider

den Tod hilft weder Helm noch Schild, drum lebe wie du sterben willt. Jairus Tochter im Evangeli war jung und fein, hat doch unverhofft sterben gemußt; so starb denn auch unser geliebter N. Der unerbittliche Tod sandte seinen Boten aus ihn zu holen mitten aus den Armen seiner Gattin (Kinder, Eltern ꝛc.), von allen seinen Befreundten weg in die Ewigkeit. Gottes Rathschluß war es, wir müssen uns damit trösten; er (sie) war fromm und gottesfürchtig, er wird darum auch in der andern Welt noch leben. Stören wir der abgeleibten Seele die Ruhe im Grabe nicht mit allzu vielem Jammern, denken wir vielmehr bei diesem feierlichen Dreißigst, daß vor den Augen Gottes kein Sterblicher rein ist. Wenn also unser abgeschiedener Mitchrist nach Gottes unerforschlichem Urtheile sich noch im Reinigungsorte befinden sollte, so wollen wir sammentlich für ihn (sie) und alle aus ihrem Geschlechte dahingeschiedenen christgläubigen Seelen fünf Vaterunser und den Glauben beten, damit wir alle mit einander dort in den ewigen Wohnungen des Friedens dereinst uns fröhlich wiedersehen. Amen.

Während dem werden zwei Kerzen, in deren Mitte ein Crucifix steht, angezündet, der Abdanker kniet nieder und alle beten laut und andächtig genannte Gebete, welchen zum Schluß des Ganzen noch eine Litanei für die armen Seelen folgt. — Wenn man bedenkt, daß das Todtenmahl und der Leichtrunk gut seine drei bis vier Stunden dauert, so wird man die plötzliche Ruhe und Fassung bewundern müssen, mit welcher sich Alle bei diesem letzten Gebete für den Hingeschiedenen betheiligen.

Dieß ist aber ächt bäurisch und könnte gar manchem Hofgefolge als ein Beispiel aufgestellt werden.

Während der Trauerzeit geht nur das weibliche Geschlecht schwarz gekleidet, die Männer tragen allzeit ihr gewöhnliches Gewand. Der Flor ist unbekannt. Man geht zu keiner Musik, und verhält sich im Wirthshaus ruhig und eingezogen. Dieß beobachtet man insonders im Orte selbst; auswärts singen nach etlichen Wochen die Ledigen wieder im Wirthshaus mit, doch die Männer beobachten in allem ein ernsteres Thun. Während des Gottesdienstes brennen die Weiber ein Wachslicht für die armen Seelen und beiderlei Geschlechter gehen während dem Credo opfern. Eheleute klagen ein ganzes Jahr und vier Wochen, Eltern für ihre erwachsenen Kinder und diese für ihre Eltern ebenfalls ein Jahr. Für die Stiefeltern ist man dreiviertel Jahr, für die Schwiegereltern ein Vierteljahr, für Gevatterleute und Godeln vier Wochen in der Klage. Kinder und Geschwister werden vor deren erstem Genuß des heil. Abendmahles mit vier Wochen, darnach mit einem halben Jahre beklagt. Während all dieser Zeit wird Wachs gebrannt und geopfert. — Nach beendigtem Gottesdienste an Sonn- wie Werktagen gehen Alle, ob in der Klage oder nicht, an das Grab ihres Geschlechtes (denn jedes Haus hat auf dem Freithofe auch seine erbeigene Grabstätte) und beten noch ein kurzes Gebet für die Ruhe ihrer abgeleibten Freundschaft. Dieß dauert in der Regel so lange, bis auch der Pfarrer die Kirche und den Freithof verlassen hat. Gleich neben dem Oelberg befindet sich zumeist auch

das Beinhaus, wo viele Todtenköpfe aufgestellt sind, alle mit einem schwarzen Kreuze auf der Stirne, oft auch mit des weiland Eigners Namen beschrieben. An gar manchem Beinhaus steht folgender Spruch:

Alle Köpf sind zeichnet bis auf ein;
Schreib drauf dein Namen, 's ist der dein.

Lied und Sang.

Mit einem Anhang der üblichsten Sprüchwörter und Redensarten.

Lieder mit ihren Weisen, wie sie im mittleren Lechrain gesungen werden, glaubte ich bei dieser Sammlung nicht fehlen lassen zu dürfen. Daß ich nur solche gegeben habe, die durch den Druck entweder noch gar nicht, oder doch nicht in derselben Fassung veröffentlicht worden sind, wird man billigen. Wer in ihnen geschichtlichen oder hochdichterischen Werth suchen würde, möchte sich getäuscht finden. Geschichtliche Gesänge gibt es aus älterer Zeit gar keine mehr; nur wenige Rückklänge aus den Napoleonischen Kriegen. Doch auch diese sind der singenden Jugend bereits unbekannt; nur Veteranen hört man noch hie und da ein altes Kriegslied anheben, unter welchen das vom General Dürwan (Deroy) das beliebteste ist. Unter den andern hier mitgetheilten Liedern dürften manche, besonders ihrer Weise nach, älterer Zeit angehören, vor allem das jedem Stamme deutscher Zunge so beliebte Klosterlied, auch die Nonne, oder Romanze von den drei Grafen genannt. Das Müllerlied geben Simrock, Erk, Scherer und Erlach, doch mit anderer Weise und zum Theile nicht so vollständig. Ebenso findet sich bei Simrock VIII. 360 ein Lied: Was für ein Ding? welches sicher dem hier gegebenen zehnten Liede: Dés Ding entnommen, d. h. bayrischer Heimath

seyn dürfte. Das dreizehnte Lied: Ich wollt, daß ich ein Jager rc. wird als Trinklied gesungen; es muß nämlich jedesmal derjenige, welcher die vierte Zeile (z. B. im ersten Gesätzlein das Wort Freud) aussingt, eine Maas Bier bezahlen. Anklänge dieses Liedes finden sich bei Erlach IV, 63, und im Wunderhorn I, 210. Ebenso verhält es sich noch mit dem dritten Liede: Der Wein und das Wasser. Die Lieder vom bayrischen Hiesel, die Einladung zur Kirchweih, das Bettlerlied, Guten Morgen liebs Lieserl, Weiberl du sollst hoame gehen, finden sich sämmtlich bei Erlach im IV. Bande, und deren Weisen sind in Bayern gedruckt überall zu finden. Das hier gegebene achte Lied vom Auswärts findet sich bei Erlach und bei Erk, welch letzterer es unter dem richtigern Titel: Das ungetreue Schätzchen, unter Nr. 108 mit derselben Weise, wie sie hielands gesungen wird, überliefert. Dessen „Treue Liebe“ (So viel Stern am Himmel stehen) und „Es reiten drei Reiter zum Thor hinaus“ werden gleichfalls im Lechrain mit derselben Weise gesungen. Neben dem hier unter Nr. 9 stehenden Schneiderliede wird auch noch das bei Erlach I, 462 sich findende: „Es sind einmal drei Schneider gewesen,“ gerne und häufig gesungen. Das durch das Singspiel: „Das letzte Fensterl“ bekannt gewordene Lied: „Mädel bist harb, oder kennst mi' net“, ist im ganzen Lechrain schon von sehr langen Zeiten her bekannt und hört man es überall, doch ist dessen Text ein abweichender, nicht wohl wiederzugebender. Anklänge davon finden sich bei Simrock VIII, 185 in dem Liede: „Der Besenbinder,“ mit

vielen andern Gesätzlein, die unmöglich ursprünglich dazu gehört haben können. Für die Lieder im bayrischen Hochlande ist Neureuther die beste Quelle. Das Wildbratschießen, der Jugend das Höchste aller Lust, bildet den weit vorwiegenden Gegenstand. Der Wildbratschütz (Wilderer) steht dem Jager (landesfürstlichen Förster) natürlich allzeit feindlich entgegen. Das fünfzehnte Lied: „Das schwäbische Felen" (Felen = Mädel von Füdle, im ganzen Allgäu üblich) wird mit hervorgesucht schwäbischer Betonung gesungen, etwa anwesenden Schwaben zur Verspottung. Sonst hat das benachbarte, so gesangreiche Schwaben wenige Lieder, welche diesseits des Lechs Eingang gefunden hätten. Je weiter man sich vom Oberlande entfernt, je weniger wird gesungen, und je schlechter ist der Inhalt der Lieder, welcher zuletzt gegen die Amper zu, besonders in einem dort sehr beliebten Drescherliede, von Unflath starrt.

Noch muß ich der sogenannten Schnaderhüpflen gedenken, welche zwar dem Gebirge entstammen, jedoch allüberall in der Ebene, auch in der gebildeten Welt Eingang gefunden, ja an gar vielen Orten unter der Jugend das Singen größerer und älterer Lieder recht zum Aergerniß der Alten verdrängt haben. Den allzeit aus vier Zeilen bestehenden und nach einfachen landläufigen Tanzweisen gesungen werdenden Schnaderhüpflen hat man an ihren neuen Pflanzstätten als Merkmal etwas Zotenhaftes beigeben zu müssen geglaubt, was in ihrer alten urwüchsigen Heimath durchaus nicht zu Grunde gelegen ist. Obwohl deßhalb bei vielen in üblem Ruf, sind diese kurze

Gesanglen doch jetzt allenthalben vorherrschend und sehr beliebt. Es beginnt daher das Absingen langer Lieder, wie sie an Feiertagen des Abends Männer und Frauen mit der Jugend gesellig vereint so oft erheitert haben, allgemach seltener zu werden. Daß damit dem Gesange und der Geselligkeit überhaupt und den Sitten im Allgemeinen eine Verbesserung zugewachsen wäre, wird wohl von Niemand behauptet werden wollen, hätte er dem so fröhlich-harmlosen Sang der Männer und Frauen auch nimmer angewohnt.

1. Das Bauernlied.

Hört, ihr Herren, seyd ein wenig still,
Und was ich euch jetzt singen will.
Denn welcher Mensch lebt auf der Welt,
Dem seine Art am besten g'fällt.
Es läßt sich ja leicht bilden ein,
Es mögte nur der Bauersmann seyn.

Der Bauer der ist der erste Mann,
Der uns den Hunger stillen kann,
Wenn auf der Welt kein Bauer nicht wär,
So fiel es uns zu leben schwer,
Vom Bauern kommt ja Alles her,
Die Fürsten und Grafen und der strenge Herr.

Das ist dem König seine größte Freud,
Soldaten und die Bauersleut.
Der Soldat der streit für's Vaterland,
Der Bauersmann schafft uns Brod ins Land.
Drum schreibt der König um Steuern aus,
Zuerst kommt er im Bauern sein Haus.

Der Bauer der macht sich gar nichts draus,
Er trinkt zwei bis drei Maaskrüg aus;
Er geht nach Haus zu seinem Weib
Und spielt mit ihr die Zeitvertreib.
Bei Bier, bei Brod, bei Brandenwein,
Da möcht ich selbst ein Bauersmann seyn.

Der Bauer der ist der beste Mann,
Der uns den Hunger stillen kann,
Und was er baut zu Wies, zu Feld,
Daraus macht er das schönste Geld.
Und dieses ist die ganze Gschicht,
Die man zu einem Bauersmann spricht.

---

2. Noch ein Bauernlied.

Bin ich der lustige Bauer, heiß Kasper mit Namen,
Ein ehrliches vergnügtes Herz, das ist mein Verlangen.
　　Guter Musikus Plimblaribus,
　　Freud und Lustbarkeit bringt mir kein Verdruß.
Verbleibe ich der lustige Bauer auf dem Lande,
Verschaff mir die Nahrung mit eigener Hande.

Seht nur die Lerchlein dort auf grünem Felde,
Hört nur die Wachtel, wie schön sie sich meldet.
Freund, du trügst mich nicht, denn du siehst mich nicht,
Nun so höre denn, was die Wachtel spricht,
Wie bei Tag und bei Nacht sie das Hofrecht aufmachet,
Wie herrlich, wie vornehm das Morgenlicht lachet.

Wie herrlich, wie vornehm ist das bäurische Leben;
Der Bauer als Vater die Nahrung thut geben,
Denn durch seinen Fleiß kommt her die Speis,
Er erhält den Jungen, wie den alten Greis.
Und doch wird der Bauer in Städten verachtet,
Dieweil man die Herkunft des Brods wenig achtet.

Die mühsame Arbeit macht steif meine Glieder,
Und schmeckt mir die Ruhe, so leg ich mich nieder.
Ei was fehlt denn dir, denk ich selbst bei mir,
Hast du Fleisch und Brod, hast du Wein und Bier;
Das Weib und die Kinder sind an deiner Seite,
Ist das nicht Fröhlichkeit für uns Bauersleute.

Ich dank dir, o Vater, für all deine Gaben,
Kein Mensch auf der Erden kann's glücklicher haben.
Nur der Mensch allein sollt zufrieden seyn,
Sonst bringt er sich selbst auch zu seiner Pein.
Dieweil nur die Sanfmuth besitzet die Erden,
Unmöglich der Stolze zufrieden kann werden.

3. Der Wein und das Wasser.

Es waren zwei Brüder, so hübsch und so fein,
Zum ersten das Wasser, zum andern der Wein,
Sie fingen an mit einander zu streiten,
ja streiten,
Der Wein der wollt's Wasser nit leiden.

Der Wein, der hat gesagt, und ich bin ja so fein,
Man tragt mich wohl auch in die Zimmer hinein,
Man stellt mich vor Fürsten und Herren,
ja Herren,
Und halt mich so freundlich in Ehren.

Das Wasser hat gsagt, und ich bin ja so fein,
Man tragt mich wohl auch in die Kuchen hinein,
Zum Waschen, zum Bachen, zum Kochen,
ja Kochen,
Man braucht mich die ganze Wochen.

Und der Wein hat gsagt, ich bin ja so fein,
Man tragt mich wohl auch in die Kirche hinein,
Man braucht mich zum Sakramente,
ja mente,
Dem Menschen zum seligen Ende.

Und das Wasser hat gsagt, ich bin ja so fein,
Man tragt mich wohl auch in die Kirche hinein,
Man braucht mich zur heiligen Taufen,
ja Taufen,
Dem Menschen zum christlichen Glauben.

Und der Wein hat gsagt, ich bin ja so fein,
Man baut mich auf einer Rebe so fein,
Man thut mich so hoch aufi bauen,
ja bauen,
Zum Trutze der schönsten Jungfrauen.

Und das Wasser hat gsagt, ich bin ja so fein,
Ich laufe durch alle Länder hinein,
Und wär ich auf dich nicht geronnen,
ja ronnen,
So wärst du schon längstens verbronnen.

Der Wein hat nun gesagt, da hast du schon Recht,
Drum bist du der Meister und ich bin dein Knecht,
Und wärst du auf mich nicht geronnen,
ja ronnen,
So wär' ich schon längstens verbronnen.

4. Müllerlied.

Meister Müller thut nachsehen,
Was in eurer Mühl ist geschehen,
Denn das Rad das bleibt freiwillig stehen,
Als wollt etwas zu Grunde gehen.

Frau Müllerin sprang wol auf die Kammer,
Schlug ihre Händoberm Kopf zusammen:
Haben wir nur das einzige Töchterlein,
Das wird uns wohl ertrunken seyn!

Ach Weib ich bitt dich um Gottes Willen,
Laß nur Gott seinen Willen erfüllen;
Denn wir beide wir sind ja nicht Schuld daran,
Und was Gott thut, das ist wohlgethan.

Uebers Wasser bin ich gegangen,
Das Rad das hat mich gefangen!
Drum ziert mein Haupt mit Rosmarin,
Weil ich eine Braut und Jungfrau bin.

Eltern eins muß ich euch noch sagen,
Sechs Jungfrauen müssen mich tragen;
Sie müssen mich tragen dem Freithof zu,
Sie müssen mich begleiten zur ewigen Ruh.

Dort draußen in dem Rosengarten,
Wo der Bräutigam auf mich that warten,
Da kamen wir selbander zugleich
Zusammen in das Himmelreich.

---

5. Də' Wildbrátschütz.

Wàs wolln me' singə˜, was fangə˜mər à˜?
Von ə˜n Wildbrátschütz'n; ər is üns békannt,
ər wár ganz nui géborn
und christli' aufərzogng i˜'m Baərland.

'ən létzt'n Hiərbst sunntə' in àllə' Góttsfruə
dà námə' sei˜ Büchsl auf'm Buckl'en Gámsberggang zuə,
allwo dé schön'n Sträussln ste˜n
und dé schön'n Gámssln auf d'Alb·m auffi˜ge n.

ər schuss eəm ə˜ Gámssə-l und gáb si' i˜d'Ruə,
Də' Jáger untə'n Tannə˜bám schaugt eəm lang zuə,
ə' hàt eəm lang zuəg'schaugt,
hàt eəm nét zuəhi˜ 'traut bis dás ə' schliəf.

und wiə də' Wildbrátschütz g'schlàf˜n hàt, hàt er
eəm 'traut,
dà zog ər sei˜n Warner 'raus, und hàt auf eəm g'haut.
də' Wildschütz spráng auf vo˜n Schlaf
und vollər O˜macht dà fàllt ər eəm z'samm.

'ən Jágə' druckt˜s G'wiss'n, əs war eəm nét guet,
ər mögt hàlt à schaugng, wàs də' Wildbrátschütz
thuət.
i' bitt di' mei˜ Jáge' mei˜,
bind mə' mei˜ Wund'n ei˜ und stəll mər's Bluət.

ər bund eəm d'Wund'n ei˜, und stəllt eəm˜s Bluət,
Diəweil wurd's 'n Wildschütz'n á glei˜ widə' guət:
jətz muəsst erst mit mər gə˜,
muəsst fur mei˜n Richtə' ste˜, schaugng wàs ə' thuət.

jetzt gengəns hàlt ˜eini i˜n Wàlspékə' Gràbm,
də' Jágə' vorà˜ und də' Wildschütz hintnà';
də' Wildschütz dà's Herz bekám
'ən Jágə' 's Stuzzə-l nám und schluəgng z'samm.

und wiə'r ən hàt z'sammə˜ g'schlàgng gêt ə' dəvo˜
und denkt eəm: schau Jágə', dés hàst jətz dəvo˜;
dann wàs frisché Buəb'm sei˜,
làss'n si' nét fangə-r-ei˜, bild's ənk's nét ei˜.

und wann i' 'ən Jágər im Dürnberg bétracht,
dèə' 'traut eəm allaə˜ nimmə' 'naus bei də' Nacht,
und wann ə' will i˜n Wèchs'l stə˜n
muəs sei˜ Su˜ á' mit gə˜n, i' hàb bráv g'lacht.

6. Də' Kreuzstock.

Wiə-n-i' auf 'Nacht bi˜ zu'm Fenschtə'l gangə˜,
dà wár i' hàlt gê'n in d'Menschə'kammə'
und dà hàn i' və'géssn, hà˜ d·Schuəhh nét aus'-
zochə˜,
dés Ding hàt hàlt sákrisch kletscht auf'm Bod'n
in də' Menschə'kammə' drob'm.

und wiə-n-i' ə˜ Zeitlang bei˜n Mádlə bi˜ g'légng,
dà kimmt hàlt də' Bauə' mit'n Ochsnschwanz z'wégng
hàt mə 's hint' eini géb'm,
dés is á' nét guet g'wé'n.

und dà hàb' ə' mə' á' nét glei' aussi z'springə˜ 'traut,
nachhə' hàt ə' mər ə˜drei ə' viər hint auffi g'haut;
hàt mər á' nét wohl 'taugt.

dà hàn i' 's hàlt g'wagt, wár zu 'n Fenschtə' 'naus,
schreit də' Bauə' nachi: dà gêt kaə˜ Wég 'naus,
du z'reisst mə' mei˜ Haus.

dà hàn i' 's hàlt g'wagt, und bi˜ 'aussi g'schloffə˜,
dà is də' ganz Kreutzstock mit aussi 'brochə˜.
bin i' dàni 'krochə˜.

də' Baur deə' schreit nachi: o Hiəsl hoho,
i' thát di 'schö' bittn lass mə' mei'n Fenschterstock dà,
denn ə' gêt mə' gross à'.

und o narrətə' Baur und ə' wár də' və'gunnt
wannst ə' Hackə' dà hätst, dass i' 'n àbi schlágng
kunnt
den bleischwárn Hund.

bi' haəm und haəm g'rennt und hà' sákrisch 'tràgng;
kaə'n Staə' hàn i' g'fund'n, dass i'n àbi hätt' g'schlàgng
vo' mei'n dàlkət'n Kràgng.

und wiə-n-i' haəm 'kemmə' bi', nimm i' d'Hackə zuəhhi;
hàn e'hàlbé Stund g'wégng, bis i' lédi' 'worn bi'
vo'dən Sákərədi.

wann i' hundert Jàr léb, und dés waəs i' rècht g'wis,
dass i' auf dés Fenstə'ln gê' á' nét ve'gis.
wann's ə'n iədn so gêt, àls wiə's miər is 'gangə',
gêt g'wis kaənə' mèr in d'Mádləkammə'
Zun Flöh à 'fangə'.

---

7. Dər Aə'sidl.

Dər Aə'sidl ám Kruck'nberg, deə' gêt dəhèə nàch
àllə 'zwerch;
:: 's brau' Bier thát ə' geə'n trinkə'. hm hm hm
ha ha ha. ::

Dər Aə`sidl hàt 'n Zan im Maul, ər is ganz brandi
und ganz faul,
dàbei ə` grossé Luck'n etc.

ər is ganz brandī und gauz hol, ə' wurd' mit zwaə`zg
mass Bier nét voll,
blib eəm di Zung no' truck'n etc.

dər Aə`sidl raəst übə' 's Sibmgébirg, dà hàt ə' sei`
Klaus'n schö` aufgeziərt
mit lautə' hàlingə` Sach'n etc.

dà gänge` d'Mádln àb und à`, b'bschaugng dés háli`
àlt Gébaə`,
thüən Kupalamentə' mach'n etc.

bàld d'Schneidə' iənə'n Jàrtàg hàb'm, dà kemmə`
d'Schneidə' àlsamm z'samm
wol bei də' goldnə` Borst'n etc.

dər Aə`sidl deə' gêt á dəzuə, tanzt und springt als
wiə ə`Buə`,
wàs fragt ə' nàch də' Ruəth'n etc.

dər Aə`sidl sizt jetz auf də' Stiəgng und hilfft de'
Wirthin 's Kind ei`wiəgng.
hm hm hm, ha ha ha, heia bu bu beia.
schlàf nur ei` mei` liəb's Kind, waəl scho` bàld wiə-
dər 'n andərəs kimmt.
hm hm hm hei hei hei
jetz is dés guət Lebn vorbei, i' leg mi' hàlt nimmər ins Heu.

8. Dər Auswárts.

(Die Weise dieses Liedes siehe bei Erk Seite 257.)

Jətz gêt's scho˜ wiədrum 'm Auswárts zuə
und àlles graənt und kimmt in d·Bluə;
és blüə˜ə˜ d'Bléəməln auf'm Feld,
si blüe-˜ weiss, blàb, roud und gèel.

und dà si' àlls lusti' macht und i' so gar nét schlaf'n
mag,
gə-n-i' zum Deən'l bei də' Nacht;
dà ge-n-i' übə' Berg und Thal, dà hör i' glei' diə
Nachtigal
auf greə˜ə' Waəd und überall.

und als i' durch diə Auə˜ gê', da singt dəs Lerchəl
auf dər Höh,
waəl i' zu meinə' Hèrtzliəbstə˜ gê'.
und als i' vour eə' Fenschtə' kimm, da hör i' scho˜
˜n andə'n drinn,
da sag i' glei' dass i' nimmə' kimm.

i' hab di' allzeit so treu g'liebt
und du fiərscht so ˜nə falschə Liəb.
waəl mir mei˜ Deən'l nimmə' gfallt, so ge˜n˜i' 'naus
in greə˜ə˜ Wald
und mach mir dourt mei˜ Auf'nthalt.

9. Schneidə'-Liəd.

'Gaəs dé hàt ə˜ grouss pàr Augng, gst Augng, mék Augng,
Dés sán 'en Schneidə' seine Glàsaugng, gst Augng, mék Augng.
:: Kaə˜ Schneidə' deə' möcht' i' nét sei˜. ::

'Gaəs dé hàt ə˜ lang's pàr Hurn, gst Hurn, mék Hurn,
Də g'hör'n 'ən Schneidə' zun Knopflöchə' bor'n, gst Hurn, mék Hurn.
:: Kaə˜ Schneidə' deə' möcht' i' nét sei˜. ::

'Gaəs dé hàt viər dürré Háchs'n, gst Háchs'n, mék Háchs'n,
Dés gibt 'ən Schneidə' ə˜ Werkstàd Krachs'n, gst Háchs'n, mék Háchs'n,
:: Kaə˜ Schneidə' deə' möcht' i' nét sei˜. ::

'Gaəs dé hàt ə˜n braət'n Ruck'ng, gst Ruck'ng, mék Ruck'ng,
Dà kriəgt də' Schneidə' e˜ Werkstàd Bruc'kn, gst Ruck'ng, mék Ruck'ng.
:: Kae˜ Schneidə' deə' möcht' i' nét sei˜. ::

'Gaəs dé hàt ə˜ lang's pàr Duttn, gst Duttn, mék Duttn,
Dà kriəgt də' Schneidə' ə˜ Milliràmsupp'm, gst Duttn, mék Duttn.
:: Kaə˜ Schneidə' deə' möcht i' nét sei. ::

'Gaəs dé hàt ˜n kurz'n Stuz'n, gst Stuz'n, mék Stuz'n,
Dá kà˜ də' Schneidə' mit 'n Nàdl ei˜fádln bráv hutz'n,
:·: Kaə˜ Schneidə' deə' möcht' i' nét sei˜. :·:

'Gaəs dé hàt no' e˜ Ding, gst Ding, mék Ding,
Dà hàt də' Shneidə' 'n Fingə'huət drinn, ja drinn, ja drinn, mék drinn, viət drinn.
:·: Kaə˜ Schneidə' deə' möcht' i' nét sei˜. :·:

10. Dés Ding.

O Muədə' i' möcht ə˜ Ding ə˜ Ding ə˜ Ding e˜ Ding.
Ei wàs fur ə˜ Ding mei˜ liəbəs Kind,
wàs màgst fur ə˜ Ding?
(redend) ja mei˜ Tochte' i' waəs scho˜ wàs d'màgst, d'màgst, g'wis˜ ə˜ schöné Spitzkapp'm?
ná˜ Muədə' ná˜! wàs i˜ fur ə˜ gspàssigé Muədə hà˜.
dass si dés Ding it de'ràtn kà˜.

O Muədə' i' möcht ə˜ Ding, ə˜ Ding ə˜ Ding ə˜Ding.
Ei wàs fur e˜ Ding mei˜ liəbəs Kind,
wàs màgst fur ə˜ Ding?
(redend) jà mei˜ Tochtə' i' waəs scho˜ was d'magst, d'màgst g'wis ə˜ schöné Florschnall'n?
ná˜ Muədə' ná˜! wàs i' fur ə˜ gspàssigé Muədə' ha˜,
dass si dés Ding it də'ràtn kà˜.

O Muədə' i' möcht ə˜ Ding, ə˜ Ding ə˜ Ding ə˜ Ding.
Ei wàs fur ə˜ Ding mei˜ liəbəs Kind,
wàs màgst fur ə˜ Ding?
(redend) jà mei˜ Tochtə' i' waəs scho˜ wàs d'màgst,
d'màgst g'wis ə˜n schönə˜ Brustfleck?
ná˜ Muədə' ná˜! wàs i' fur ə˜ gspàssigé Muədə hà˜,
dass si dés Ding it də'ràtn kà˜.

O Muədə' i' möcht e˜ Ding, ə˜ Ding ə˜ Ding ə˜ Ding.
Ei wàs fur ə Ding mei˜ liəbəs Kind,
wàs màgst fur ə˜ Ding?
(redend) jà mei˜ Tochtə i' waəs scho˜ wàs d'magst,
d'màgst g'wis ə˜n schönə˜ Rock?
nà˜ Muədə' nà˜! wàs i' fur ə˜ gspàssigé Muədə hà˜.
dass si dés Ding it də'ràtn kà˜.

O Muədə' i' möcht ə˜ Ding, ə˜ Ding ə˜ Ding ə˜ Ding.
Ei wàs fur ə˜ Ding mei˜ liəbəs Kind,
wàs màgst fur ə˜ Ding?
(redend) jà mei˜ Tochtə' i' waəs scho˜ wàs d'màgst,
d'màgst g'wis schöné weissé Strümpf mit
schöné routhé Zwickl?
nà˜ Muədə' nà˜! wàs i' fur ə˜ gspàssigé Muədə ha˜,
dass si dés Ding it də'ratn kà˜.

O Muədə' i' möcht ə˜ Ding, ə˜ Ding ə˜ Ding ə˜ Ding.
Ei wàs fur ə˜ Ding mei˜ liəbəs Kind,
wàs màgst fur ə˜ Ding?

(redend) jà mei˘ Tochtə' i' waəs hàlt wàs d'magst,
d'màgst hàlt ə˘ recht schö˘s pàr Schuəhlı
mit schöné Màsch'ln und weisse Nàtl'n,
wiə's dé schöné Mádl'n hàb·m?
nà˘ Muədə nà˘! wàs ĭ fur'ə˘ gspàssigé Muədə' ha˘,
dass si dés Ding it də'ràtn ká˘.

O Muədə' i' möcht ə˘ Ding, ə˘ Ding ə˘ Ding ə˘ Ding.
Ei wàs für ə˘ Ding mei˘ liəbəs Kind,
wàs màgst fur e˘ Ding?
(redend) jà mei˘ Tochtə' màgst ébbə gàr ə˘n schönə˘
Ma˘?
Ja Muədə' ja! wàs fur ə˘ bráve Muəde' i' hà˘,
dàss si dés Ding də'ràtn kà˘.
O Muədə' i' hà˘ und krieg ə˘ Ding, e˘ pudlnarret's
Ding, ə˘ Ding ə˘ Ding ə˘ pudlnarret's
Ding!

11. Zigeunerlied.

Lustig ist Zigeunerleben, in den Wald wir uns begeben,
:,: In dem Wald ist unsre Freud, lustig san die Zigeu-
nersleut. :,:
Eh runkiti punkiti peh, walateri dateri teh, wala-
teri teh.

Und auf dem Stroh und auf dem Heu, da machen Zigeu-
nersleut auf das Feuer,
:,: Brennt halt nit, ist all umsunst, lustig ist die Zigeu-
nerskunst. :,:

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Wenn uns thut der Hunger plagen, wollen wir ein Hirsch-
lein jagen,
:,: Hirschlein schießen wir ohne Weh, sieht uns der Jager
oder nie. :,:

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nach dem Fressen geht an das Saufen, wollen wir ins
Wirthshaus laufen,
:,: Trinken wir den besten Wein, fünf sechs Maas, sieben
acht und neun. :,:

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Wenn uns thut der Beutel lechseln, wolln wir gleich
brav Thaler wechseln,
:,: Thaler wechseln ist unsre Kunst, kommen die Thaler
gleich wieder zu uns. :,:

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

---

12. Gamssbirg-Liəd.

Und ə˜ Gamssbirg-Staəgeʻ muəs ə˜ Schneid á̛ hàbm,
Derf kaən Jágəʻ schuihhə˜, und kaə˜ Pulfəʻ spàr'n,
Wans' dĭ náfi schiəss'n, dèrf's dĭ nét vəʻdriəss'n.
Schiess hàlt á̛ drau' zuə, mei˜ liəbəʻ Buəʻ.

Auf də Wáldriss Albm bi-n-i' áfigange`,
Schèə`ə Gamssl'n schiəss'n, dés is mei` Vəlangə`.
Auf də Wáldriss Albm, Buəbm! da is ə` Lebm,
Dà tuət's alləmal Gamssl'n gebm.

Wiə-n-i' háb's nächt'n gsêgng, sánd's bei zwaenzg
g'wén,
Vour lautə' Fráid kunt I' kaə` Wourt me rédn.
I' tuə mei` Stuzzə-l 'ra' und lass eən nafi knalln,
Und wiə-n-i nafi schaug, is aən's 'abi g'falln.

Bei dər èrscht'n Sennəri` san mər niədə' gsessn,
Bei də' zwaət'n hàbm mər e` saurə Milli gessn,
Bei də' dritt'n gêt's üns èrscht rehht schlehht,
Sitzt ə` Jágə' drinn mit seinə` Knêhhd.

I hàb mi' nét lang b'sunnə, hàb glei' 's Gamss'l
g'nummə`,
Wiə-n-i' will weidə' ge`n, sihh I ən Jágə' ste`n,
Və'fluhhtə' Spitzbuə' sàgt e', was mahhst Du do?
I hàb mi' nét lang b'sunne`, bi` glei' dəvo`.

Buəbm I sàg's enk scho` wegng əm Gamssbirg staəgn,
D'Jagə sánd gfärlihhə', dann də' Luzifə';
Gsicht dər Augng sánd sə zu'm Schiəss'n g'rihht,
Buəbm I sàg's enk scho`, 's is ə` bêsə Gschihht.

Mit di Lumpə` mensche' muəss mər 's Geld ve'tuə`,
Dass viəl gscheitə' war əs bliəb aənə' ganz allaən,
Mues aən iədə' Bue' ə so en Schlippsàk hàbm,
Dass ər 's Geldl ka` də'mit və'schlagng.

I bi˜ kaə˜ Zillə'tàlə', I bi˜ kaə˜ Reich'nhalə',
I bi˜ ə Bau'nbürsch'l vo˜ də' Refiər, ju-hê!
Stàd dər Andə' diə'n ə schèə˜ə Senn'ri˜ liəbm
Hàt de' Pfarrə' g'sàgt I durft's probiərn.

Klaənə Kug'ln giəss'n, groussə Gamssl'n schiəss'n,
Schèə˜ə Madln liəb'n, miəss'n mər à' probiərn,
Und im Hiərsch'nwàld is mei˜ gröste Fráid,
Wál də' Gucke' auf dər Albm schraət.

13. Jagerlied.

Ich wollt, daß ich ein Jager wär und trug ein grünes Kleid,
:,: Und der Jager, Jager trägt ein grünes grünes Kleid,
Und es war seine einzige Freud Freud Freud,
Und es war seine einzige —
Und es war seine einzige Freud Freud Freud,
Und es war seine einzige Freud.

Es gibt nichts Schöneres auf der Welt, als in dem Wald ein Schuß,
:,: Und ich hab meinen Schatz im Wald ertappt
Unter einem grünen Busch Busch Busch.
(die nächsten drei Strophen nun wie oben.)

Und Schatz warum so traurig, und du so gar nit lachst,
:,: Ich sieh dir's an deinen Aeugelein an,
Daß du geweinet hast hast hast.

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Was geht es denn die Leute an, wenn ich geweinet hab,
:: Ich hab geweint um den meinigen Schatz,
Den ich verloren hab hab hab.

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Und wann die Maas Bier zwei Kreuzer kost, so san die Mannsleut froh;
:: Sie verkaufen ihre Strümpf und Schuh
Und laufen dem Wirthshaus zu zu zu.

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Und wann der Koffee zwei Kreuzer kost, so san die Weibsleut froh,
:: Sie verkaufen ihre Federbett
Und legen die Madlen aufs Stroh Stroh Stroh.

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

14. Klaglied eines Vaters, dessen zwei Söhne als Wildschützen erschossen wurden.

(Von dem Vater selbst verfaßt.)

Sieh an, mein Freund, betracht den Fall,
Der sich ereignet hat im Thal,
Im Dorfe Windach gings vorbei,
Dem Mörder war es einerlei,
Und ob er Vieh oder Menschen mord't
An diesem oder jenem Ort.
Ist gleich sein Herz versteinert schon,
Er trägt doch seinen Lohn davon.

Die Schützen gingen längst ins Holz,
Und sieh da stund der Jäger stolz;
Er schaute sie nicht lange an,
So zieht er schon die Flinte an.
Und aus der Büchs die Kugel lauft
Und einer schon zu Boden rauft,
Rief kaum noch aus: ach lieber Gott!
So war auch schon der Erste todt.

Der Andre lauft und flieht in Wald,
Allein das Blei erreicht ihn bald.
Der Büchsenschnall gelungen ist,
Der Jäger lacht mit Teufelslist.
Er fiel zur Erd, wollt wieder auf,
Er meint es heißt: o lauf, o lauf!
Hilft Alles nichts, er war dahin,
Getroffen hat der Mörder ihn.

Man trug ihn nun sogleich nach Haus
Und ruft die Eltern zu ihm raus:
Seht euern Sohn, seht euer Kind!
O Eltern holts den Arzt geschwind,
Und Einer reitet zum Gericht,
Zeigt an die That vom Bösewicht,
Und gibt dort Alles richtig an,
Die Zeit muß nennen auch wie lang.

Am vierten Tag verließ der Schmerz
Den Jüngling, und sein armes Herz

Zerbrach voll Jammer, Angst und Pein,
Der Tod rückt übern Jüngling ein.
Nun waren allzwei zur Ewigkeit,
Nur einer war dazu bereit.
Doch Gott verzeih dem Menschenkind
Die große und die schwere Sünd.

Euch, Freunde, ruf ich nochmal zu:
Wünschet mir die ewige Ruh,
Und strebet nicht dem Wilde nach,
Denn das steht nicht in unsrer Sach;
Verflucht das Wild und auch den Wald,
Damit ihr nicht ins Grabe fallt,
Arbeitet stets in eurem Stand
In unserm lieben Vaterland.

---

15. Das schwäbische Felen.

Es wollt ein Madigen ins Grasinit von Basinit
von allen diesen domsirom
Es wollt ein Madigen ins Graseli gaun.

Und als das Madigen ins Grasinit von Basinit
von allen diesen domsirom
Und als das Madigen ins Graseli kam,

Da begegneten ihr zwei Maurinit von Baurinit
von allen diesen domsirom
Da begegneten ihr zwei Maurersbuben.

Der erste der heißt sie stillenit von billenit
von allen diesen domsirom
Der erste der heißt sie stilleli staun.

Warum soll i denn stillenit von billenit
von allen diesen domsirom
Warum soll i denn stilleli staun?

I hab dir ja mein Lebetag kein Leidenit von beidenit
von allen diesen domsirom
I hab dir ja mein Lebetag kein Leideli taun.

Der zweite der nahm sie bei seiner schneeweiße Handenit
von bandenit
von allen diesen domsirom
Der zweite der nahm sie bei seiner schneeweißen Hand.

Und führt sie in sein Schlafkämenit von bämenit
von allen diesen domsirom
Und führt sie in sein Schlafkämmerli nein.

Steht auf ihre faule Maudenit von baudenit
von allen diesen domsirom
Steht auf ihr faulen Maurersbuben.

Die Distelvögel singet auf dem Feldenit von beldenit
von allen diesen domsirom
Die Distelvögel singet auf die Felder herum.

Ei land sie nur singen und sie werden uich nichts bringen,
Von meiner Herzliebste da scheidenit von beidenit, da
scheid ich mich nit.

16. Weilheimer Stückeln.

'S kunt aə͂m nicks nárisch'rəs trámə͂,
Wás si' hàt ə͂ Stàd Wálham zuətrágng,
Sei͂ lebtàg tát i mi' schámə͂,
Mirkt's áf wàs enk nuiəs will sàgng.
So bàl di ə͂ Walham və'nemə͂
'Wiə dás denn də' Kurfirst sollt kemə͂,
Dà hàbm's vo' lautə' Begird,
E͂ steiffi Paradi aufg'füərt.

Jər eərschte' felə' war g'we͂n
Iərə graussamə U͂ng'schigli͂keid.
Di Offenziər sass'n im Kellə',
Ve'sauffə͂ də͂ Dámbour und G'freit',
Də' Fan' auf de' Trumm'l hàt g'schlàffə͂,
De' Fändri' mit də' Wiərti͂ hàt zuəschàffə͂,
Də'wál is de' Kurfirst 'rei͂ g'fárn
Und dà stund'n di Wálhamə Nar'n.

Des rarst war no' zuə və'nemə͂,
Wiə aə͂ə' de͂ Kurfirst tat fragng,
Ob d' Hiərschaft bàl' nachi tat keme͂,
E' mècht's eəm dó' africhti' sàgng.
Də' Kurfirst fangt graussam à͂ z'lachə͂
Und sàgt ja d' Hiərschaft kimt bàl' nachə'
Da hàbm's iər'n Schmeckə' və'brent
Wál's hàbm də͂ Kurfirst nét 'kent.

Und hàbm di Strass'n nui g'maln,
Damit si ə˜ schö˜s Afsegng hàbm;
Də˜ Kurfirstn schaugng's nét à˜,
Vontwégng dem si's dó' 'tá˜.
Drauf hàbm's niemand lass'n 'rei˜ far'n,
Wiə's g'schegng is "m Poulli˜gə' Prälatn
Dèn hàbm's nét lass'n hinei˜,
Wal də' Kurfirst d'r eərschte sol sei˜.

'S is eəne˜ schó˜ mèrə sou gange˜,
Schò˜ widə'um af's nui.
Wiə sə hàbm dès Zeissl woll'n fangə˜
Mit iərə' graussamə U˜g'schigli'keid.
Di Tö˜re' hàbm's g'spért an áll Ourt'n,
Stêt aənə' bàl' dà und bàl' do't'n,
Sagt aənə' ẓu'n andə'n fei˜ kek,
Gebt's obacht des Zeissl fliəgt weg.

(Ende fehlt.)

17. Das Klosterlied.

Ich stund auf hohen Felsen,
Sah in das tiefe Thal,
Sah ich ein Schifflein schwimmen,
Worin drei Grafen waren. (rep.)

Der jüngste von den Grafen,
Der in dem Schifflein saß,
Gab mir einmal zu trinken
Ein Wein aus einem Glas. (rep.)

Er zog von seinem Finger
Ein goldnes Ringelein:
Nimm hin du hübsch und feine,
Dieß soll ein Denkmal seyn. (rep.)

Was thu ich mit dem Ringelein?
Wenn ich dein nicht werden kann,
Bin ich ein armes Mädichen,
Verlassen bin ich ganz. (rep.)

Bist du ein armes Mädichen,
Hast weder Geld noch Gut:
So gedenk an unsre Liebe,
Die zwischen bei uns ruht. (rep.)

Ich denk an keine Liebe,
Und denk an keinen Mann;
Ins Kloster will ich gehen,
Will werden eine Nonn. (rep.)

Willst du ins Kloster gehen,
Willst werden eine Nonn:
Will ich die Welt durchreisen,
Bis daß ich zu dir komm. (rep.)

Er sprach zu seinem Knechte:
Sattle mir und dir zwei Pferd,
Die Welt wollen wir durchreisen,
Der Weg ist Reisens werth. (rep.)

Als sie zur Pforte kommen,
Ganz leise klopften sie an:
Gebt heraus die jüngste Nonne,
Die zuletzt ist kommen an. (rep.)

Es ist ja keine kommen
Und kommt auch keine raus! —
Das Kloster wollen wir stürmen,
Das schöne Gotteshaus. (rep.)

Sie trat sogleich geschritten
Mit ihrem schneeweißen Kleid,
Die Haar waren ihr geschnitten,
Zur Nonn war sie geweiht. (rep.)

Sie gab ihm einmal zu trinken,
Aus ihrem Becher Wein:
In vierundzwanzig Stunden
Starb er aus kühlem Wein. (rep.)

Mit ihrer Messerspitze
Grub sie ein Grübelein,
Mit ihren zarten Händen
Legt sie ihn selbst hinein. (rep.)

Mit ihrer schönen Zunge
Schlug sie den Glockenklang,
Mit ihrer hellen Stimme
Sang sie ein Lobgesang. (rep.)

---

18. Das Lied vom General Dürwan (Deroy).

General Dürwan gib dein Verlangen,
Gib nur deinen Willen drein,
Denn du mußt in das ewige Leben,
Weil die Uhr ist geloffen ab.
Thu nur deine Seel versorgen,
Denn du mußt bald gehen ins Grab.

Ach Tod! ach Tod! was thust dir denken?
Daß du schon kommen thust zu mir,
Sind kaum zwanzig Jahr verflossen,
Daß ich General geworden bin,
Hab noch so wenig Freud genossen
Und soll jetzt schon sterben dahin!

Maximilian Joseph und der soll leben!
Wie auch die ganze Generalität,
General Dürwan der muß sterben,
War eine Bleikugel Schuld daran.
Muß zu Staub und Asche werden,
Als wie der weise Salomon.

Zu Polozko bei den Jesuwittern
That man ihn graben ein,
Alldorten muß sein Leib verfaulen,
Eine Speis der Würmer seyn.
Und so gehts uns allen plaisirlich,
In dem Blut versaufen wir.
Und wir Alle müssen sterben,
Und wir Alle bleiben ja nicht hier.

Sprüchwörter und Redensarten.

Wer's Allen recht machen will, muß früh dran seyn.

Almosengeben armet nit, Kirchengehen säumet nit. Zusatz: Wagenschmieren hindert nit.

Wer nit alt werden will, muß sich jung hängen lassen.

Wie die Alten sungen, zwitschern die Jungen.

Alte Leut sind zweimal Kinder.

Ein fauler Apfel steckt den andern an.

Anschaffen ist leichter als thun.

Ein guter Anschaffer ist besser als ein schlechter Arbeiter.

Wer nit arbeit't soll auch nit essen.

Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth.

Argwohn ist des Teufels.

Der Arme heißt Gotterbarme.

Armer Leute Hoffart währt nit lang.

So arm seyn, daß das dürre Holz auf dem Herd nimmer brennt.

Art läßt nit von Art.

Vier Augen sehen mehr als zwei.

Ein Bauer und ein Stier ist ein Thier.

Ein rechter Bauer muß in einen Holzapfel beißen können, ohne das Maul zu verziehen.

Was ist das Beste an den Bauernküecheln? Daß sie die Seldner auch essen dürfen.

Es muß so weit kommen, daß drei Bauern nur einen Rock haben, sagte ein fuchtiger Landrichter zu einem Bauern. Dann dürfen aber auch drei Herren nur einen Kopf haben, war die Antwort des Bauern.

Kein Baum fällt auf den ersten Streich.

Alte Bäume lassen sich nit biegen.

Der Bayer ist grob und ehrlich, der Schwab ist bschissen und höflich.

Berg und Thal kommen nit zusammen, aber die Menschen.

Das Beste verspart man auf die Letzt.

Wenn ein Bettler aufs Roß kömmt, vereit't ihn kein Teufel nit.

Ein schlechter Bettler, der ein Haus gerathen kann.

Bettelleut haben's gut: kriegen's viel, gehen's nit weit, kriegen's nichts, so tragen's leicht.

Der nächste am Blut, der erste am Gut.

Das Blut rinnt zusammen. Zusatz: hat der Schneider gsagt, hat den Geisbock in die Multen gestochen. (Verwandte verlassen einander nicht.)

Je älter der Bock, je härter sein Horn.

Zanende Braut, lachende Frau.

Die braven Leut hat der Hund gethan (sind selten).

Was dich nit brennt, das blase nit.

Anderswo ist auch gut Brod essen. Zusatz: Wenn man's hat.

Da ist Chrisam und Tauf verloren.

Gott verläßt kein Deutschen nit. Zusatz: Hungert ihn nit, so dürstet ihn.

Wer ist so heilig, daß das Gras unter seinen Füßen wachst? Der Dieb am Galgen.

Ist ein Dienst noch so klein, er ist Henkens werth.

Ist kein Dörfl so klein, es hätte seinen Kirchtag.

Der ist so dumm, daß ihn die Küh beißen möchten.

Der ist dummer als Seneklosens Märch.

Wen ihm seine Dummheit Sünd wäre, wäre er schon längst des Teufels.

Der Eben und der Uneben haben einen Laib Brod mit einander verschnitten.

Ehrlich währt am längsten.

Eifersucht ist Teufelssucht.

Man schmiedet das Eisen weil's (so lang es) warm ist.

Den Esel führt man nur einmal aufs Eis.

Kurzer Flachs gibt auch einen Faden.

Freund in der Noth gehen zehne auf ein Loth.

Wer dem Galgen gehört vertrinkt nit.

Kurz Gebet, lange Wurst.

Kleine Geduld, langer Verzug.

Mit Geduld hat die Sau den Kleiwensack überwunden.

Sie muß Geibitzen hüten (als alte Jungfer sterben).

Geiz hat keinen Boden.

Wo Geld ist, ist der Teufel, wo keins ist, ist er zweimal.

Geradeweg, wie der Teufel den Bauern holt.

Gewalt wird nit alt.

Die Gewohnheit ist ein eisernes Hemd.

Gewöhnlich, erträglich.

Gewohn's Mudel, gewohn's. Zusatz: hat der Bäck gsagt, hat mit der Katz den Ofen auskehrt. (Man kann Manches erleiden, zu arg darf's aber doch nicht seyn.)

Der ist so gescheidt, daß er Gras wachsen sieht.

Der ist gescheidter wie ein Hund, hofirt nit in die Kirche.

Glücklich, der keine Zähne mehr hat, der kommt gewiß in den Himmel, denn in der Hölle ist Zähneklappern.

Was grob ist, ist stark. Zusatz: hat der Teufel gsagt, hat mit der Sperrketten seiner Mutter das L— vernäht.

Auf die Haberhälm kommen (ins Elend).

Wie der Hall in Wald geht, so geht er wieder zurück.

Ein halbes Haus eine ganze Höll.

Schafft unser Herr Gott den Hasen, schafft er auch den Wasen.

Der zum Heller geboren ist, kommt auf kein Kreuzer.

Halb herrisch halb bäurisch, halb leinen halb schweinen.

Wer hinter meiner lacht, lacht in mein A—

Hoffart dauert nit lang.

In der Höll muß man thun was der Teufel will.

Zwei Hund an einem Bein kommen nit überein.

Lieber Hunger leiden als Hoffart meiden.

Auf Jakobifedern (Stroh) ist auch gut liegen. Zusatz: Wenn man müd ist.

Kein Judenheller werth.

Verloren seyn wie dem Jud seine Seele.

Was nutzt eine schöne Kapell, wenn der Heilige drin nichts taugt.

Klein Kind ist eine Himmelarbeit.

Speibende Kinder bleibende Kinder.

Kinder müssen sich ausgampen. Zusatz: hat der Vater gsagt, ist ihm 's Kind aus der Wiegen gefallen.

Wer kein Kreuz hat, schaut sich um eins.

Ländlich sittlich. Zusatz: Wo's der Brauch ist, legt man die Küh ins Bett.

Der schindt die Laus um den Balg.

Die Lieb ist süß bis ihr wachsen Händ und Füß.

Die Lieb ist wie ein Thau, sie fallt auf die Rosen wie auf den Kuhfladen.

Eigen Lob hinkt, Anderer Lob klingt.

Der Loser an der Wand hört seine eigne Schand.

Wer gern lügt, der stiehlt auch gern. Zusatz: Wer nit stiehlt, der hat nichts.

Vom Sagenhören lügt man gern.

Wer viel redt, muß viel wissen oder viel lügen.

Bald man mit Lumpen anhebt, muß man mit Lumpen aufhören.

Lustig wie der Vogel im Brein.

Fünfzehn Maas Bier gibt einen guten Trunk und zehn Pfund Fleisch eine gute Suppen.

Ein schlechter Maier ein schlechter Grund.

Wie die Märch so das Füllen.

Maurerschweiß kostet der Tropfen einen Kronenthaler.

Man nimmt halt das Messer, das eine Schneid hat.

Ohne Müh und ohne Knie ist so gut wie gar nie.

Muß ist eine harte Speis.

Du hast eine Nas, die schmeckt's nit, und ich hab ein Maul, das sagt's nit.

Ein narreter Kerl braucht ein narretes Gewand.

Mit einem Narren kann man kein Kind taufen.

Eine Nessel muß brennen, wenn sie jung ist.

Pfaffengut, Raffelgut geht zsammen in einen Fingerhut.

Pfeifen und Geigen thun immer anweigen.

Wo der Pfennig wendt (aufhört), hat alle Lieb ein End.

Wo kommt der erste Ratzel (Räthsel) her? Von den Ratzen (Ratten) kommt's Ratzel her?

Einem Rauschigen soll ein Fuder Heu ausweichen.

Was recht ist, hat Gott lieb. Zusatz: Wer die Geis stiehlt, ist kein Bockdieb.

Ja, da hast Recht. Zusatz: hat meiner Mutter ihr Mann gsagt, ist mein Vater gewesen.

Auf Regen folget klare Zeit. Auf Leiden frohe Ewigkeit.

Er wird bald reiten, 's Roß ist schon gesattelt (zornig werden).

Ruh ist über Genu'.

Eine Ruh ist auch eine Suppen.

Rupfenes Garn, rupfenes Tuch.

Wo Saufen eine Ehr ist, ist Speiben keine Schand.

Die ganze Nacht gesoffen ist auch gewacht.

Wer kein Schmalz hat, muß sich mit Butter fretten.

An den Scherben erkennt man den Hafen, am Weisch das Getreide.

Was nit schwer ist, ist gering.

Wenn man den Wagen schmiert, geht er gern,
Es hilft bei den Narren wie bei den Herrn.

Das schönste Geld siedt noch keine Suppen.

Mit den großen Spitzbuben fängt man die kleinen.

Die kleinen Spitzbuben hängt man, die großen läßt man laufen.

Er steht da wie der Staar im Gätter.

Die Stüblleut schickt einem der Teufel zu.

Sterben ist ein altes Herkommen. Zusatz: und ein ewiges Dableiben.

Die Stund haben zwei Liebende gemacht.

Die Stund hat der Fuchs gemessen.

Es ist kein Streich verloren, was (als) der derneben geht.

Der Erste spricht: ich pfleg's alletag; der Andre spricht: ich thu's, wann ich mag; der Dritte spricht: ich gedenk's wohl, daß man's pflog; der Vierte spricht: oho! thut man's noch.

Was geht besser als die beste Uhr? Die Laus, die geht auf's Haar.

Der Vogel singt in mein Holz.

Auf die Waschbank kommen.

Wo der Teufel nit hin mag, schickt er ein alt Weib hin.

Wo's Weib Herr ist, geht Unser Herr hintfür.

's Weibersterben geht über's Fesengerben.

Das ist eine wo der Wind herausgeht (Hexe).

Das sind lauter Wind (Lügen).

Ja auf die Wochen. Zusatz: sind auch sechs Tag.

Wurst wider Wurst.

Zeit deckt und entdeckt.

Einen zeitigen Dieb erreicht ein hinkender Scherg.

Wann die Birn zeitig ist, fallt sie von selbst vom Zweig.

1. Das Bauernlied.



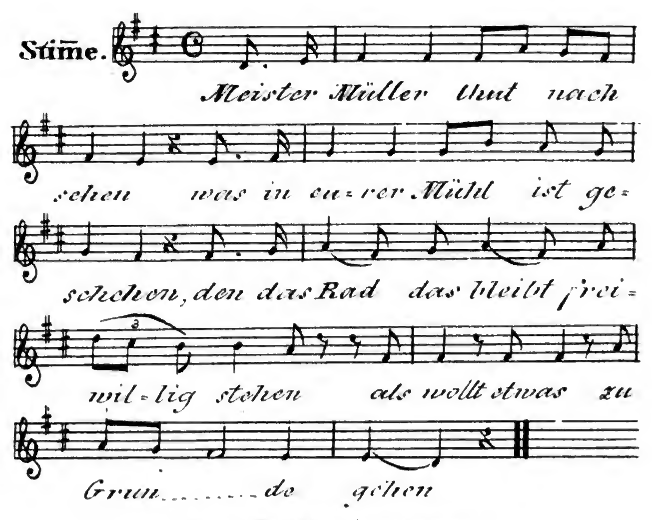
2. Noch ein Bauernlied.



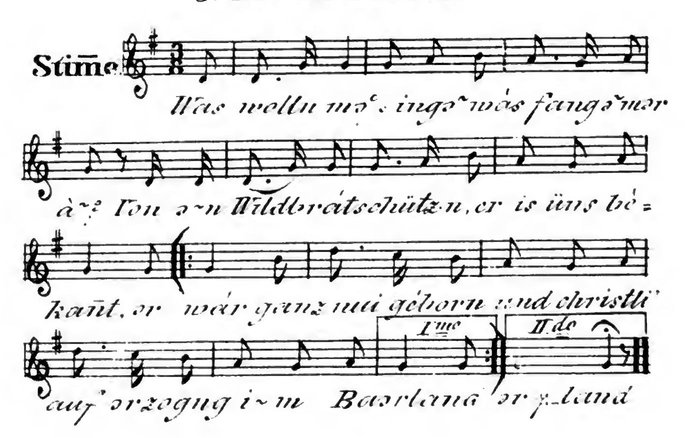
3. Der Wein und das Wasser.



4. Müllerlied.



5. Dә Wilbrätschütz.



6. Dəᶜ Kreuzstok.



7. Dər Aə˜ſidl.



8. Das falsche Dendl.



9. Schneidəᶜ Liəd.

Stime

Dé Gaəs dé hàt ə grouſſ pàr Augng gst

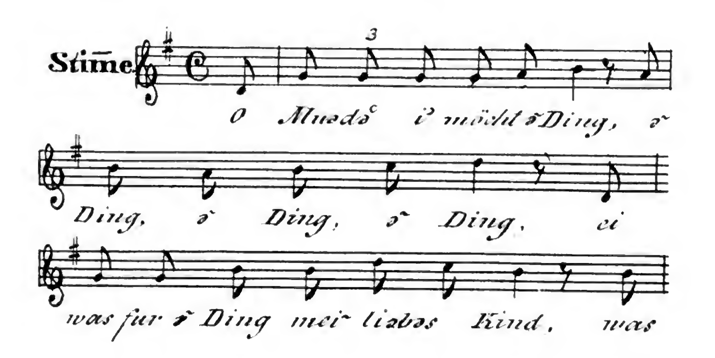
Augng mék Augng, dés sán ən Schneidəᶜ

seiné Glas-augng-gst Augng. Kaə

Schneidəᶜ deəᶜ möcht i nét sei, kaə

Schneidəᶜ deəᶜ möcht i nét sei

10. Des Ding.

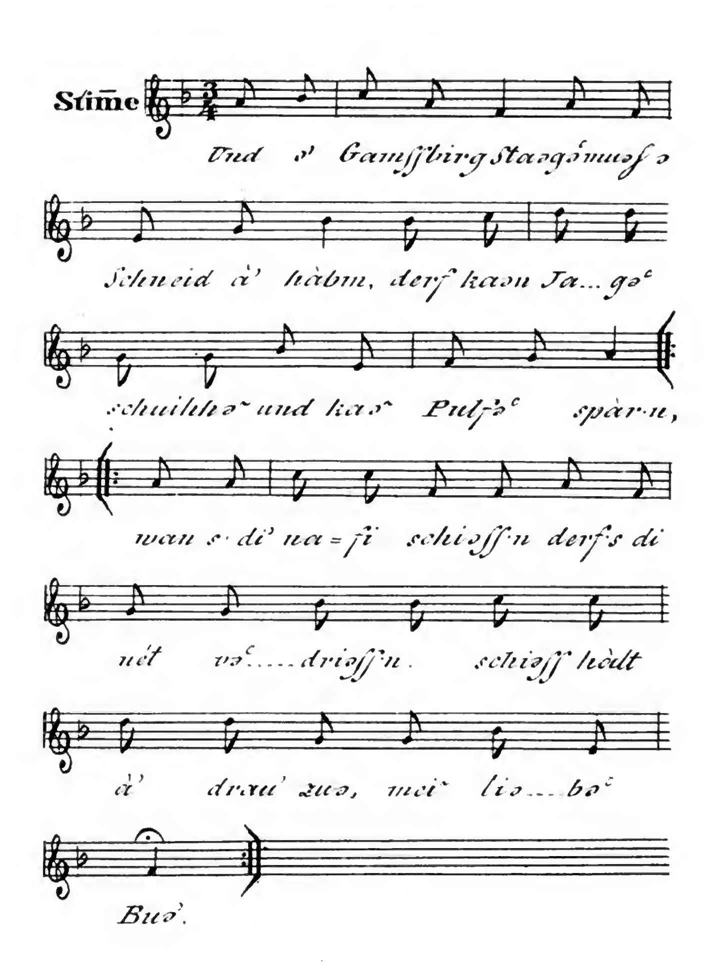



Gespräch
mägst — für a Ding
Schluss
Wàs für a bràva Musda i' hà dass
si dés Ding da ràtn — kà.
' Musda i' hà und krieg Ding,
pudel narret's Ding, a Ding, a
pu = del narret's Ding.

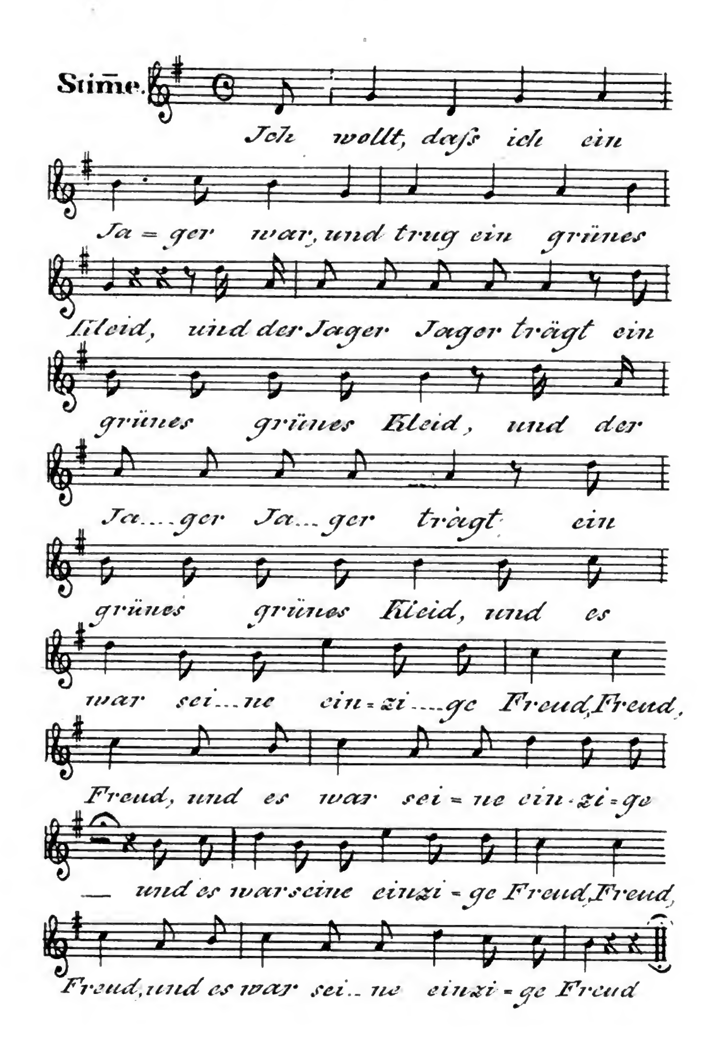
11. Zigeunerlied.



12. Gamssbirg Liad.



13. Jägerlied.



14. Klaglied eines Vaters.



15. Das schwäbische Felen.



16. Weilheimer – Stückeln.

Stime

'S kunt as~m niks nårischres

tråms~ wås si' håt s~ Ståd Wålham zus-

tråug, sei~ leb....tåg thåt i mi'

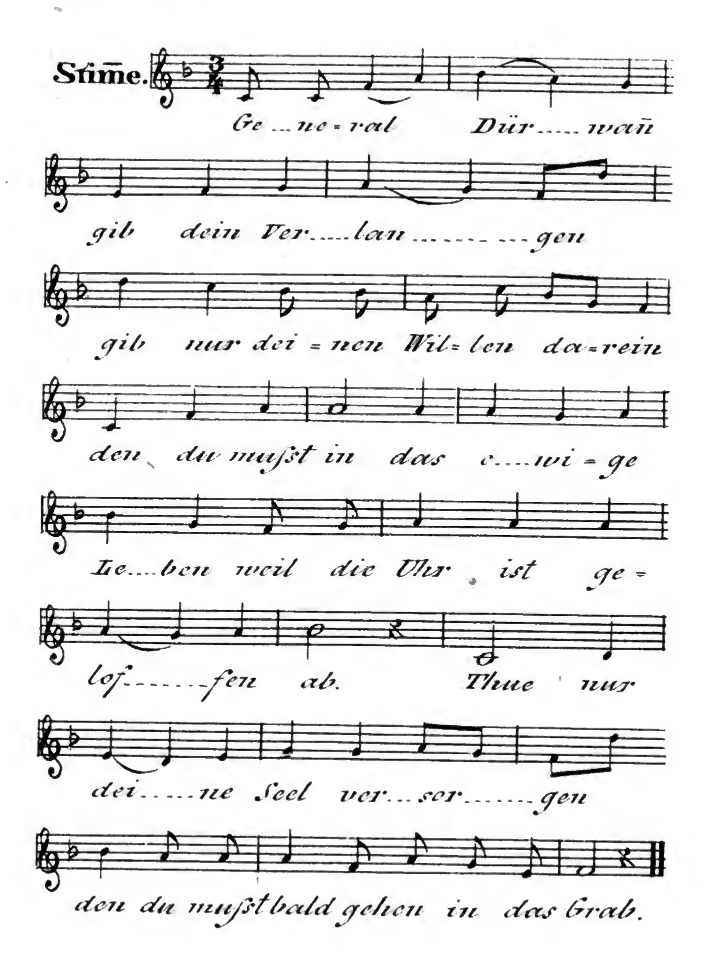
schåms~, mirkt's åf wås enk mi s will

sågng. So bål-di s~ Wålham vo'-



nemə˜ wiə dás deñ dəᶜ Kurfirst sollt
kemə˜, dá hábm·s voᶜ lautəᶜ –. Be=
gird ə˜ steiffi Pa=radi auf=g·füərt.
17. Das Klosterlied.
Stime.
Ich stund auf hohem
Fel = sen, sah in das tie.....fe
Thal, sah ich ein Schifflein
schwimen, wo = riñ drei Grafen
waren. Sah ich ein Schifflein
schwimen, wo = riñ drei Grafen waren.

18. Das Lied vom General-Dürwan.



19. Sommer und Winter.




26263.27
Aus dem Lechrain.
Widener Library
003450910
3 2044 089 077 986